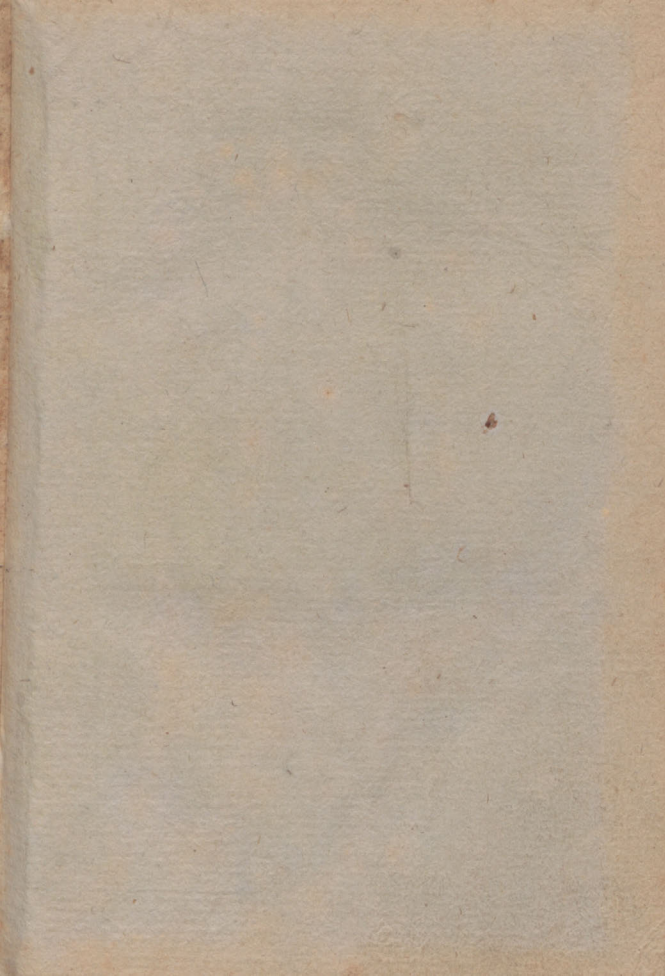


Biblioteka
U.M.K.
Toruń

010020 / 1812
I 1820

Il 1421

22¹⁰







H. Ramberg. del.

A.W. Boehm. sc.

MINERVA

für

das Jahr 1812.



Mit 9 Kupfern

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.



90



010020

I

Uebersicht des Inhalts

des vierten Jahrgangs der Minerva.

Erklärung der Kupfer.

Gallerie zu Schillers Gedichten. Vierte Schau- stellung. Szenen aus der Jungfrau von Dr- leans.	S. 1
Das Titelblatt.	— 19
I. Die Weihe.	— 23
II. Die Einsegnung.	— 30
III. Die Schlacht-Anführerin.	— 33
IV. Der schwarze Ritter.	— 36

V. Der Zauber des Augenblicks.	S. 39
VI. Das Stillschweigen.	— 42
VII. Die Prüfung.	— 45
VIII. Die Verstärkung.	— 48

I. Argalia von Caroline Pichler, geb. von Greiner.	— 1
II. Gedichte von Fr. Kind.	— 75
1) Auf ein Lautenband.	— 77
2) Die Königsfinder.	— 79
3) Der Herbst. An ***.	— 86
4) Nach dem Lateinischen.	— 89
5) Martin Blümchens Leiden und Freuden.	— 90
III. Aciß. Erzählung von der Verfasserin des Walter von Montbarry.	— 103
IV. Domingo, vom Verfasser des Herrmann von Loebeneck.	— 125
V. Der Sommermorgen, von Fr. Kind.	— 165
VI. Nachtfeyer des Schwermuth. 1803.	— 195

VII. Zwey Erzählungen von A. F. E. Lang-	
bein.	S. 207
Sieg des Edelmuths.	— 209
Der Dechant von Badajos.	— 220
VIII. Gedichte von Buri. — 231	
1) Zuruf an Agathon.	— 233
2) Bey der jungen Nina Beerdigung.	— 235
3) Cato am Tempel des Jupiter Ammon. (Nach Lucan.)	— 237
4) Die echte Flamme.	— 243
5) An einen vaterländischen Fürsten.	— 244
6) Die himmlischen Huldinnen.	— 246
7) Spatz und Taube.	— 248
8) Die Feldmohnrosen.	ebend.
9) Das Lied des trauernden Edmund.	— 251
10) Apotheose.	— 254
11) Die Verlobte.	— 256
12) Die Welt der Erscheinungen.	— 258
IX. Die weiße Rose. Ballade von A. F. E.	
Langbein.	— 253

-
- X. Noch einige Worte über Seume. Aus Gelegenheit einer ungedruckten Handschrift seiner früheren Gedichte, von E. A. H. Clodius. S. 273
- XI. Der Mädchen Morgengespräch. Idylle von Carl Streckfuß. — 307
- XII. Ueber die schrecklichen Wirkungen, welche einstens unser Erdball durch das Zusammenstoßen mit einem Kometen leiden wird von D. A. H. E. Gelpke. — 323
- XIII. Agrionien für das Jahr 1812. . . . — 345
-

G a l l e r i e

zu

Schillers Gedichten.

Vierte Schauſtellung *).

Szenen aus der Jungfrau von Orleans.

*) Die erste befand sich in der Minerva von 1809, und enthielt Szenen nach Schillers Gedichten und Romanzen, die zweyte in der Minerva von 1810, enthielt Szenen aus dem Don Carlos, die dritte in der Minerva von 1811, Szenen aus Wallensteins Lager, Piccolominis und Wallensteins Tod.

In einer Gemälbegallerie, nach Schillers unsterblichen Dichtungen entworfen und ausgeführt, durfte wohl am wenigsten dasjenige seiner Dramen fehlen, welches unter allen das reichbegabteste Kind seiner Liebe und Vaterpflege genannt werden muß, seine Jungfrau von Orleans. Keines ist vom ersten Augenblick seiner Erscheinung an allgemeiner, stürmischer beklatscht und bewundert, aber auch spöttischer gemißdeutet, bitterer getadelt, seltsamer beurtheilt, nach selbstgeschnitzten, verkrüppelten Maßstäben ungerechter bekrittelt und bekunstrichtert worden, als diese Johanna, deren Schicksal es in der Welt der Wahrheit und Dichtung von jeher gewesen ist, daß sie nach jeder Vergötterung ein Verdammungsurtheil, nach jeder Canonicisation ein Auto da Fe' erleben sollte.

Es ist eine bekannte und damals auch in öffentlichen Blättern bemerkte Thatsache, daß selbst auf der Bühne, für welche Schiller zunächst dichtete, an dem Orte, der nun fast seit einem halben Jahrhundert in Besitz ist, für Deutschland zu seyn, was Athen für Griechenland, Florenz einst für Italien war, an der Tim, die man stets so gern mit dem Nilus verwechselte, Schillers Jungfrau, als sie nun, mit aller Kraft und Kunst des Vaters ausgestattet, vollendet da stand und in gewählten Kreisen vorgelesen worden war, viele Monate hindurch nicht aufgeführt werden konnte, weil — man Mißdeutungen und

Mißverständnisse befürchtete und in Ausdrücken, wie etwa die arglosen Worte des ehrlichen Vaters Thiebault: „entfaltete ist die Blume deines Leibes,“ darbieten, unwillkommenen Stoff zu einem Stachelvers für irgend einen ungezogenen Witzbold abndete. Daher kam es denn auch, daß Schiller sein Lieblingsstück nicht auf dem Weimarischen Theater, für das er es doch zuerst und zunächst gedichtet hatte, sondern zuerst auf den Schaubühnen von Berlin und Leipzig aufführen sah. In Leipzig, wo er es im Spätsommer des Jahres 1800 mit dem Aufgebot aller Kräfte und Kunstansirungen, deren die Sächsische Hofschauspielergesellschaft je fähig war, mit dem innigsten Wohlgefallen aufführen sah, ward ihm die Huldigung, an die der bescheidene Mann nie ohne innige Bewegung dachte. Das Publikum nahm ihn auf eine Weise auf, wie es nie einen Dichter, nie einen Fürsten vorher aufgenommen hatte. Kaum rauschte nach dem ersten Act der Vorhang nieder, als ein tausendstimmiges: Er lebe! wie aus einem Munde erscholl, in welchem allgemeinen Jubelruf die Pauken wirbelten, die Trommeten schmetterten. Beym Herausgehen hatten die jungen Studirenden durch den ganzen Vorhof bis an das Thor in dichtgedrängten Reihen eine doppelte Kolonne gebildet. Als Schiller hervortrat, geboten sie Ruhe, entblößten sämmtlich die Häupter und ließen den Bewundernden still so durch sie hingehen, während Väter hinten ihre Kinder in die Höhe hoben und ihnen zuriefen: Der ist es! Gewiß war diese ganz unvorbereitete, wenn auch freylich nicht glänzende Bezeigung huldiger Ehrfurcht würdiger und gehaltvoller, als manches rauschende, aber oft nur bestellte Triumphfest, und allenfalls nur mit der Huldigung zu vergleichen, die man vor nicht langen Jahren in Spanien einem hochgefeyerten Ausländer dadurch bewies, daß jeder, der in der Reihe stand, seinen Mantel vor ihn hinwarf und so im Hury die Gasse, durch welche er wandelte, mit Tuch bedeckte.

Kein Stück des großen Dichters ist mit so allgemeinem Enthusiasmus aufgeführt und mit so später Ersättigung wiederholt worden, als diese Jungfrau. Alle Unvollkom-

menheit, welche die geschärfte Kunstkritik daran auszuspähen vermochte, verschwand bey der Aufführung und, wer sich nur wirklich hinzugeben und für den Eindruck offene Empfänglichkeit zu bewahren wußte, fühlte, daß, wenn er auch keine kunstgerechte Definition dessen, was ein romantisches Schauspiel sey, in sich erzeugen oder kritisch verarbeiten könne *), doch diese Romantik allein dem deutschen Sinn zusage und volle Befriedigung gewähre.

Es ist bekannt, daß auf den Grabhügel des erhabensten aller griechischen Trauerspieldichter, des Meisters des attischen Cothurns, Sophocles, der Schutzgott des alten Theaters, Bacchus, in Marmor gestellt und diesem in die Hand die Trauermaske der Antigone gegeben wurde, zum Zeichen, daß die Antigone die gelungenste Tragödie des Dichters sey **). Käme es ja zu einem Kenotaphium, was die dankbaren Völker deutscher Zunge dem Dichter errichten wollten, der unter allen die allgemeinste Wirkung auf alle Stände gemacht hat und fortdauernd machen wird, weil er die innerste Eigenthümlichkeit der Deutschen, philosophische Tiefe mit Glanz, Gemüthlichkeit im Bunde mit Sittlichkeit, am lebendigsten ergriff und in sich selbst darstellte: so wird der Statue, die auf seinem Grabmal

*) Es dürfte für ein Lehrbuch der Aesthetik, wie sie seyn soll, noch jetzt eine sehr lehrreiche Zusammenstellung gewähren, die Definition des romantischen Schauspiels, so wie sie damals drey Recensenten der Johanna aufstellten, der von Schiller selbst wegen seines pythischen Orakeltoms bewunderte Critikus in der Allgemeinen Literaturzeitung von 1802. No. 15 — 16, der tüchtige Empiriker Kobzeue in der Zeitung für die elegante Welt und Merkel in seinen Literaturbriefen im 64. Briefe.

***) S. das Sinngedicht des Dioscorides in Jacobs Tempel Th. I. S. 50.

sieht, der Helm der Jungfrau in die Hand gegeben werden müssen. Nur frage man uns nicht, wen die Statue selbst vorstellen solle? Daß es sein Ebenbild, seine eigne Büste, und wäre sie die getroffenste von Dannecker, nicht seyn könne, versteht sich von selbst. Aber auch die verschleyerte Leichenfrau, die wir auf einem in Aquatinta von Haldenwang gestochenen Grabmonument des Dichters erblicken, werden wir uns in vollem Ernste verbitten müssen.

Mit dem einzigen Worte romantisches Schauspiel glaubte der sinn- und geistvolle Dichter alles auf einmal gesagt zu haben, was Leser und Zuschauer auf den richtigen Gesichtspunct stellen könne, aus welchem dieses, sein hochgenialisches Erzeugniß beurtheilt werden könne. War doch die historische Johanna selbst ein reines Product des Zeitalters, das seines noch ungeschwächten kindlichen Wunderglaubens wegen Mutter und Säugamme der romantischen Poesie werden konnte. In dem Glauben und Wirken ihres Zeitalters sollte nun auch Johanna aufs neue für uns hervortreten, sie selbst eine Gläubige der Wunder, die sie verrichtete, ein Gefäß der himmlischen Gnade und Rettung, das nur durch die reinste Jungfräulichkeit des Schutzes der Hochgebenedeyten fähig und würdig seyn konnte. Hat sie es doch durch ihr Bekenntniß und ihren Tod selbst besiegelt, was und in welchem Geiste sie es gethan. Wer nun über die prophetischen Orakel der Wunderthäterin, über ihre gesprengten Ketten, über ihre Himmelfahrt noch lächeln und spötteln kann, soll dieß Stück nicht für sich gedichtet halten, aber auch seine prosaisch-vernünftelnde Wunderscheu dem gläubigen Nachbar nicht aufdringen wollen. So deutlich nun auch alles dieß durch jenes einzige Wort ausgesprochen und so lesbar es dem Stück an die Stirn geschrieben war, so verkehrt und unanständig betrug sich doch gleich nach dem ersten Hervortreten des Stücks ein großer Theil des Publikums, das sich seinem Alter und seiner Bildung nach für mündig und stimmungsfähig zu halten gewohnt war. Da ergrimmte ob dieser Verstockung und Herzenshärte der Dichter und

schrieb bald, nachdem er seinen Wohnsitz von Jena nach Weimar verlegt hatte, die bekannten Strophen, die, so bekannt sie auch sind, doch hier um des Ganzen willen nicht fehlen dürfen:

Das Mädchen von Orleans.

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott,
Krieg fährt der Wiz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott,
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ewigen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben,
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn.
Doch fürchte nicht. Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Zwey Beweggründe wirkten in der That vor allen andern auf den Dichter, daß er, nachdem er zweymal diesen Stoff gewählt und wieder von sich gewiesen hatte, ihm endlich doch wie einer mitternächtlichen Erscheinung, die zum Schatz ruft und immer wieder kommt, wenn der Gerufene zögert, sein volles Vertrauen und seine ganze Liebe schenkte. Voltaire hatte die volle, schäumende Schale seines unsaubern Wizes über diesen Gegenstand ausgegossen und seit dem Jahr 1757, wo sein Gedicht zuerst öf-

fentlich im Druck erschien, nachdem es viele Jahre im Dunkeln herumgeschlichen war, durfte nicht einmal das einst so ehrwürdige Wort pucelle in irgend einer feinen Gesellschaft in Frankreich mehr ausgesprochen werden. Der eifernde Mercier hat in seinem Grimme über diese Entweihung und Beschimpfung in seiner Vorrede zu Cramers französischen Bearbeitung der Schillerischen Jungfrau diesen poetischen Wechselbalg böcksfüßiger Natur ein crime antinational genannt, dessen Urheber er als einen poète immoral et calomniateur bezeichnet *). Man kann es aber auch als einen Taumelbecher anklagen, durch dessen gieriges Hinabschlürfen die Sittlichkeit ganzer Geschlechter im Keime verlegt und vergiftet worden ist, und da es zugleich das Witzigste und Originellste ist, was Frivolität und Schamlosigkeit eines wahrhaft genialischen Kopfes hervorzubringen vermochte, so sind die verderblichen Wirkungen und Prolifcationen desselben durch immer empfindendere Witzgeburten der Art bis auf die neueste Zeit und bis auf die abscheuliche Höllegeburt der Justine herab durchaus nicht zu berechnen **). Freylich hatte Voltaire im Grunde nichts andres gethan, als das, was schon Shakspeare im ersten Theile seines Heinrichs VI. mit aller Kraft seines Genius und des englischen Nationalhasses über die, seiner Darstellung nach, durch Wollust und Eitelkeit verderbte Jeanne d'Arc reichlich ausgegegossen hatte, mit einer Schale, die dem Ariost abgeborgt wurde, — denn ohne den Orlando hätte Voltaire nimmer eine Pucelle gedichtet, — wieder aufgefaßt und mit allem, was

*) Jeanne d'Arc, ou la Pucelle d'Orléans, tragedie en V Actes. Auteur Frédéric Schiller, poète Allemand. Traducteur Charles Fr. Cramer. Editeur Mercier, de l'Institut national. (Paris 1802, bey Cramer.) Préface p. IX.

***) G. Bouterweck Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Th. VI. S. 359.

Lüfternheit süßes und verführerisches hat, dem lechzenden Gaumen seiner Zeitgenossen vorgesetzt. Ja man kann sagen, und es ist auch oft noch in der letzten Zeit zu seiner Entschuldigung angeführt worden, daß er den Charakter der wahren Pucelle gar nicht einmal verzerrt oder entweiht habe, daß er es bloß mit dem lächerlichsten und plattesten aller fantastischen Dunsbilder, der Hirngeburts eines Chapelains zu thun hatte, die er mit unerschöpflicher Laune parodirend allein zur Zielscheibe seiner Einfälle machte, und so dem verrufenen Thema die einzige wirklich darstellbare Seite abgewann. Allein in diesem Lichte konnte Schillers heil'ger, und man darf wohl hinzusetzen, religiöser Ernst eine solche Erscheinung nun einmal nicht betrachten. Die Ehre der Jungfrau sollte auf immer gerettet, der romantische Stoff, der in ihrer Wundergeschichte liegt, sollte hervorgezogen, die Frivolität nach Verdienst gezüchtigt werden.

Eine literarische Erscheinung, die noch sehr frisch dem Dichter in die Hand gekommen war, die keine Art von historischer Forschung und kritischer Vorbereitung scheute, trug gewiß auch viel dazu bey, daß Schillers eine echt poetische Ehrenrettung der Jungfrau gerade damals recht zeitgemäß erschien. Del' Averd'y, Ehrenmitglied der Pariser Akademie der Inschriften und Literatur, hatte seine eben so mühsamen als genauen Auszüge aus 28 Handschriften, die sich über den Verdammungs- und Löspreschungsproceß der Jeanne d'Arc theils in der königlichen Bibliothek, theils in den Sammlungen von St. Germain und St. Victor vorfanden, erst wenige Jahre vorher bekannt gemacht *). Der Dichter hatte sie mit der lebhaft

*) Sie nehmen fast ausschließlich den dritten Band der Notices et Extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi. Paris, de l'Imprimerie Royale 1790. in 4. ein. Vergl. Geschichte der Jungfrau von Orleans aus altfranzösischen Quellen von Fr. Schlegel, Berlin 1802.

testen Theilnahme geprüft und durchstudirt. Da sie hatten ihn so angezogen, daß er lange unentschlossen blieb, ob er nicht statt des erdichteten Ausgangs in seinem Schauspielen den wahren geschichtlichen wählen sollte.

Sonderbar, daß wenige Jahre früher, ehe Schiller Hand an sein herrliches Meisierwerk legte, ein edler Britte, Robert Southey, gleichfalls durch dieselben muthwilligen Ergießungen des wüthigsten aller neuen Spötter, und durch dieselben Actenstücke, die in Frankreich zu ihrer Rechtfertigung erschienen waren, gereizt, ein Helldengedicht in reimlosen Jamben, Ioan of Arc, zur Verherrlichung der Jungfrau herausgegeben hatte, worin sie aber durchaus nicht als Wunderthäterin — dazu ließ den Britten sein Hume nicht kommen — sondern nur als eine Begeisterte von Vaterlandsliebe, von Zorn gegen die Feinde ihres Volks und von kindlichem Zutrauen auf Gott und die gerechte Sache austritt. Dieser Epopöe mangelt aber, bey allen Schönheiten der Diction und des schildern den Details, als einem bloßen Werk der Gelehrsamkeit und des Verstandes, jeder lebendige Hauch des wahren Genies, jede Spur des auch in diesem Sinne allein seligmachenden Glaubens.

Ein zweyter Beweggrund, warum Schiller dieß Thema mit solcher Vorliebe behandelte, war ohnstreitig, weil er dadurch am leichtesten den Uebergang zur wirklichen Schicksalsfabel, wie er sie dann in der Braut von Messina in ihrer furchtbarsten Gestalt aufstellte, vorbereitete und sich den Weg zum griechischen Drama bahnte, das damals seinen Geist am meisten beschäftigte. Doch dieß gehöret in die Geschichte seiner inneren Entwicklung und Fortbildung, der wir hier keineswegs vorzugreifen gedanken, da sie uns bey der neuesten Ausgabe seiner Werke aus der Feder eines Vertrauten seiner Muse und seines Herzens versprochen wird.

Die Johanna ist ein romantisches Schauspiel, also eins, zu welchem den Stoff nur das Gefühl, die Form nur die Phantasie gegeben hat und geben darf.

Das Gefühl — nicht jenes gemeine, das nur die Thränenröhen reizen und die Sacktücher einweichen will,

welchem der Jammer stets, wenn er nur naß ist, gefällt, wie sich unser Dichter in Shakespears Schatten darüber ausdrückt, nicht das sinnliche, sondern das geistige Gefühl, dessen Licht und Wärme die romantische Poesie zu dem macht, wovon sie den Namen führt. Die Phantasie — nicht die ungezügelte, sondern die freye, aber gebildete, welche die Thekla erschuf. Darum mußte nun auch dem Schöpfer dieser romantischen Dichtung frey stehen, so viel aus der Geschichte und Legende zu verbrauchen, als ihm gut und verantwortlich dünkte, und er nahm wirklich das Meiste daraus; wo er aber änderte und hinzudichtete, da ist es wenigstens im Geiste der Legende genommen und läßt sich daraus vollkommen rechtfertigen. Es haben indeß auch in der neuesten Zeit zwey nachhaltige Kunstrichter, die schon mehr als ein verherrlichendes Epigramm sogar als Dioskuren aufstellten, nicht ohne Zeichen von Ungunst und Mißbilligung diese Abweichung von der Geschichte als der innern Wahrheit des Charakters der Jungfrau widerstrebend und der romantischen Darstellung selbst nachtheilig angegeben. „An einem wunderbaren Stoffe, so sagt der Verfasser der Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, an einem solchen Stoffe, wie die Geschichte der Jungfrau von Orleans ist, glaubte Schiller sich mehr Freyheit erlauben zu dürfen. Die Verknüpfung ist loser; die Szene mit dem Montgommery, eine epische Einmischung aus der Ilias, fällt aus dem Tone; bey der seltsamen und unbegreiflichen Erscheinung des schwarzen Ritters ist die Absicht des Dichters zweydeutig; im Charakter des Talbot und manchem andern Theile hat Schiller nicht glücklich mit Shakspear gewetteifert. — Ist doch die Geschichte der Jungfrau auß genaueste bezeuget, ihre höhere Sendung wurde von ihr selbst und größtentheils von ihren Zeitgenossen geglaubt, und brachte die außerordentlichsten Wirkungen hervor. Das Wunder konnte der Dichter dahinge-

stellt seyn lassen, wenn ihn der Zweifelgeist seiner Zeitgenossen davon ablenkte, es für wahr zu geben; und rohes, schmachvolles Märtyrerthum der verrathenen und verlassenen Heldin würde uns tiefer erschüttert haben, als das rosenfarb erheiterte, welches Schiller im Widerspruch mit der Geschichte ihr andichtet. Shakspear's wiewohl aus seinem nationalen Gesichtspunkte partheyische Darstellung ist dennoch weit historischer und gründlicher *). Verstehen wir unsern Dramaturgen recht, so frommt ihm weder der Donner des Himmels, noch der Kettenfall der Jungfrau, noch was sonst als Wunder angesehen werden mag. Dafür sollen wir die gläubige Dulderin wirklich zum Scheiterhaufen führen sehen, sie wirklich, als man ihr die Inquisitionsmütze aufsetzte, zu ihrem Begleiter sagen hören: *Maistre, par la grace de Dieu, je serai ce soir en paradis **)*. Doch die Verbrennungsszene selbst wird man uns ja doch wohl ersparen wollen. Sie macht ja selbst in der Zauberoper *Oberon* eine verdrießliche Figur und da kommt doch noch der Eisenkönig und löschet. Wir werden also eine Abschiedsszene vor dem Hingang zum Schaffot bekommen, wie in der *Maria Stuart*. Da wäre es doch wohl noch gerathener gewesen, nach dem Rathe einiger frühern Kunstrichter gerade da den Vorhang fallen zu lassen, wo Southey seine Epopöe schließt. Diese endet nämlich damit, daß Johanna den König eigenhändig krönt, dann vor ihm niederkniet und ihn im Namen Gottes beschwört, menschlich und weise zu regieren. Auffallend ist übrigens auch in diesem Kunsturtheile die bis zur Vergötterung getriebene Vorliebe für Shakspear, dessen alles überflügelndem, alles verdunkelndem Genius Trojaner und Rutuler, so wie sie die Faust ergreift, ohne Mitleid und Rücksicht aufgeopfert werden. Doch bey diesem Falle

*) H. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur Th. II. Abtheilung II. S. 410 f.

***) Del' Averdý Notices et Extraits des Manuscrits T. III. p. 454.

wenigstens möchte der Vorzug, der dem Britten so freigebig ertheilt wird, keinen Unbefangenen täuschen. Es ist ja jedem, der mit Shakespears großem dramatischen Kreise aus der englischen Geschichte etwas genauer bekannt ist, eine ausgemachte Sache, daß überhaupt die drey Theile Heinrichs VI. zu den jugendlichen und unreifen Arbeiten des großen Dichters gehören und bey manchen einzelnen Schönheiten der tiefen Charakterzeichnung und des Organischen, innerer Einheit fast gänzlich entbehren. Das Einzige, worin Shakspear Vorzüge vor Schillern hat, ist Talbots Charakter und Heldentod in der Verbindung mit seinem wackern Sohne John Talbot. Man muß aber auch erwägen, daß Talbot die Hauptfigur in diesem ganzen Stück und mit besonderer Liebe vom brittischen Dichter durchgeführt, in Schillers Dichtung aber nur eine sehr untergeordnete (fast ganz entbehrliche) Nebenfigur ist. Dagegen kann nichts flacher und im Ganzen gehaltloser gedacht werden, als die Art, wie Johanna in Shakspear dem von Rouen abziehenden Herzog von Burgund auf lauert und die ekelhaftesten Schmeicheleyen an den Kopf wirft, während dieß in unsers Schillers Schauspiel eine der gelungensten Szenen hervorbrachte. Und wie ganz unmotivirt ist die plötzliche Sinnesänderung der Johanna und ihr schmähtliches Herabsinken von einer Magd Gottes zu einer Magd des Teufels und seiner saubern Gesellen bis zu der ekelhaften Schlußszene, wo sie sich schwanger angibt!

Doch hören wir lieber noch, was der zweyte der Gebrüder Schlegel noch ganz neuerlich über diesen so oft mißverstandenen Charakter der Johanna nicht ohne Beziehung auf die neuere dramatische Behandlung desselben unter uns angemerkt hat. Es ist die Rede von Caris VII. Undank gegen die Heldin, die sich ihm geopfert hatte. Nun heißt es weiter *): „Auch in neuern Zeiten diente

*) Fr. Schlegels Vorlesungen über die neuere Geschichte, Xte Vorlesung, S. 239.

der schönste Name und Charakter, welchen die französische Geschichte aus der romantischen Mittelzeit aufzuweisen hat, nur zum Gegenstand des Mißbrauchs. Ein vortrefflicher Dichter hat die Heldin Frankreichs zuerst wieder verherrlicht; dennoch steht die Wahrheit der Geschichte noch weit über dieser poetischen Darstellung. Johanna führt das Schwert, wie die Fahne, als Siegeszeichen dem Heere voran, aber weit entfernt von unweiblicher Grausamkeit oder Blutvergießen, ist zwar sie selbst mehrmals verwundet worden, hat aber nie getödtet oder Blut vergossen, noch ist andere irdische Neigung in ihr Herz gekommen, als die für das Vaterland, für den Abkömmling des heiligen Ludwig und für die heiligen Lilien, deren Glanz zu retten sie sich oft in das Schlachtgewühl gestürzt hat, und endlich in den Flammen gestorben ist.“

— Allerdings hätte diese so mittheidige und sanfte Pucelle eine ganz andere Figur gespielt. Allein man frage sich selbst, ob sie dann auch für diese romantisch-chevalereske Tragödie eine so schickliche Person gewesen wäre, als wie sie Schiller uns darstellt? Der Dichter hatte wohl so gut, als Fr. Schlegel, die Actenstücke und Depositionen gelesen, die sowohl während ihres Processes 1431, als bey der Revision 1453 die Thatsache bezeugen, daß sie eigenhändig keine Feinde getödtet habe, weil sie nach ihrer zarten Gewissenhaftigkeit die Seelen der erschlagenen Engländer noch mehr beklagte, als ihre Leiber. Allein er glaubte wohl aus mehreren sehr zureichenden Gründen darauf keine Rücksicht nehmen zu dürfen. Gerade das Gegentheil davon schien ihm nothwendig in dem Charakter der Zeit selbst zu liegen, und so gründete er die ganze Katastrophe des Stückes auf das Gelübde, keines Engländers, der ihr im Gefecht begegne, je zu schonen, sondern sie alle der Jungfrau und den heiligen Lilien von Frankreich zu weihen. Auch möchte es wohl noch immer an das Unwahrscheinliche gränzen, daß die Jungfrau wirklich in der Folge nie mit eignen Händen Feinde erlegt habe. Ueberhaupt begriffe man dann gar nicht, wozu sie das geweihte Schwert, das sie zu Tierbois holen ließ, nöthig gehabt

hätte. Auch ist es keineswegs gegründet, daß sie nur immer die geweihte Fahne vorgetragen habe. Wir finden ausdrücklich erwähnt, daß sie sich diese auch von andern oft vortragen ließ *).

Die Jungfrau macht in Schillers Dichtung nicht nur die Seele des Ganzen, sondern fast das Ganze allein, was nun wohl nothwendig war, wenn ihr kurzes, aber thatenreiches Heldenleben in Einem Schauspiel dargestellt werden sollte. Allein es ist diesem Stück mit großem Unrecht der Vorwurf gemacht worden, daß fast alle andre Personen nur skizzirt und ihre Charakterzeichnung vernachlässigt wäre. Sie sind ja alle — einige unbedeutende Maschinen abgerechnet — Theile eines organischen Ganzen; mithin sämtlich zugleich Mittel und Zweck. Wie vortrefflich gezeichnet sind nicht der König (freylich nicht der wahre, der ein ganz ausgearteter Weichling war, aber für den ganzen Plan sehr wenig gepaßt hätte; hier erscheint er in seiner schwächlichen Güte, nur für das Schöne empfänglich, nie für das Große, die Galanterie der Liebe mit ihrer Innigkeit gern paarend, bereit ihr

*) Die Stelle in den Auszügen des Del' Uverdy Notices T. III. p. 42: Si j'ai toujours porté moi-même mon étendart, je n'ai jamais eu d'autre but que celui de ne pas verser du sang humain; je n'ai en effet tué aucun homme dans les combats, leidet allerdings keine Ausnahme, vergl. p. 322, und Lenglet Dufresnoy in seiner Histoire de Jeanne d'Arc, Vierge, Heroine, T. I. p. 72. (Paris. Ausgabe von 1553.) Indessen kommen doch viele Stellen in den alten beglaubigten Nachrichten vor, wo sie keine Standarte trug, wo sie wirklich focht u. s. w. zum Beyspiel in Dunois Aussage bey Lenglet Dufresnoy T. II. p. 119: Incontinent la dite Pucelle et La Hire — coucherent leurs lances et tous les premiers commencerent à frapper les dits ennemis.

und der Freundschaft allenfalls auch den Thron zu opfern), neben ihm die sanfte Agnes Sorel, durch deren ganz in Liebe aufgeloßten, im König selbst nie etwas andres, als den Geliebten erblickenden Charakter der Dichter uns auf eine feine Weise mit der reinen Weiblichkeit, die seine Heldenjungfrau nicht haben kann, wieder aussöhnt, mit einem Wort, die lieblichste Figur in dieser ganzen bunten Gruppe. Mit feinen Schattirungen sind die drey Charaktere der hier vorkommenden Helden gegen einander abgestuft. Der wackre Dunois, Bastard von Orleans, feck, rauh, nur zu bändig durch Liebe, er selbst ein echter Sohn derselben; ihm gegenüber der eiserne Talbot, fest und kalt, wie sein gutes Schwert, vertraut mit Epikurs Weisheit, ein Spötter der Vorurtheile, wie der Gefühle, der der unvergleichlichen Grabchrift werth war:

Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf seinem Schild, den er nicht lassen wollte;

endlich Burgund, der schwächere, leicht irre geführte, doch gern der bessern Ueberzeugung weichende Mann, übrigens so wahr aus der phantastischen Zeit der Chevalerie aufgegriffen. Wie gern möchte man die Figur der abscheulichen Isabeau ganz dabey vermissen, dieses von der Natur verwahrloseten Weibes, die nur von Rache und Wollust beherrscht wird. Die empfindende Szene zwischen ihr, Talbot und Burgund wäre dann auch in der Dichtung weggefallen, die auch auf vielen Theatern in der Vorstellung wegleibt, so wie die unsittliche Zumuthung an Lionel, ihr Kurzweil zu machen.

„Die Menge wahrhaftig schöner Situationen und Gruppen in diesem Stücke könnte einem geschickten Maler Stoff zu einer kleinen Gallerie bieten.“ So lautete bald nach der Erscheinung des Stücks das Urtheil eines geachteten Kunstrichters. Es ist uns nicht bekannt geworden, daß außer den einzelnen Figuren, die in den Costumes des Berliner Theaters von den Hauptpersonen des Stücks erschienen sind, und außer dem bekannten Krönungs-

zug,

zug, der gleichfalls nach der Darstellung desselben auf der Berliner Bühne in einem colorirten Blatte schon vor mehreren Jahren ausgegeben worden ist, wirkliche Szenen und Situationen daraus in einem etwas größern Format — gewisse Lilliputische Kalenderkupferchen können wir kaum in Anschlag bringen — ausgeführt worden wären. Der geistvolle und erfindungsreiche Kamb erg hat sich eine neue Blume in seinen Künstlerkranz durch die meisterhafte Zeichnung von acht Szenen aus der Johanna geflochten und wir zweifeln nicht, daß auch diese, mit Geschmack gedachte und ausgeführte, kleine Gallerie den Beyfall aller sich zu verdienen wissen werde, die an dem schönen Schweserbunde der bildenden und dichtenden Kunst Wohlgefallen haben. Auch hier ist die Idee einigemal nur aus der Erzählung, nicht aus der Darstellung und wirklichen Action genommen worden, weil der Künstler stolz genug war, nicht überall der bloße Nachbildner, der zahl geleitete und an das Wort gefesselte Nachtreter des Dichters seyn zu wollen, sondern im eigenthümlichen Kreise seiner Kunst sich frey zu bewegen. Es hat zwar neuerlich einem grämlichen und übelgelaunten Kunstjünger im Weimarischen Modenjournal diese Abweichung vom Buchstaben höchlich mißfallen. Allein der liebe Mann scheint noch nicht einmal das Prinzip gefaßt zu haben, nach welchem jene Schwesterkünste, die eine sich nur in der Zeit und im Nacheinander, die andere nur im Raum und Nebeneinander, glücklich bewegen können. So weit wir davon entfernt sind, ein Gemälde nach einer auf dem Theater selbst dargestellten Szene bloß darum zu verwerfen, weil es uns jene Szene noch einmal vergegenwärtigt, ja so sehr wir davon überzeugt sind, daß der wahre Künstler, der Augen zu sehn und den rechten Blick für das Herauszuwählende hat, eben so gut jetzt noch das Theater für Gruppierungen und Compositionen vortrefflich gebrauchen könne, als es von den berühmtesten Malern der griechischen Vorwelt ohnstreitig dazu gebraucht worden

4r Jahrg.



ist *): so wenig dürfen wir uns doch verbergen, daß der wahre Künstler sich nie in die Schranken der bloßen Nachahmung solcher Theaterszenen, oder auch nur in den Kreis der von dem Dichter schon ausgemalten Situationen wird einzwängen und beengen lassen. Oft wird ein einziges Beywort ein ganzes, hochgelungenes Gemälde geben, oft ein einziger Vers zu einer unvergleichlichen Darstellung in Umriß und Figur begeistern können. Der genialische und in seinen Erfindungen oft klassische Maler Wächter hat dieß noch ganz neuerlich durch mehrere seiner gelungensten Zeichnungen dargethan, die zur Ausschmückung der nun vollendeten, wahrhaft vollkommenen Prachtausgabe von Lukans Pharsalia in der Degen'schen Offizin in Wien in Kupfer gestochen worden sind. Daher wird sich auch weder der treffliche Künstler in Hannover, noch der muthige Herausgeber in Leipzig durch die hochgezogenen Augenbraunen jenes Kritikus im Geringsten irre machen lassen, in dieser Gallerie fortwährend auch solche Szenen aufzustellen, die außer dem Dargestellten in Schillers Schauspielen liegen.

*) Man sehe die feine Bemerkung darüber in Levesque's Abhandlung sur les progrès successifs de la peinture chez les Grecs in den Mémoires de l'Institut national. Literature et beaux arts, T. I. p. 421 f. u. vergl. Böttiger's Andeutungen, S. 110.

Das Titelblatt.

Ramberg führt uns in die Gallerie, die er mit seinen Schöpfungen nach Schillers Johanna so sinnreich schmückt, durch eine Vorhalle ein, bey deren Betrachtung wir billig zuerst einige Augenblicke verweilen. Es ist das allegorische Titeltupfer gleichsam im Siebelfelde dieses kleinen Minerventempels, welches diesmal ganz allein in Beziehung auf das Schillersche Schauspiel gesetzt ist.

Auf einem runden Altare, oder, um die Sache noch bestimmter im alterthümlichen Sinne auszudrücken, auf einer marmornen Brunnenmündung (puteal), die zugleich zu einer Basis und zu einem Stützpunkte von Weihgeschenken dienen kann, sehen wir die volle Rüstung der Jeanne d'Arc liegen; ihre geweihte Fahne bedeckt Schwert, Panzer und Schild; die Fahne bekränzt der Helm. Es ist bekannt, daß Johanna, wenn sie den vaterländischen Scharen siegreich mit ihrer Gottesfahne vorauszog, vom Kopf bis auf die Füße — *armée de pied en cap, la bannière à la main* — nach damaliger Sitte gerüstet war. Das bey war nun freylich keine Tartsche oder Schild mehr gewöhnlich; dieß Waffenstück war das erste, was der Erfindung des Pulvers wich. Allein Johanna ist ja geadet und wurde mit ihrer ganzen Familie erst Dails, dann Dulis, d. h. du Lys, von den königlichen Lilien Frankreichs, genannt. Es ist also ihr Turnierschild, wenn etwa ein fragelustiger Alterthumsklitterer uns darüber zur Rede stellen sollte. Zwar dem Künstler war es offenbar dabey mehr noch um das begeisternde, die schrecklichste Geißel der Menschheit allein heiligsprechende *pro aris et focis* (für Altar und Hausherd) in der Umschrift zu thun, welches die alte republicanische Religiosität und Pietät dem: für König und Vaterland der moderneren, monarchischen Geseßlichkeit als gleichwiegend entgeggestellt. Indes würde es doch durch die zwey Lilien im innern Umkreis *) ganz eigentlich der Johanna ange-

*) *Un écu en champ d'azur, avec deux fleurs de lys d'or et une espée la pointe en hault, fermée*

eignet worden seyn. Dabey dürfen der scharfsichtigen Betrachtung die weiblichen Umrisse des Panzers nicht entgehen, wodurch dieser Panzer vor tausend andern noch in unsern Zeughäusern und Rüstkammern befindlichen Panzern die bedeutsamste Individualität erhält. Denn mag auch der galante Einfall des scherzhaften französischen Dichters Bernard in einem Liede auf die Schnürbrust, daß dieser friedliche Fischbeinharnisch zum Andenken der gepanzerten Jeanne d'Arc von den unwiderstehlichen Französinen zuerst getragen worden sey, nur eine Ausgeburt der französischen Laune (so wollte ja Kant einmal das uns fremde Wort Frivolität verdeutschen) genannt werden: so bleibt doch immer die Ähnlichkeit unverkennbar und wird gerade jetzt, wo trotz aller Diatriben der Sömmeringe und Reile die allgebietende Modegöttin dieß veraltete Kleidungsstück wieder zu Ehren bringen wird, zu noch mehrern Vergleichen Anlaß geben können. Das Relief, welches auf dem uns zugekehrten Halbrund angebracht ist, zeigt uns das noch deutlicher im Bilde, was die Inschrift am Schilde schon durch den Buchstaben ausgesprochen hatte.

Nichts ist in jenen ritterlichen Zeiten gewöhnlicher, als die Waffenweihung. Was konnte also bedeutender, sprechender seyn, als das Jesuskind im Schimmer der himmlischen Glorie, welches, von den Engeln Michael und Gabriel emporgehalten, diese Waffen der Jungfrau segnend einweist, von welchen es in dem lateinischen Gedichte, welches unter der Statue der Johanna auf dem Markte in Rouen gerade unter ihrem Wappen zu lesen war, ausdrücklich heißt *):

d'une couronne heißt es von ihrem Wappenschilde in Del' Averdys Notices, p. 156.

*) Regia virgineo defenditur ense coronas

Lilia virgineo tuta sub ense nitent.

Vergl. Belbeuf in den Notices et Extraits tirés de la bibliothèque Royale, T. III. p. 563.

Sichrer ist die Krone, beschirmt vom Schwerte der
Jungfrau,

Unter der Jungfrau Schwert blühet der Lilien Pracht.

Mit gutem Grunde ist unter den englischen Heerschaaren zum Dienste des Kindes der Erzengel Michael (der eigentliche Mars des christlichen Himmels) und Gabriel gewählt worden. Michael, der freitbarste Kämpfer und der Besieger des Teufels, dem daher auch das Fest der Engel oder der Michaelstag in allen christlichen Kirchen von jeher geweiht war, nahm schon früh das freitbare Mädchen in seine besondere Obhut. So sagt sie selbst in ihrem peinlichen Verhör *) vor dem böshafsten Inquisitor, dem Bischoff Cauchon von Beauvais: „Als ich dreizehn Jahr alt war, hörte ich in dem Garten meines Vaters zu Domremy eine Stimme. Sie kam von der rechten Seite, da wo die Kirche steht, wo ich zugleich einen hellen Glanz bemerkte. Im Anfange fürchtete ich mich sehr, aber ich merkte bald, daß es die Stimme eines Engels war, der von nun an mein guter Begleiter wurde und mich ermahnte, mich gut aufzuführen und fleißig in die Kirche zu gehen; es war der heilige Michael. Auch den heiligen Gabriel habe ich gesehen, aber niemals ist mir der heilige Dionysius erschienen **).“ Was ist also natürlicher, als daß diese Engel gerade das segnende Jesuskind hier emporhatten?

Die Umgebungen des Altars unten sprechen sich von

*) S. Del' Averdys in den Notices, p. 24, vergl. E. Bertuchs Beytrag zur Geschichte der Johanne d' Arc im Journal London und Paris, VIIter Jahrgang, Th. II. S. 120.

***) Bekanntlich ist St. Denys der Schutzpatron von Paris und Frankreich. Voltaire hat daher in seiner unsaubern Pucelle auch ihn in die Maschinerie seines Epos verflochten und dem Schutzpatron der Engländer, dem Ritter St. Georg, entgegen der Jungfrau immer zum Schutz zugesellt.

selbst aus. Hirten und Winzerinnen umknieen mit Dankgefühl diesen schirmenden Friedensaltar. Die Inbrunst, mit der hier angebetet wird, ist der wunderbaren Rettung des Vaterlandes gleich.

Dem Einer Freude Hochgefühl entbrennet
Und Ein Gedanke schlägt in jeder Brust,
Was sich noch jüngst in blut'gem Haß getrennet,
Das theilt entzückt die allgemeine Lust.

Oder wer erinnert sich hierbey nicht zugleich jener furchtbar wahren Schilderung des blutigsten Ungeheuers:

— ein furchtbar wüthend Schreckniß ist
Der Krieg. Die Heerde schlägt er und den Hirten.
Du glaubst an Menschlichkeit. Es schont der Krieg
Auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.

Und darum faltet auch das Kindlein hier seine Händchen mit zum Dank, umschlossen, umschirmt in den Armen des betenden Großvaters. Auch die thierische Schöpfung nimmt Theil. An der schönsten, vollestes Garbe, würdig bey dem Fest zu Eleusis zu prangen, weidet das Friedenslamm und ihm gegenüber lieblosen sich zwey Läubchen, würdig in dem Augenblick zu den Füßen der Liebesgöttin zu sitzen, in welchem sie dem zurückkehrenden Mars, nach Rubens bekannter Allegorie, das Mordschwert abgürtet. Oder mißfällt dir, lieber Leser, in diesem christlichen Poem und Sinnbild die alte, heidnische Widersprache, wohl an, so denke dir bey dem Lämmchen das, womit der kleine Johannes in der heiligen Familie von Raphael spielt und bey den Läubchen die noachitische Friedenstaube mit dem Delzweig!



Hamburg del.

Jungfrau von Orleans. 1^{te} Aufl. 10^{te} Aufl.
— Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
— Und Fahne tragend — —

A. W. Bachmann sc.

I.

Die Weihe.

Das himmlische Gesicht, durch dessen Erzählung Johanna bey der ersten Zusammenkunft mit dem König in Chinon ihre göttliche Sendung bekrundet, ist auf diesem trefflich komponirten Bilde aus den Regionen der Phantasie und der begeisterten Frömmigkeit zur Wirklichkeit hervorgerufen worden. Hier bewegt sich der schaffende Künstler in seinem eigenen Elemente. Zwar ist der Funke, der ihn begeisterte, des Dichters Fackel entflohen. Aber kein Maschinenmeister wird die Szene je auf die Bühne zu bringen vermögen. Alle Flugwerke und Opernkünste gehen hier betteln.

— vor dem Dorf, wo ich geboren, sieht
 Ein uraltes Muttergottes-Bild, zu dem
 Der frommen Pilgerfahrten viel geschahn,
 Und eine heil'ge Eiche sieht daneben —
 Und in der Eiche Schatten saß ich gern
 Die Heerde weidend, denn mich zog das Herz. —
 Und einsmals, als ich eine lange Nacht
 In frommer Andacht unter diesem Baum
 Gesessen und dem Schlafe widerstand,
 Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
 Und Fahne tragend — und sie sprach zu mir:
 Nimm diese Fahne! Dieses Schwert umgürte dir,
 Damit vertilge meines Volkes Feinde.

Johanna zweifelt, die Göttliche berührt ihr aber die Augenlieder.

— und als ich aufwärts sah,
 Da war der Himmel voll von Engelknaben,
 Die trugen weiße Lilien in der Hand. —

Diese Erscheinung hat hier Ramberg in ein sehr liebliches, eben so sinnreich, als materisch komponirtes Gemälde gebracht. Man bemerke nur den schönen Aufschwung und materischen Gegensatz der Figuren, indem man, von der

Lammerherde unten ausgehend und zur entzündeten Schäferin fortschreitend, immer hinaufsteigt, bis man endlich zu der umringenden Engelgtorie emporgehoben mit den absichtlich etwas größer gehaltenen Erzengeln über dem Gipfel der heiligen Eiche aufhört. Es versteht sich, daß zwey dienstbare Engel auf beyden Seiten der Himmelskönigin zu Vollendung der Gruppe gestellt werden mußten. Sehr brav ist auch die Stellung und wachsame Aufmerksamkeit des Schäferhundes, welcher gleichsam das bindende Mittelglied in der untersten Linie ist, schon darum ausgedrückt, weil, nach der gemeinen Bemerkung, es eine Eigenthümlichkeit des Hundesinnekts ist, bey Geistererscheinungen sehr unruhig zu werden, wo diese Thiere, Leichten Schlummers und treuer Brust *), sich oft seltsam betragen. Sollte übrigens diese Skizze, was sehr zu wünschen wäre, einmal in einem großen Bilde ausgeführt werden, so würde zur Verannehmung und Fülle der Landschaft auch der Quell und die Kapelle, die beyde auch in der Nachbarschaft sich befunden haben sollen, vieles beytragen.

Einige historische Bemerkungen dürften für manche unsrer Leser hierbey nicht ganz unwillkommen seyn. Schiller hat bey diesen schon in dem Prolog vorbereiteten Erscheinungen der Jungfrau, wodurch sie dem Dienste des Vaterlandes geweiht wurde, und bey ihrer Einführung als Schäferin freylich seinem Zweck gemäß gehandelt, da er sie ganz im Geiste der Legende als ein wahres Wundermädchen und als eine Heilige darstellen mußte. Allein dieß alles ist auch durch die historische Uebertlieferung aufs genaueste beglaubigt und nur weniges durfte die ordnende Muse des Dichters dem Plane gemäß verrücken.

Johanna war, nach den einstimmigen Aussagen der Augenzeugen, die niemand fleißiger gesammelt hat, als Del'

*) *Lenisomna canum fido cum pectore corda. Lucretius V, 862.*

Uverdý *) , von ehrlichen und in ihrer Art wohlhabenden Aeltern im Dorfe Domremy an der alten Gränze von Lothringen im heutigen Departement der Vogesen **) geboren und hatte vorzüglich die Besorgung des Hauswesens, doch begleitete sie auch zuweilen die Heerde auf den Triften. Daß Schiller sie uns immer nur als Schäferin erblicken läßt, ist zwar allerdings eine verschönernde, aber doch sehr zweckmäßige Ausschmückung, und bleibt ohnstreitig auf einer erwiesenen Thatsache begründet. In dem Garten des Vaters hatte sie, ihrer eignen Sage zufolge, die erste Erscheinung. Alle Sonnabende wallfahrte sie zu einer kleinen Kapelle der Jungfrau (Notre-Dame de Bellemont), wo sie Wachskerzen anzünden ließ und vor dem Altare mit Inbrunst betete. Das Bild dieser Jungfrau war also auch wohl das, was ihr im Gesicht erschien. Nur einigemal reisete sie mit ihren Aeltern nach Neuschateau und Bauconteurs. Nie hat sie irgendwo Dienste gethan oder als Magd sich aufgehatten. Sie war 18 Jahre alt, als sie zum Dauphin nach Chinon ging.

Wie ganz anders lautet dagegen der Bericht der Gegenpartey, durch verblendenden Haß und Parteygeist geträbt. Die englischen Geschichtschreiber und Chronikenverfasser, Holingshed, Hall, Crafton, sind ganz von Nationalhaß und Vorurtheit gegen sie eingenommen. Am meisten aber fand gleich Anfangs die Aussage des in seiner

*) Notices et Extraits p. 298 ff.

**) Das Dorf heißt daher noch jetzt auf allen französischen Charten zum Unterschiede von mehreren andern Dom Remy la Pucelle. Man zeigt noch jetzt dort das Bauerhaus, worin die Pucelle geboren worden seyn soll, nebst einem Büdchen über der Thüre. Wir verdanken unserm Matthison eine interessante Schilderung dieses klassischen Bodens aus eigener Anschauung in einem Reisefragment, das im Morgenblatt von 1808 abgedruckt worden ist.

Zeit so geachteten französischen Geschichtschreibers und Gouverneurs von Cambrai, des Enguerrand de Monstrelet, Eingang, der doch als ein Bourguignon wegen seiner bekannten Parteylichkeit nur mit der größten Vorsicht Glauben verdient hätte. Bekanntlich läßt er sie in einem kleinen Wirthshause die Dienste eines Stallknechts verrichten, wobey sie die Pferde in die Schwemme geritten und sonst allerley Gefälligkeiten und Geschicklichkeiten bewiesen habe. Auch muß sie jetzt schon ein Alter von 27 Jahren haben *). Dieß alles muß bey diesem Berichterstatter vorkommen in der Ordnung erscheinen. Daß aber auch der kritische, scharfprüfende Hume in seiner Geschichte dieser Aussage vollen Glauben beymißt **), ob er gleich fibrigens von der Jungfrau selbst die Bewunderung aller Zeitalter theilt, mag allerdings etwas befremden. Es ist indeß kaum zu zweifeln, daß auch er hierüber anders geurtheilt haben würde, wenn Det' Averdys diplomatisch ge-

*) Elle fut grand espace de temps chambrière dans une hôtellerie et étoit hardie de chevaucher chevaux et les mener boire et aussi de faire apertises et habiletés que jeunes filles n'ont point accoutumé de faire. Dieß sind Monstrelets eigne Worte in seinen Chroniques de l'histoire de France T. II. p. 42. der Pariser Folioausgabe in 3 Bänden. Möchte doch die jetzige Zeit eine neue Ausgabe dieses geistreichen Continuator's des Froissart nach der merkwürdigen und reichern Handschrift in der Rhedingerischen Bibliothek in Breslau erlauben!

**) Her former occupation was denied: she was no longer the servant of an inn. She was converted into a shepherdess, an employment much more agreeable to the imagination. To render her still more interesting, near ten years were subtracted from her age. — Hume's History of England T. IV. p. 109.

naue Untersuchungen zu seiner Zeit schon vorhanden gewesen wären.

Alle Beschuldigungen des Umgangs mit höllischen Geistern und der Zauberey, weswegen die Jungfrau nach ihrer Gefangenschaft von der Inquisition verhört, verurtheilt und endlich als eine Wiedergefallene (Relapsa) verbrannt wurde, entspringen eigentlich aus der verächtigten Zauberbuche, oder, wie sie in damaliger Sprache genennt wurde, aus dem Maibaum, der an einer Quelle vor Domremy stand und als ein altes Druidisches Heiligthum in hundert Uebersieferungen und Gespenstergeschichten spukete. Es wird nicht uninteressant seyn, hier aus Del' Uverdys Berichte alles, was die Jungfrau in ihren viermonatlichen Verhören vor der Inquisition darüber aussagte, ins Kurze zusammengefaßt zu lesen *). „Es ist wahr, was ihr sagt, daß zu Domremy eine Buche steht, welche man die schöne Maie oder den Feenbaum (le beau mai ou l'arbre de fées) nennt, und nicht weit davon ist die Quelle, wo die Kranken hingehen, um von ihrem Wasser zu trinken, oder sich auch Wasser holen lassen, um vom Fieber zu genesen: aber ich weiß nicht, ob es ihnen geholfen hat. Die alten Leute in der Gegend sagen, daß die Feen ehemals diesen Baum besucht hätten; eine Frau aus dem Dorfe, deren Namen ich euch nenne, bezeuget, daß sie solche wirklich gesehen habe; ich selbst weiß nicht, ob es wahr oder unwahr ist, sah aber nie etwas. Eine gemeine Sage zu Domremy ist auch, daß unter dem Baume eine Alraunenwurzel vergraben sey, durch deren Hilfe man Schätze graben könne; aber ich weiß darüber weiter nichts. Die jungen Mädchen treiben allerley Spiel und Kurzweil unter diesem Baume; ich bin auch mit dort gewesen, habe aber lieber gesungen, als getanzt, und dabey band ich für die heilige Jungfrau von Domremy Blumenkränze. So wie ich verständiger wurde, und beson-

*) Del' Uverdys, p. 38, vergl. Lenglet Dufresnoy, T. I. p. 14.

ders seit mir der Engel (Michael) und die beyden Heiligen (die heilige Katharina und Margaretha) erschienen, gab ich mich nicht mehr mit Kinderspielen ab. Bey jenem Baume habe ich weder Erscheinungen noch Offenbarungen gehabt. Doch sind mir bey der Quelle die beyden Heiligen erschienen. Nur erinnere ich mich nicht, was sie mir den Tag sagten.“

Unser Dichter hatte diese Buche schon in Vater Thibauts Rede im Prolog so deutlich bezeichnet, in der herrlichen Stelle, die mit dem schönsten wetteifert, was Aenside in seinen Pleasures of Imagination von dem Grausenden der Gespenster schon dichtete:

Ich sehe sie zu ganzen Stunden sinnend
Hier unter dem Druidenbaume sitzen —
Die Aeltesten des Dorfs erzählten sich
Von diesem Baume schauderhafte Mährchen u. s. w.

Ihm frommt es also, ihr unter ihren Zweigen auch die erste Erscheinung der Jungfrau, die nach Raimonds Aeußerung dort im Prolog gleich daneben ihre Kapelle hatte, zukommen zu lassen.

Ob übrigens diese Buche, nebst jenen wunderfamen Mährchen und Erzählungen, die der Volksaberglaube daran knüpfte, den schwärmerischen Phantasmen und Gesichten der Johanna den ersten Anstoß und Aufschwung gegeben habe, wie man oft behauptet hat, bleibt sehr zweifelhaft. Richtig bemerkt schon Dufresnoy, daß die frühe Andacht und Inbrunst des Mädchens, bey einer feinen Organisation, vollkommen zureiche, ihre Gesichte zu erklären, wozu natürlich auch die verzweifelte Lage des Vaterlandes, die selbst bis zu den Bewohnern der Hütten Schreck und Kummer verbreitete, das Ihrige mit beytrug. Was einst in Joniens und Griechenlands schönen Klimaten die Brunnen schöpfenden Mädchen, d. h. die Quellnymphen, zu Musen, die begeisterten Jungfrauen zu Sibyllen machte, die gespanntere weibliche Reizbarkeit, woraus eben das entspringt, was die germanischen Urvölker das Göttliche im weiblichen Geschlecht nam-

ten *) , ist zwar ohnstreitig hierbey auch mit im Spiele gewesen **) , indeß reicht auch inbrünstiges Gebet , kontemplative Beschauung und die weitüberwindende Einsamkeit vollkommen hin , um dieß Wunder in ein bloß Wunderbares ***) zu verwandeln . Zu beklagen ist der , welcher sogar den Sinn dafür verloren hat , daß es dämonische Stimmen gebe , die in unserm Innern tönen , und von da leicht in die Welt der sinnestäuschenden Erscheinungen treten , und welcher eben darum nichts als Betrug und Gaukelspiel kennt . Oder war etwa der ehrwürdige Nicolaus von der Flue , als er aus seiner Einsamkeit Unterwaldens im Jahr 1481 nach Stanz eilte , um die dort versammelten Eidgenossen zu berathen , und ihnen verkündete , wie Gott , der den alten Schweizern Siege und Freyheit gegeben , auch ihm geoffenbaret , auf welche Art sie sie behaupten könnten , ein verwirrter Schwärmer oder ein elender Gaukler ****) ?

*) Tacitus de mor. Germ. c. 8. Daher die Wesleden , Waldbewohnerinnen , Arunen , Allwissenden . S. Anton's geistreiche Geschichte der Germanen , S. 108 ff.

**) In den Zeugenverhören , die del' Averdij bekannt machte , findet sich auch folgende merkwürdige Stelle : Elle n'étoit pas sujette , suivant toutes les apparences , à l'infirmité sexuelle . Schon Chabanon hat in seinem trefflichen Werke diesen Wink , der dem psychologischen Arzte sehr wichtig seyn muß , geltend gemacht .

**) It is the business of history to distinguish between miraculous and marvellous ; to reject the first in all narrations meerly profane , to doubt the second . Hume's History of England , IV , 107 .

****) Joh. v. Müllers Allgemeine Geschichten , Th. II . S. 528 , und die treffenden Bemerkungen auf Veranlassung dieses Bruder Claus im 5ten Theil seiner Schweizerischen Geschichten .

II.

Die Einsegnung.

Nach der beglaubigten Geschichte der Jungfrau, so wie sie uns Dufresnoy erzählt und wie sie aus Del'Uverdys Actenstücken hervorgeht *), kostete es nicht geringe Mühe und Berathschlagungen, bis sich der Dauphin Carl und noch mehr seine Rätthe zu dem Entschlus ermannen konnten, das wunderbare Mädchen nur vor sich zu lassen. Er ließ sie, als sie mit dem Empfehlungsschreiben des Hrn. von Beaudricourt in Chinon angekommen war, erst durch den Bischoff von Meaux und Jean Morin prüfen, und die Einwilligung, sie vorzulassen, mußte gewissermaßen erzwungen werden. Da kam nun die doppelte Probe vor, daß sie den Dauphin, der sich unter den Haufen seiner Höfinge gemischt hatte, sogleich erkannte und ihm den Inhalt des Gebetes sagte, das er in der größten Beängstigung zur Jungfrau Maria gethan hatte, eine Sache, die weit leichter geläugnet, als weg-erklärt oder verworfen werden kann. Hierauf wurde sie erst nach Poitiers gebracht, um dort auß neue von den sachkundigsten Examinatoren (par des clercs et des maîtres) drey Wochen lang geprüft zu werden. Und nach allen diesen bestandenen Prüfungen und Proben ließ sie der Dauphin auch noch von seiner Schwiegermutter, der Königin von Sicilien, und ihren Hofdamen insgeheim besichtigen, worauf der laute Bericht erstattet wurde: qu'elle étoit entière et vraie pucelle. Nun erst erhielt sie an Dauphin, dem biedersten Mann am Hofe, einen beständigen Wächter und Waffenbruder, nebst der Erlaubniß, mit Dunois den Entsay von Orleans zu bewirken.

Von allen diesen Prüfungen und Vorbereitungen er-

*) Diese Prüfungen und Vorkehrungen machen in Del'Uverdys Auszügen S. 304 — 315 die zweyte Epoche des Lebens der Jungfrau aus, depuis l'arrivée de Jeann d'Arc jusqu'à son passage à Blois.



Kamberg del.

Jungfrau von Orleans. I. Aufz. X. Aufz.
Du bist gekommen. Segen auszutheilen.
Nicht zu empfangen — Geh mit Gotteskraft!

H. J. sc.

fahren wir in Schillers *Johanna* natürlich kein Wort. Wir sehen im ersten Act nur die mit jeder Trauerpost gehäuften Leiden und Beklemmungen des Dauphins und des ihm treu gebliebenen Frankreichs. Meisterhaft ist es, daß der Dichter die Zuschauer über alle Vorkehrungen weg, plötzlich in die Handlung reißt; die Jungfrau kommt nicht, Hilfe zu verheißen, sie hat schon geholfen. Die Engländer sind schon geschlagen. So tritt sie mit voller Beglaubigung unter die Helden und Hölzlinge, die den Dauphin umringen. Sie erscheint und jeder Schritt, den sie thut, jedes Wort, das sie spricht, führt eine Huldigung den Freunden, einen Donnerkeil den Feinden, und so kann freylich der Erzbischoff von Reims, als sie ihm, demüthig vor ihm niederknieend, zuruft:

— Ehrwürd'ger Bischoff,

Legt eure priesterliche Hand auf mich

Und sprecht den Segen über eure Tochter,

nichts andres erwiedern, als was er wirklich sagt:

Du bist gekommen, Segen auszutheilen,

Nicht zu empfangen — Geh mit Gottes Kraft!

Wir aber sind Unwürdige und Sünder.

Der letzte dieser Verse hat wirklich schon hie und da bey echt katholischen Lesern Anstoß gegeben. Weil der Erzbischoff diese Demuth und Contrition in seinem Innern fühlt, so, sagen diese, welche Aergerniß nehmen, muß er sie darum doch nicht in dem Augenblicke, wo er in vollen Pontificalibus segnet, laut aussprechen. Dieselben würden vielleicht auch gegen den dienenden Knaben, der die Bischoffsmütze trägt, die wir lieber in diesem feyerlichen Momente auf dem Haupte des Oberpriesters sähen, hier auf unserm Bilde allerley einzuwenden finden. Wir wollen uns auf keine strenge Rechtfertigung einlassen und uns bloß die Erlaubniß erbitten, nur das Eine zu bemerken, daß die Kunst und ihre Forderungen billig und von jeher über alles Hof- und Kirchenceremoniel gingen, so bald nur das so unendlich gemißbrauchte *pictoribus atque poetis* keinem

Stümper und Unmündigen zum Schandpflaster und Nothbehelf dienen soll.

Die Umgebungen dieser Einsegnungsszene bedürfen des erläuternden Buchstabens nicht. Die traulich angelehnte, ansahmiegende Stellung der holden Agnes Sorel möchte nicht von jeder Schauspielerin, die diese Szene ins Ueberzärtliche zu treiben Lust hätte, mit gleichem Erfolg nachgeahmt werden können. Es könnte hier leicht der Fall eintreten, auf den schon Diderot in seinem Salon, einer noch lange nicht genug benutzten Quelle der geistreichsten Belehrung, aufmerksam machte, daß was dem Maler, der alle Effekte auf einen einzigen Moment zusammendrängen muß, durchaus gestattet seyn müsse, von einem Schauspieler, dem so viel Breite und Tiefe in Zeit und Raum zu Gute kommt, oft nicht ohne die höchste Unschicklichkeit dargestellt werden würde. Ueberhaupt ist gerade jetzt unter unserm Schauspielervolk eine Natürlichkeit eingerissen, für die jene alte französische Theater-Sitte oder Sittsamkeit kaum einen andern Ausdruck, als den des Cynismus, zu finden wissen würde. Der ehrwürdige Altmeister und wahre Roscius unsers deutschen Theaters, Schröder in Hamburg, hat noch ganz neuerlich in Bemerkungen, die er bloß als Manuscript für die Mitglieder des Hamburger Theaters drucken ließ, die aber wohl verdienten, als Gesentafeln allgemeiner aufgehangen zu werden, mit vollem Rechte schon das häufige Anfassen der Hände zwischen Schauspielern beyderley Geschlechts als höchst unsittlich scharf getadelt, so wie jede engere Annäherung als einen Verstoß gegen das erste Theatergesetz und die Schicklichkeit angesehen. Die wahre Künstlerin allein kann sich alles erlauben. Sie ist über dem Gesetz. Ja sie ist selbst Vorschrift und Gesetz!



*Jungfrau von Orleans 1. Aufz. VIII. Act
Gott und die heilige Jungfrau sieht euch an.*

III.

Die Schlacht = Anführerin.

Ein herrliches Schlachtenstück. Gott und die heilige Jungfrau führt euch an! Der Dichter durfte sich eines solchen Vorgriffes (Prolepsis nennt es die rhetorische Kunst) keck bedienen, und mit einem der Geschehnisse nach weit später erfolgten Gefechte die göttliche Sendung seiner Jungfrau im voraus beurkunden. Man höre nur Raouls Bericht an den König im 3. Auftritt des ersten Aufzugs, und alles ist erklärt. Aus einem Walde stürzt die Jungfrau hervor, und begeistert durch ihre strahlenden Erscheinung das muthlos zagende Volk von sechszehn Fähnlein. Hinunter stürmen sie die Höhe von Vermanton hinab ins Thal, wo die Yonne strömt, die bald die Leichname der Engländer und Burgunder aufnehmen wird.

Und schnell dem Fahnenträger aus der Hand
 Reiß sie die Fahn' und vor dem Zuge her
 Mit kühnem Anstand schritt die Mächtige.

Wie sprechend ist in diesem engen Raume Muth und Schrecken der Schlagenden und Geschlagenen gegen einander gestellt! Wie schön zusammengehalten ist alles auf einen einzigen Punkt. Alle Blicke der Freunde und Feinde sind nur auf diese Wundererscheinung, die Jungfrau, geheftet. Sie ist die Sonne in diesem Gemälde, von welcher alle Strahlen nach allen Richtungen ausgehn, und um welche sich alles, als wären es Planeten oder auch nur die Trabanten der Planeten, herumdreht. Kenner der Hogarth'schen Caricaturen, dieser bis jetzt noch nie wieder erreichten genialen Ausströmungen eines im Reiche der Sitten wahrhaft schöpferischen Geistes, wissen, wie oft Hogarth, in seinem Marsch von Finchley, in seinem Thor von Calais u. s. w., den Trommelschlägern eine besonders lächerliche Rolle zugetheilt hat. Ramberg tritt hier in die Fußstapfen seines Vorbilds, dem Adel des ganzen Bildes vollkommen unbeschadet, und läßt uns im Vordergrund den Effekt des
 4r Jahrg. ***

Schreckens zunächst an einem Windspiel = füssigen, über seinen Nachbar den Fahnenträger zusammensürzenden Tambour erblicken. Seine Trommel, oder um mit Shakspear zu reden*), die Zunge des Kriegs ist, wie es scheint, auf immer verstummt. Sie wird ja von der Possaune des heiligen Kriegs, die gegenüber ertönet, zum Schweigen gebracht.

Der Maler hat sich mit dem Dichter in einen Wettstreit eingelassen, wer von ihnen beiden die Jungfrau majestätischer, reizender und Schönheitbegabter darstellen könne.

— eine Jungfrau, schön zugleich
 Und schrecklich anzusehn, um ihren Nacken
 In goldnen Ringen fiel das Haar, ein Glanz
 Vom Himmel schien die Höhe zu umleuchten.

Johanna war aber auch wirklich dem einstimmigen Zeugniß der damaligen Schriftsteller zu Folge sehr schön, und Schillers begeisterte Phantasie hat ihr nichts gegeben, was sie nicht nach der Geschichte wirklich gehabt hätte. Man hat sich viel Mühe gegeben, ein ganz ähnliches Portrait von ihr aufzufinden. Nach vielem vergeblichen Suchen gelang es dem Conservateur des Musée français in Paris, Hrn. Alexander Lenoir, dasselbe zu Orleans auf dem dortigen Stadthause zu entdecken. Es wurde nach Paris ins Museum, welches sich bekanntlich aux petits Augustins befindet, gebracht, und darnach sind in Frankreich sowohl als in Deutschland sowohl andere Abbildungen**), als auch eine

*) Strike up the drum and let the tongue of war plead for our interest, sagt König Johann im gleichnamigen Schauspiel Act. V. Sc. II.

**) S. Musée des monumens Français ou Collection chronologique des gravures - publiée par Alexandre Lenoir (Paris 1801.) T. II. pl. 77. Herr Carl Bertuch ließ darnach in Paris durch Jagemann

kleine Büste verfertigt worden, welche der Bildhauer Beauvallet machte, und wovon in Paris Abgüsse zu haben sind. Die sanften, etwas schwärmerischen Züge der Jungfrau, welche einen Doque mit Federn auf dem Kopfe und keinen Helm auf dem Haupte trägt, in beyden Händen aber das geweihte Schwert und einen (viel zu modernen) Schild hält, sind in diesem Brustbilde unverkennbar. Wahrscheinlich wählte man zu diesem Gemälde den Moment, wo sie in Rheims bey der Krönung Carls VII. die Stelle des Connetable vertrat, und das Schwert über dem König hielt.

Auf unserm Bilde von Ramberg darf der feine Gedanke nicht übersehen werden, nach welchem er oben in den Lüften zwey Raubvögel von einer Taube verfolgen läßt. Wir werden weiter unten finden, daß die Taube in der Wundergeschichte unserer Johanna eine sehr angemessene Rolle spielt. Man wird unserm Meister diese sinnreiche Allegorie hier anzurechnen gewiß nicht vergessen. In Shakspear's Sommer-Mährchen *) wird der Umstand, daß die Taube den Oeyer verfolgt, als ein Zeichen der verkehrten Welt angegeben. Auch hier hat sich durch ein Wunder alles umgekehrt. Die unschuldige Jungfrau jagt ein Heer von räuberischen Feinden vor sich her.

eine Kopie verfertigen und diese in Kupfer stechen, welche es im Journal London und Paris VIII. Jahrgang Th. II. Tafel XIII zu finden ist.

*) — the story shall be chang'd,
 Apollo flies and Daphne holds the chase;
 The dove pursues the griffin; the mild hind
 Makes speed to catch the tyger.
 Midsummer-Night's dream Act. II. Sc. II.

IV.

Der schwarze Ritter.

Die letzte Hälfte des dritten Aufzugs füllen Auftritte von einer Schlacht, die wohl etwas willkürlich herbeigeführt, und dabey der Geschichte selbst ganz entgegengesetzt sind. Die Geschichte sagt uns, daß den 18 Juny 1429 in der Schlacht bey Patay der tapf're Talbot gefangen genommen wurde. So führt auch Shakspear die Sache uns vor Augen. Allein Schiller bedurfte, seinem Plane nach, einer außerordentlichen Einwirkung aus dem Geisterreiche auf Töbannen. Talbot, der englische Achilles genannt wegen seines nie gebeugten Muthes, muß also schon hier im Treffen bey Patay tödtlich verwundet werden, und mit Verzweckungen gegen die Gaukelspiele und Blendwerke des Aberglaubens seine Heldenseele vor unsern Augen aushauchen. (Der wahren Geschichte nach verliert er erst im Treffen bey Casillon den 17 July 1453 mit seinem Sohne zugleich das Leben.) Vom Menschen bleibt nichts übrig, als eine Handvoll leichten Staubes! Mit diesen Aeußerungen des entschiedenen Unglaubens an eine unsichtbare, höhere Welt, stirbt Talbot als Atheist, irrt nun, ganz dem damaligen Kirchenglauben gemäß, als ein verdammter Geist auf der Erde herum, und erscheint als solcher in ganz schwarzen Rüstung (Schillern schwebte dabey der schwarze Prinz, Edwards III. großer Sohn, in der Erinnerung) und mit geschlossenem Visier der mordenden, alle Engländer ohne Schonung niederstoßenden Johanna, die nun auch diesen ihr verhassten Gegner ihr Schwert fühlen zu lassen, über die Nase gelüftet. Er hat sie gewarnt: geh' in keinen Kampf mehr. Sie spricht, vom Siege berauscht, die übermüthigen Worte:

Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England niederliegt!

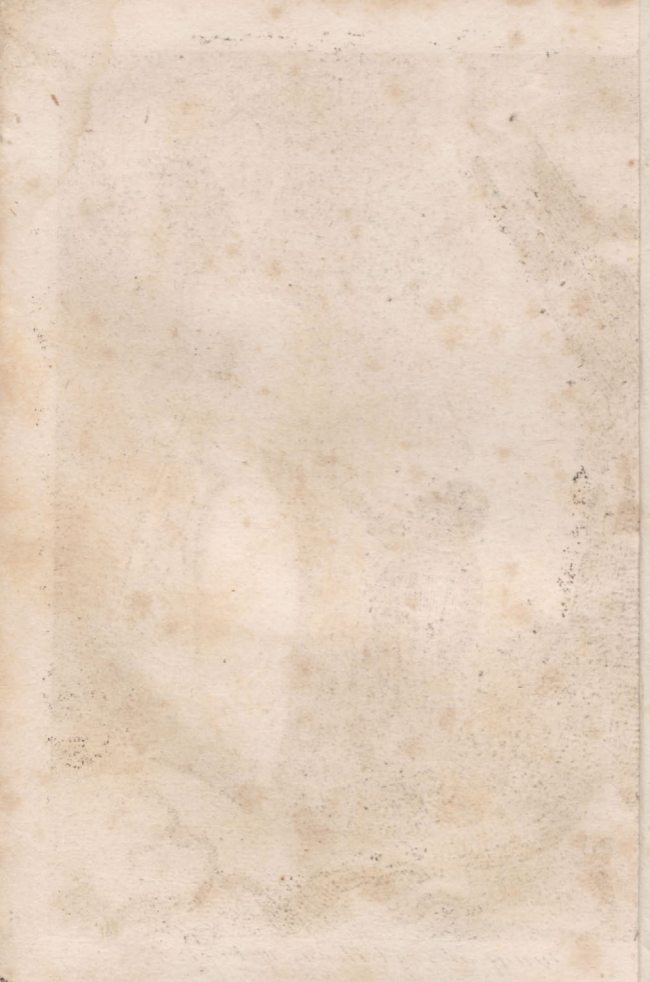
Schiller hat, wie alle große Dichter und Geschichtsschreiber aller Zeitalter, sich stets zur Pflicht gemacht, Scheu gegen den Uebermuth, der auch den Besonnensten



Kamborg del.

Halt sc.

Jungfrau von Orleans. III. Aufz. IX. Aufz.
Todte, was sterblich ist!



bethören kann, einzustößen. Indem Johanna diese Drohung spricht, die weit über ihre unmittelbare Sendung hinaus ausschweift, und nur der vom Glück trunkenen und vom Siegertaumel ergriffenen entschlüpfen konnte, schreibt die zürnende Nemesis dieß frevelnde Wort in ihre eiserne Tafel, und eine beklemmende Ahnung in ihrer Brust sagt ihr,

daß ihr das Unglück an der Seite steht.

Sie versucht den Streich gegen das schwarze Phantom zu führen. Dieß aber berührt die Jungfrau mit der Hand (!) und spricht, mit Blitz und Donnerschlag in die Erde versinkend, das Räthselbende, Schicksalschwangere Wort aus: *Edde, was sterblich ist! Es ist Schicksalschwanger, dieß Wort.* Denn ob die im Innersten erschütterte und bewegte Johanna gleich ausruft:

Und käme die Hölle selber in die Schranken,
Mir soll der Muth nicht weichen und nicht wanken!

so schwindet ihr doch beym Anblick des gleich darauf eintretenden Lionel Muth und Entschluß, auch das Sterbliche zu tödten. Sie verletzt ihr Gelübde und ihr Fall ist vorbereitet.

Keine Scene in der ganzen Johanna hat der Kritik von jeher so viel Stoff zum Tadel gegeben und ist häufiger mißverstanden worden, als diese mit dem schwarzen Ritter. „Ahnden lassen, so ruft der eine Kunstrichter“), kann man wohl die Nähe des Geisterreichs: doch unsern Sinnen muß man dasselbe in einem historischen Stücke nicht vorführen, wenn man nicht unwillig jede Täuschung soll zerfließen sehn.“ Alles, was über die Geistererscheinungen in Shakspear's Hamlet und Macbeth von Göthe und Herder mit so viel Feinheit bemerkt worden ist, kommt

*) Merckels Briefe über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur XVI Heft S. 223.

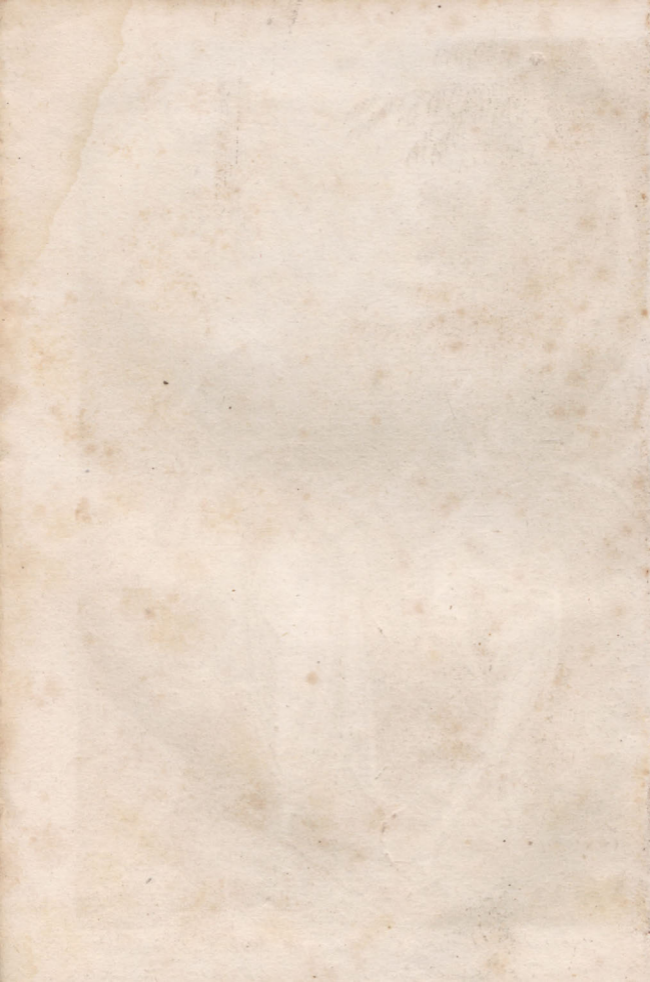
auch dieser von Schiller eingeführten Erscheinung zu Gute, und Schiller trat auch hier offenbar mit Shakspear selbst in die Schranken. Darüber kann also im Allgemeinen ein vollgültiger Tadel nicht ausgesprochen werden. Etwas anders wäre es freylich, wenn sich wahr fände, was der Kritikus gleich hinzusetzt: „Zudem, was soll diese Szene? Sie hat schlechterdings nicht den geringsten Einfluß!“ Allein dieß würde der Dichter selbst nimmermehr zugeben können. Johanna's Fall sollte offenbar durch die Einführung dieser Geisterszene erst recht motivirt werden. Eine andere Frage bleibt allerdings übrig: Durfte er so motiviren? Wird nicht durch diesen Mißgriff das Ganze aus einem erhabenen Geisterspiel ein Märchen? Der Dichter mag am Ende dieser Erklärungen sich selbst darüber aussprechen, wo wir das Vergnügen haben werden, aus seiner eigenen Feder Aufschlüsse darüber mitzutheilen. Wir hören jetzt lieber noch eine andere Stimme über dieß Wagstück.

Folgendes schrieb ein Lieblingschriftsteller unserer Nation, dessen Urtheilskraft jeder anerkennen würde, wenn ich seinen Namen zu nennen die Erlaubniß hätte, gleich nachdem er der ersten Aufführung der Johanna in Leipzig beygewohnt hatte: „Die Erscheinung des schwarzen Ritters wird stets etwas Befremdendes und, wenn ich so sagen darf, Schroffes für den Zuschauer behalten, und es würde mich gar nicht wundern, wenn der Dichter darüber manche unfreundliche Kritik erfahren sollte. Sie hätte, wenn sie ihm einmal in seinem Plan nothwendig schien, viel feyerlicher und ins Ganze eingreifender aufgestellt werden sollen. Den ersten Eindruck, den jedes Kunstwerk auf ein ganz uneingenommenes Gemüth macht, halte ich für etwas sehr Bedeutendes, und scheue mich daher nicht zu gesehen, was diese Szene auf mich wirkte, als ich sie zum erstenmal sahe, ohne die Folge zu wissen. So wie das schwarze Ungethüm dahertrat, stand die Einleitung des Stück's (besonders die Eiche) zugleich vor mir, und eine unbeschreibliche Angst für Johanna ergriff mich. Sie wird über sich selbst irre werden, dachte ich; es müssen



Jungfrau von Orleans. III. Aufz. 1. Act.

— dieses Schwert zum Pfande, daß ich
Dich widersehe! — Rasender, du wagst es?



Zweifel sie erschüttern, ob der Geist, der sie treibt, von Gott oder aus dem Abgrund gesandt sey. Ich sahe ihre urpöblich entzündene Liebe gegen Lionel —: es ist so, dachte ich; nur das Gemüth, das nicht mehr ganz und fest an Gott hängt, kann so von dem Menschlichen ergriffen werden; ihr Zustand bey der Ordnung, einige ihrer Aeußerungen gegen die Schwestern nach derselben; die Szene, wo der Vater gegen sie auftritt und sie schweigt (und die dadurch noch höhere Bedeutung bekommen möchte); alles das bestärkte mich, und ich glaubte, in der Niederkämpfung und Besiegung dieser vom Gefühl irdischer Liebe vermehrten Zweifel wird Johanna ihr Höchstes zeigen. Die Folge aber widersprach diesem, und es ist möglich, daß die Täuschung dieser Erwartung Einfluß in mein subjektives Gefühl gehabt hat, nach welchem mich Johanna's Erklärung über jenes Schweigen — da die anklagende Stimme vom Vater kam, war sie Stimme Gottes — nicht ganz befriedigt hat, und wo nun jene Erscheinung des schwarzen Ritters mir zu abgerissen und zu verloren vorkommt.“

V.

Der Zauber des Augenblicks.

Johanna kämpft mit Lionel. In dem Augenblick, wo sie ihn niederstoßen will, entbilst ein Zufall ihm das Gesicht, indem sie ihn von hinten bey'm Helmbusch ergriffen und so den Helm herabgeriffen hatte. In diesem Augenblick sieht sie ihm ins Gesicht; sein Anblick ergreift sie; sie bleibt unbeweglich stehen und — gibt ihm ein Zeichen, sich zu entfernen. Nun kommt die berühmte Unterredung, in welcher Schiller die höchste Kunst in Schilderung des Kampfs zwischen Pflicht und Liebe gelegt hat. Lionel muß fort. Er entreißt ihr das Schwert, Johanna ruft: Rasender, du wagst es! und sinkt in La Hires Arme. Das Bewußtseyn ihrer Schuld hat ihr Muth und Geist gebrochen. Diese Szene ist von einer solchen Art, daß sie

nothwendig von den meisten Lesern und Zuschauern nicht verstanden und für unnatürlich erklärt werden muß. Denn dieses plötzliche Umschlagen eines Charakters durch einen blitzschnellen, tiefen Eindruck mag freylich für die gewöhnlichen Alltagsmenschen stets ein Räthsel bleiben. Man vergeße aber nur nicht, daß es ein romantischer Charakter ist, den uns der Dichter zu zeigen sich vorgenommen hat. Und diesem ist er auch hierin vollkommen treu geblieben. Immer bleibt die Frage: war Johanna's Schuld willkürlich oder unwillkürlich? Sie muß willkürlich seyn, wenn alles das, was nach dieser Katastrophe vorgeht, im inneren Zusammenhange der Geisterwelt un- folgerecht erscheinen soll.

So hat die Sache auch unser Ramberg genommen von dem man mit Recht sagen kann, daß er den Dichter mit seinen Motiven aus dem Geisterreiche weit richtiger gefaßt hat, als so viele schnellabsprechende, mit ihrer Verdammung nur zu vorschnelle Kritiker. Der schwarze Ritter steigt in diesem Augenblick noch einmal hervor, von höllischen Flammen, die hinter ihm aufschlagen, umlodert. Höllische Schadenfreude blickt aus seinen funkelnden Augen. Und oben wendet sich trauernd die Jungfrau von der Gefallenen mit der Geberde des Schmerzes. Engel knieen vor ihr und bedecken in tiefer Trauer ihr Antlitz. So ist ein kräftiger Gegensatz des guten und bösen Prinzips — beyde sind in diesem kritischen Augenblick gleich geschäftig — dem Beschauer vors Auge gebracht. Sähe Schiller das Bild, er würde vergnügt rufen: Der Künstler hat mich errathen! Die ganze Anordnung gehört zu dem gelungensten, die Ausführung zu dem geistreichsten, was Rambergs feiner Kunstsinne hervorrief. Man wird darüber gar manche kleine Unvollkommenheit in den Figuren vergessen, die gewiß nur auf Rechnung der Kleinheit in den Figuren selbst und auf den übersehenden Kupferstecher zu schreiben sind.

Wir wollen, um das alles fühlbarer zu machen, nur noch die Bemerkung hersetzen, die Koyebue in seiner Kritik über die Jungfrau von Orleans, die hat

nach der Erscheinung des Stücks in der Zeitung für die elegante Welt abgedruckt stand, über diese Szene sich erlaubt hat. Verstehet jemand die Maschinerie des Theaters und das, was man darf und nicht darf, so ist es dieser unerschöpfliche Lopez de Vega unsers Theaters, und Schiller selbst, der sich darin sehr von manchem hochfahrenden Gesetzgeber mit aufgezogenen Augenbraunen in der neuen Schule unterschied, achtete auch in dieser Hinsicht sein Urtheil. Indes bedarf es kaum eines Fingerzeigs, daß doch auch Kozebue den tiefer liegenden Zusammenhang bey seinem Urtheil viel zu wenig erwog, und das für einen bloßen Theatercoup hielt, was vom Dichter mit so vieler Kunst ins innerste Triebwerk des Stückes eingefügt worden war.

„Die der Erscheinung des schwarzen Ritters nachfolgende Szene, so urtheilte Kozebue, würde, wenn auch jene Erscheinung ganz wegfiel, nichts verlieren, ob sie gleich der Dichter als eine Nachwirkung des schwarzen Ritters angesehen wissen will. Zwar können wir jetzt Johannis plötzliche Empfänglichkeit der irdischen Liebe uns durch die Wirkung des bösen Geistes erklären, aber hat Johanna oder vielmehr der Dichter viel dabey gewonnen? Wenn uns Johanna als ein bloßes Spielwerk bald der guten, bald der bösen Geister erscheint; wenn wir jede Kraft des Willens, jede Selbstständigkeit in ihr vermissen — freylich werden wir ihr dann die Herzensschwachheit nicht mehr zurechnen, aber auch zum Theil wenigstens das Interesse an einem schwankenden Wesen verlieren, das ein todes Werkzeug in der Hand der Geister ist. Und — möchten wir fragen — wessen Einbildungskraft ist wohl umfassend genug, um dem schnellen Wechsel von Johannis Empfindungen zu folgen, wenn sie, im bittersten Kampfe auf Leben und Tod, den Lionel eben zu durchbohren im Begriff steht, ihm zufällig den Helm abreißt und sich auf der Stelle bis zur höchsten Schwärmerey in ihn verliebt? Sey Lionel immerhin der schönste Mann auf dem Erdboden, und sey der Zuschauer noch so empfänglich für jede Täuschung, das kann er nicht glau-

ben; denn auch der Wunderglaube hat seine Grenzen. Ein wenig zuviel scheint auch hier auf den bloßen Zufall gebauet. Die ganze Katastrophe, Johannens ganzes Schicksal hängt einzig und allein von der mehr oder minder befestigten Schnalle eines Helms ab." Sollte dieser Commentar eines neuen widerlegenden oder berichtigenden Commentars bedürfen?

VI.

Das Stillschweigen.

Die Jungfrau ist aus der Domkirche, wo sie das letzte Werk ihrer göttlichen Sendung in tiefster Berknirschung ihres Innern hatte vollenden helfen müssen, herausgestürzt. Jede Huldigung des sie als sichtbaren Schutzengel Frankreichs anbetenden Volks ist ihr ein neuer Dolchstich ins Herz. Ihre Wehmuth ist zur qualvollsten Seelenangst gesteigert worden. Da erblickt sie endlich ihre Schwesstern — wir sehn sie auf dem Bilde zunächst rechter Hand stehn — und sehnt sich, an ihrer Brust ihre Gefühle auszathmen zu können. Wie gern möchte sie sich in der väterlichen Hütte vor den Augen der ganzen Welt verbergen! Da tritt der König und der ganze Krönungszug hervor, um ihr nochmals den Zoll des Dankes abzutragen, und in dem Augenblick tritt auch von der andern Seite der von schwarzer Ahnung gefolterte Vater Thibaut auf — wir sehn ihn in der schmerzlich gekrümmten Gestalt hier voran stehn — um sie der schwärzesten Verbrechen anzuklagen, um welcher willen die Jungfrau in der wirklichen Geschichte den schmachvollen Scheiterhaufen bestieg. Ach, und Johanna, der großen Schuld ihres gebrochenen Gelübds durch eine irdische Liebe sich bewußt, verstummt. Diese Szene des Verstummens ist es, die uns hier der Maler vor Augen stellt. Der wiederholt verstärkte Donnerschlag scheint selbst gegen sie zu zeugen. Entsetzen und Mitleid kämpfen noch in den Umgebungen. Die Szene bedarf keiner Erklärung weiter.



Kamberg del.

Jungfrau von Orleans. 11. Ausz. 11. Ausz.
Antwort, bei dem Gott, der droben donnert!

Jary sc.

Wohl aber dieß hartnäckige Schweigen selbst. Johannens Schweigen ist einer der erhabensten Züge im ganzen Gedicht. Nur ein Genie, wie Schiller, vermochte ein solches Schweigen so zu motiviren und so erschütternd einzuführen. Es wäre ein elender Pfuscherstreich gewesen, wenn er sie auch nur ein Wort hätte sagen lassen. Denn es gibt, wie uns die Kunstrichter alter und neuer Zeit zu belehren wissen *), ein erhabenes Stillschweigen, welches beredter ist, als alle Reden. So schweigt dort der gekränkte Schatten des Ajax in der Unterwelt, als er seinem verhassten Gegner dem Ulysses begegnet, der ihn mit sänftigender Schmeichelrede anspricht, so die verlassene Dido, als Aeneas sich ihr rechtfertigen will. Indes ist jenes Stillschweigen im Homer und Virgil leicht begreiflich und erklärbar. Es ist, wie der große Meister Longin es nennt, ein Abklang großherziger Denkart**). Allein ist auch Johannens Schweigen gleich faßlich und den Zuschauern erbaulich? Daran läßt sich doch mit Recht zweifeln, weil von so vielen, von so einsichtsvollen Kunstrichtern daran gezweifelt worden ist. Schiller theilt indes mit seinem großen Ahnherrn im tragischen Kothurn, mit Aeschylus selbst, dasselbe Schicksal. Aeschylus hatte in zweyen seiner Trauerspiele, in der Niobe und in dem Lbsgeßel des Hectors oder in den Phrygiern, die Niobe und den Achilles den größten Theil des Stücks hindurch eingehüllt und schweigend dargestellt***). Man lese nur, wie ihn Euripides dort in

*) S. Jacob Tollius in der lesenswürdigen Rede de fontibus eloquentiae und Clodius Exercitatio de sublimitate Homeri e iudicio Quintiliani p. 21. in den Opusculis.

***) μεγαλοφροσύνης ἀπήχημα Sect. IX. p. 27. ed. Toup. Mit Toups Anmerkungen p. 295.

****) Aristophanes in Ranis 938 ff. Mit Spanheims Anmerkungen p. 229. Vol. III. ed. Beck.

der Unterwelt darüber tadelt, und das Ganze für einen elenden Kunstgriff und Nothbehelf, um die Zuschauer das mit hinzuhalten, ausgibt.

Hätten wir jene längst verloren gegangenen Trauerspiele des Aeschylus noch, so würden wir mit voller Einsicht in die Sache urtheilen können, ob nicht Bacchus, der dort den Schiedsrichter macht, vollkommen Recht hatte, wenn er sagte: ich aber freute mich des Schweigenden, und sein Schweigen gefiel mir mehr, als jetzt die Sprache aller! — Ueber der Johanna Schweigen wenigstens können wir heute noch mit voller Sachkenntniß urtheilen. Wahr ist es: haarscharf ist die Spitze, auf welche der Dichter hier die Katastrophe stellt. Denn wenn Johanna nicht schweigt, so bekommt auf einmal alles eine ganz andere Wendung, sie muß also schweigen. Es fragt sich aber nun, ob auch der Zuschauer von diesem Muß ganz überzeugt seyn kann. Hier ist aber die innere Schuld, die Anklage ihres Gewissens, die (man darf es nicht läugnen, etwas zu spitzfindig und zweydeutig gestellte) Frage des schwer müthigen Vaters: gehörst du zu den Heiligen und Reinen? die hinlänglich motivirende Ursache des Schweigens, die ja der Himmel durch Donner und Blitz auch selbst bekräftigt. Zu läugnen ist indeß nicht, daß die schon im Prolog gleichfalls von diesem Vater, der doch da noch gar nicht als Schwermüthiger erscheint, von Wurzelgraben, Zeichenschreiben, punktirten Zauberzeichen an den Armen u. s. w. vorgebrachte Anklage der Zauberey dem Zuschauer jetzt mit doppeltem Gewicht auf fallen und ihn wohl selbst in die Kategorie aller auf der Bühne Anwesenden bey dieser furchtbaren Prüfung Johannens setzen muß. Selbst der Umstand, daß Johanna ihren Helm, als das erste Zeichen eines himmlischen Berufs, durch eine Zigeunerin erhielt, ist doppeldeutig und könnte verwirren. Denn die Zigeuner sind nicht immer in dem Geruch, himmlische Abgesandte und Werkzeuge göttlicher Sendungen zu seyn. Alles indeß, was sich aus diesen Einwürfen schließen lassen würde, möchte dahinaus laufen, daß dieß Stillschweigen noch mehr und kräf-



Ramberg del.

Jungfrau von Orleans. V. Aufz. II. Act.
Das ist die Heere von Orleans — Gott sei uns gnädig! — —

Hep 11



tiger motivirt seyn sollte, als durch die am Ende von
Johannen selbst an Raimond gegebene Deutung:

Ich unterwarf mich schweigend dem Geschick! —
Weil es vom Vater kam, kam es von Gott.

Wie nun aber, wenn der Dichter jenes frühe Schweigen der Johanna im Prolog, was man dort so unnatürlich und unerklärbar findet, als hier auf dem Plage zu Rheims, gerade darum einführen mußte, um uns Johannens tiefen Sinn schon gleich im Anfang zu offenbaren, und jenes zweyte Schweigen dadurch psychologisch vorzubereiten? Wie, wenn selbst die Zigeunerin schon das Doppelspiel der himmlischen und höllischen Mächte, auf welches es Schiller offenbar in diesem dämonischen Stück, (was ihm ohngefähr dem romantischen gleich gilt), angelegt hat, den feiner auffassenden für sinnigen Zuschauer vorbezeichnen will?

VII.

Die Prüfung.

Als Johanna von allen Bewunderern, vom Könige selbst, den sie gerettet hat, selbst von dem wackern, allein noch an sie glaubenden, Dunois verlassen da steht — ein Gegenbild zur wahren Johanna, als sie, vom König Carl und allen, denen sie ein Schutzengel gewesen war, aufgefertigt *), in Rouen verbrannt wurde — da bietet ihr

*) Man kann sich durchaus in Johannens Geschichte eines geheimen Widerwillens gegen die Unthätigkeit des Königs beym Schicksal der Pucelle nicht erwehren, wenn man auch alles gelesen hat, was Del'Uverdy, als ein vortrefflicher Anwalt zur Vertheidigung des Königs, gesagt in einem besonders dieser Vertheidigung gewidmeten Abschnitte in den *Notices et Extraits* T. III. p. 156—170.

Raimond, ihr alter Liebhaber noch vom Schäferstande her, allein noch die Hand, sie ins Elend und zur Irre in dem Ardennenwald zu begleiten. Wohl wahr, was einer der scharfsinnigsten Kritiker hierbey bemerkt hat, es sey Schade, daß mit diesem rührenden Zuge das Stück nicht geendet seyn konnte. Man hat das Höchste empfunden und das Gefühl ruft: genug! Der ganze 5te Act verdankt doch nur der Nothwendigkeit, das Stück zu endigen, sein Daseyn. Schiller selbst fühlte dieß, wie wir sogleich in seinen Selbstgeständnissen lesen werden. Indes ist selbst die Scene, die sich der Maler hier zur Darstellung wählte, nicht ohne große Schönheiten des Details.

Der Knabe, der eben aus der Stadt kommt, und dort von der Hexe gehört hat, reißt ihr den Becher aus der Hand, den die vorher noch nicht unterrichteten Aeltern, der Köhler mit seiner Frau, ihr zum Labfal dargeboten hatten. Er spricht dabey die untergeschriebenen Worte. Das Materische der Scene, wie sie vom Künstler gefaßt worden ist, bedarf kaum eines auslegenden Fingerzeigs. Die Geberden des sich vor der Hexe entsetzenden und bekreuzenden Vaters, dessen Haare vorstolz emporsträuben, der Weiber, die in entgegengesetzter Richtung auf die auch hier Verstummende losstürzen, besonders der Mutter, die den Knaben gleichsam von der Berührung der Fluchwürdigen losreißen will, dieß alles ist mit Leben und Ausdruck dargestellt. Selbst der Hund hat die schicklichste Stellung in der Opposition. Nicht ohne Ursache läßt der alles beachtende Künstler auch diesen Auftritt unter einer Eiche vor sich gehen.

Johanna erscheint hier wirklich als die hartgeprüfte Büßerin, und selbst der Umstand, daß sie aus ihrer glänzenden Zeit den Helm und die Rüstung noch beybehalten hat, vollendet nach des Dichters eigenem Sinne diese Demüthigung. Denn eben darum schüttelt sie mit dem Kopfe, als ihr Raimond zuruft: Legt den Helm ab und die Rüstung. Der Dichter, der die Tiefe des menschlichen Herzens kannte, verstand sich auch auf diesen Punkt der Erdötung aller Weltlust und Eitelkeit, die unser Sim-

mermann, in seinem viel zu früh vergessenen Buche über die Einsamkeit, sehr passend die Magdalenen = Ascetik genannt hat. So hat Schiller in einem andern seiner Schauspiele, der Maria Stuart, die von vielen so anstößig gefundene und so hart getadelte Stelle, wo Mortimer so wild und unanständig auf die geängstete Maria einräumt und seiner Lust und Begierlichkeit keine Gränzen setzt, eine ähnliche Demüthigung der königlichen Sünderin — dieß ist sie dem Dichter wenigstens — zuge-dacht. Sey dem aber auch, wie ihm wolle, mit dieser Szene hier vor uns ist das Maß der Bäßung und Prüfung der armen Johanna erfüllt. Sie löset ihr Stillschweigen, spricht zum erstenmal über ihre Unschuld in Absicht auf den ihr zugerechneten Bund mit dem Teufel, und kann nun mit neuem Glauben, neuer Hoffnung erfüllt, prophetisch ahnend, ausrufen:

— in mir ist Friede! —

Ein Tag wird kommen, der mich reiniget,
 Und die mich jetzt verworfen und verdammt,
 Sie werden ihres Wahnes inne werden,
 Und Thränen werden meinem Schicksal fließen.

VIII.

Die Erklärung.

Eine bekannte Sage enthält das liebliche Bild, daß, als Johanna ihren letzten Jesusruf auf dem Scheiterhaufen gethan und nun ihre fromme Seele ausgeathmet hatte, aus der Mitte des Scheiterhaufens eine weiße Taube in die Höhe gestiegen sey und sich dann in den Wolken verloren habe. Ein racheschnaubender Engländer, der selbst Holz zu ihrem Scheiterhaufen mit getragen hatte, soll noch am Tage der Hinrichtung in sich gegangen und jenes Gesichtes eingeständig gewesen seyn *). Ein anderer hatte in den Flammen sogar den Namen Jesus durch die Flammen selbst gebildet gesehn. Man sieht, daß gleich nach ihrem Tode viele Menschen überzeugt waren, daß, wenn irgend jemand die Heiligsprechung verdiene, so sey es die Jungfrau von Orleans. Und nur die geheimere Geschichte der römischen Curie in der damaligen Zeit macht es erklärbar, warum Johanna d'Arc nicht wirklich in dem Heiligenkalender steht. Denn wer nur etwas mit den Acten der Märtyrer und den ältesten Ueberlieferungen der christlichen Kirche bekannt ist, weiß auch, daß diese Taube hier nicht zum erstenmal aus dem Scheiterhaufen eines muthigen Bekenners der Wahrheit aufgefliegen ist. Dasselbe Wunder trug sich ja, wie bekannt, auch in Smyrna unter Marc Aurel bey der damaligen Christenverfolgung zu, als der heilige Bischoff Polycarpus im Theater verbrannt werden sollte und der Unverbrennbare endlich mit dem Schwerte durchstochen wurde. Da flog, sagt die Legende,

*) S. Del' Uerdy Notices et Extraits, p. 468 f. Die Stelle aus dem Zeugenverhöre not. 106. p. 491 heißt so: Ut ei videbatur, viderat ipse Anglicus in emissione spiritus dictae Iohannae quamdam columbam albam exeuntem de flamma.



Kamborg del.

Jury 22

*Jungfrau von Orleans, 5.º Aufz. 14.º Aufz.
Hinauf - hinauf! Die Erde schiebt zurück!
Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude.*

Legende, eine Taube aus der Wunde *) und das Blut strömte in solcher Menge, daß die Flamme verlösch.

Schiller, der, wenn es erlaubt ist, so zu sprechen, durch den Ausgang, den er seiner Fabel gab, das Schicksal selbst verbesserte und dadurch den alten, freylich oft schmählich gemißbrauchten Spruch rechtfertigte, daß, wenn die Gerechtigkeit von der Erde selbst ganz verschwunden wäre, sie doch noch, als poetische Gerechtigkeit, auf der Bühne zu finden seyn müsse, läßt die sterbende Johanna ihren Geist mit diesen Worten seligen Vorgefühls ausathmen:

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
 Der Himmel öffnet seine goldnen Thore;
 Im Chor der Engel sieht sie glänzend da,
 Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Brust.
 Die Arme streckt sie lächelnd mir entgegen.
 Wie wird mir — leichte Wolken heben mich!
 Hinauf, hinauf! Die Erde flieht zurück!
 Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!

Worauf denn auf den Wink des Königs alle Fahnen auf sie niedergelassen werden, daß sie ganz damit bedeckt ist. So hat Schiller die Apotheose seiner Heiligen gefeyert. Und so, wie Ramberg auf diesem schönen Bilde vor uns, würdig, dieser geistreichen Gallerie seiner Kunstschöpfungen den Kranz aufzusetzen, sich diese Erscheinung gedacht hat, sollte die Szene wirklich auf unsern Theatern dargestellt werden. Der Schreiber dieses Aufsatzes hat mit einem wackern Decorationsmaler gesprochen, der seine Studien in Paris und Rom mit gutem Erfolge gemacht hat; und

*) Eusebius in seiner Kirchengeschichte IV, 15. p. 134. ed. Vales. Paris. erwähnt der Wundertaupe noch nicht, vergl. aber die echten Märtyreracten in Ruinart Actis Martyrum sinceris et selectis p. 35: „columba processit de corpore,“ mit Ruinarts Anmerkungen, p. 43: ἐκ τῆς κοιλίας ἐξῆλθε περιστερὰ.

er darf es aus dem Munde dieses einsichtsvollen Künstlers versichern, daß vermittelt eines geschickt angebrachten und aus der Terminative hervorgeschobenen großen Transparents die ganze Erscheinung der Mutter Gottes mit der sie umstrahlenden Engelglorie wirklich in dem Augenblicke, wo dieß alles mit Johannen vorgeht, dem Auge der Zuschauer, ohne Unschicklichkeit oder Suckkasten-Ähnlichkeit, würdig vorgeführt werden könne. Man denke sich den wunderbar mächtigen Effekt und den magischen Zauber, den diese Schlußszene, so ausgeführt, und mit einer sanften Musik begleitet, auf alle Sinne haben müßte. Wahrlich, es wäre der Mühe werth, daß jedesmal am Sterbetage Schillers, wo durchaus auf allen deutschen Theatern eine Todtenfeyer des Dichters durch Aufführung der Johanna begangen werden sollte, auch etwas Neues zur Ausschmückung derselben vorgenommen würde, und daß Fflland oder Schröder, die zwey großen Meister aller dramaturgischen Kunst, an die Ausführung dieses Vorschlags Hand anlegten. Welche Summen hat man oft an die Decorationen einer Donauinix verschwendet! Sollte man nicht einen geringen Theil dieses Aufwandes einem so würdigen Zwecke weihen wollen!

Auch die Taube durfte auf diesem Bilde nicht fehlen. Schiller mußte sich begnügen, in der Anweisung bloß die Worte zu sezen: Der Himmel ist von einem rosigem Schein beleuchtet. Aber wie gern würde auch er die weiße Taube haben aufstiegen lassen. Lächle oder spotte darüber, wer sich nie über den Gefrierpunkt der Reflexion erheben kann. Auch Herder hat in seinen herrlichen Legenden der Taube des Polykarpus eine Stelle gegönnt *). Es sey uns erlaubt, den Schluß dieser Legenden auch zum Schluß dieser Erklärungen abzuschreiben, und die letzten

*) S. Herders Legenden, die Legende mit der Ueberschrift: Die Töpfe. In Herders sämtlichen Werken. Zur schönen Literatur und Kunst. Th. III. S. 292.

Worte dieses Schlusses zur Negide gegen alle Mißdeutungen zu machen:

— Freunde, sprach

Der heil'ge Bischoff, wer mich dieser Flamme
Izt würdiget, der wird mir Muth verleihn.“
Und legte still den Mantel ab und band
Die Solen seiner Füße los und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen. — Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn,
Gleich einem Segel, das ihn kühlte,
Und schöner ihn verstärkte, bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank; es floß sein Blut; die Flamm' erlosch,
Und eine weiße Taube stieg empor.

Du lachst der weißen Taube! Soll einmal
Ein Geyer dir, dem Sterbenden, die Brust
Durchbohren? dem Gestorbenen das Aug'
Ein Rab' aushacken? aus der Asche sich
Molch oder Ratter winden? — Spotte nicht
Des Bildes, das die Sage sich erschuf.
Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Muth!

Wir sind so glücklich gewesen, handschriftliche Geständnisse des großen Dichters der Johanna selbst zu erhalten, die aus zwey Briefen an einen Freund genommen sind, der sich mit dem Dichter über diese seine Lieblingsdichtung unterhielt und ihm mit der Bescheidenheit, die man dem nichts unschicklich beginnenden Dichter (qui nil molitur inepte) auch dann schuldig war, wenn man nicht in allem seiner Ueberzeugung seyn konnte, einige seiner Zweifel vorgetragen hatte. Hätten diese erklärenden Blätter auch kein Verdienst, als daß sie dieß köstliche Fragment aus Schillers eigner Feder zur Belehrung des so vielfach getheilten und zwiespaltigen Publikums zur allgemeinen Kenntniß brächten, so dürfte doch dieß allein schon einigen Anspruch auf die Dankbarkeit der Zeitgenossen machen. Beyde Briefe sind im November 1801 aus Weimar geschrieben. Es wird aber hier nur das daraus mitgetheilt, was in unmittelbarer Beziehung mit der Johanna steht. Es bedarf übrigens wohl kaum des Fingerzeigs, daß diese Geständnisse auch dadurch einen hohen Werth erhalten, weil sie uns über die Gewissenhaftigkeit des Dichters, nichts ohne langes Prüfen und Erwägen zu thun, und

über die Art, wie er komponirte und motivirte, belehrende Aufschlüsse geben.

— „Vergessen Sie nur nicht, daß ich ein volles Jahr mit dem Stoffe mich herumtrug, ehe ich zur Ausarbeitung schritt, und daß ich mir Zeit dazu nahm. Die Jungfrau ist in ihrer Art ein einziges Sujet und ein beneidenswerther Stoff für den Dichter, ungefähr wie die Sphigie der Griechen. Er konnte nur so erfunden werden. Darum haben sich auch von jeher so viele Dichter und Dichterlinge an ihr vergriffen und versündigt, und darum versuchte ich ihre Wiedereinsetzung in die Rechte des romantischen Zeitalters, dem sie angehört. Der Revisionsproceß schien mir eben so nöthig mit den poetischen Acten vorzunehmen, als jener wirkliche, der im Jahre 1455 durch Pabst Calixtus III. gegen die sündhaften 12 Artikel verhangen wurde. —“

„Ich hatte Anfangs dreyerley Plane bey der Bearbeitung dieses Stoffes, und gestattete es die Zeit und das kurze, drängende Leben, so würde ich die beyden andern gleichfalls ausführen. Besonders lockend war mir der Gang des Stückes, wo ich ein treues Gemälde der damaligen ruchlosen Sitten und vor allem der gedankenlosen Ausgelassenheit am üppigen Hofe des Dauphins mit den Angriffen der Engländer und mit der Entschlossenheit des begeisterten Mädchens ganz anders kontrastirt hätte, als jetzt, wo ich den Dauphin nur schwächlich und in dieser Schwächlichkeit lebenswürdig schildern durfte. Dann würde auch die Johanna in Rouen verbrannt worden seyn. — Gewiß es kostete mir keinen geringen Kampf, als ich mit den ersten vier Acten fast ganz fertig war, von der

Geschichte in das romantische Feld der Möglichkeit überzuschweifen. Ich reisete deswegen um diese Zeit von Weimar nach Jena, und erst nach einer wochenlangen Ableitung aller Gedanken von meinen bisherigen Arbeiten kam mir der Geist und Entschluß zu derjenigen romantischen Ausführung, wie sie nun ist *).“

„Der König war damals der Schutzzott des dritten Standes, des Bürgers und Landmanns, gegen den Uebermuth und die stolze Gewalt des Adels und der hohen Vasallen. Darum mußte er der Schäserin Johanna schon im milden Lichte eines Retters erscheinen, und ich glaube darin einen Zug der weiblichen Natur getroffen zu haben, daß Johanna, die sich das Reich als ein Abstractum gar nicht denken kann, bey allen ihren Anstrengungen sich den guten, liebenswürdigen König nur als letzten Zweck dachte. Daraus dürften mehrere Stellen, besonders in den Abschiedsstanzen am Schlusse des Prologs, gerechtfertigt werden können.“

„Nennen Sie es immer eine epische Episode, die Scene mit dem Walliser Montgomery. Sie gehört zur Breite eines historischen Stückes, das die Ketten der Einheit sprengte. Wer seinen Homer kennt, weiß wohl, was mir dabey vorschwebte. Eben um des Alterthümlichen willen wählte ich auch den Senarius des alten Trauerspiels. Dieser ist der Cäsur wegen außerordentlich schwer, aber auch so schön und volltönend, daß es mir

*) Schiller arbeitete im Ganzen sieben Monate an der Johanna.

schwer wurde, zu den lahmen Füßlern zurückzuführen. Montgomery sollte auf allen Bühnen durch ein Frauenzimmer gespielt werden."

— „Das hartnäckige Stillschweigen der Johanna, als sie vor allem Volke von ihrem Vater der Zauberey bezüchtigt wird, ist ja in ihrer visionären Schwärmerey vollkommen gegründet. Dazu kommt die Vorstellung, sie dürfe aus Pflicht dem Vater nicht widersprechen. Außer dem allgemeinen Vorurtheile der bezauberten Welt im ganzen Mittelalter, dem Pfaffenwitz und Eigennuz so großen Vorschub that, wirkte bey dem Vater die gemeine Natur, in der es überall liegt, bey außerordentlichen Erscheinungen lieber an ein übermenschliches böses, als gutes Principium zu denken, oder überhaupt lieber böses zu denken, allen Handlungen eine böse Motive unterzuschreiben. Dazu ist Thibaut von Haus aus ein schwarzgalliger Mensch, mit dem auch Johanna früher kein Wort spricht. Doch ist sie seine Tochter und es ist psychologisch, daß gerade von einem solchen Vater eine solche Seherin und Prophetin erzeugt werden konnte. Der Himmel entschüht Johannen durch dasselbe Zeichen, wodurch er vorher ihre Schuld bekräftigte. So wie sie es vernimmt, hält sie sich auch auf einmal wieder für entschuldiget und losgesprochen. Es ist noch nicht genug beachtet, wie von jeher der Donner das Augurium der ungebildeten Sinnlichkeit war."

„Der schwarze Ritter soll dazu dienen, uns mit einem neuen Bande an die romantische Geisterwelt zu knüpfen, da hier immer zwey Welten mit einander spielen. Sollte es jemanden, der auf den Gang des Stückes nur einige

Aufmerksamkeit richtet, zweifelhaft seyn, daß damit der Geist des kurz vorher verschiedenen Talbot gemeint sey, der ja als Atheist der Hölle zugehört? Immer sind die Menschen, wenn sie auf der höchsten Spitze standen, ihrem Falle am nächsten gewesen. Das widerfährt von dieser Szene an auch der Johanna. Vollenden ist nur die Sache der Götter. Die Jungfrau muß, da sie ein Wort spricht, was die Nemesis beleidigt, und wobey sie ihren Auftrag vom Himmel weit überschreitet:

Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England untergeht,

für solchen Uebermuth nothwendig büßen. Die Strafe folgt ihr in der Verlebung auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geistern zu streiten. Ein neuer Frevel gegen die heilige Scheu. Eine einzige Berührung des Geistes lähmt sie. Mehr wollte ich dadurch nicht ausdrücken, noch motiviren. Am Ende ist doch der ganze Handel mit dieser Verlebung, woran sich so viele ärgern, nur eine Prüfung. Nur die geprüfte Tugend — man erkundige sich nach jedem päpstlichen Proceß vor einer Heiligspreschung — erhält die canonisirende Palme.“

I.

A r g a l i a

von

Caroline Pichler, geb. von Greiner.

Der späte Tag erwachte über den Schneegebirgen am Jenisey *). Stumm und öde lag die Gegend, der fürchterlichste Frost hielt die Bewohner des Landes in ihren Jurten **). Jetzt erhob sich die Sonne und stand niedrig über dem Horizont; blutigroth blickte sie durch die dicken Nebel, ohne Wärme, ohne belebende Kraft, kaum fähig, die weiten weißen Flächen zu erleuchten, die von dem zurückprallenden Schneelicht eine zweifelhafte Dämmerung empfangen. Da fiel einer ihrer schiefen Strahlen in eine Kluft des Altaigebirges ***), und weckte den Schläfer, der seit Jahrhunderten in ihrer grauenvollen Tiefe lag; denn

*) Ein Fluß im östlichen Sibirien, der sich in's Eismeer ergießt.

***) Jurten heißen die armseligen Hütten der Samoje den, Ostiaken und aller dieser nördlichen Völker.

****) Altai, ein Gebirge im östlichen Asien.

so gebot es das Schicksal und der Alles lenkende Wille.

Es war Argalia, einer von den vornehmsten Geistern, die einst bestimmt waren, der jungen Erde zu hülthen, und die wechselnden Wirkungen der Jahreszeiten und Elemente zu ordnen und zu leiten. Der schwere Schlummer, vielmehr die Betäubung, die ein Jahrtausend auf ihm gelastet hatte, fing an sich zu zerstreuen, er empfand, er wurde sich seiner bewußt, er fing an zu denken. Dunkel und fern regten sich Erinnerungen vor seinen Blicken. Ihm war, als wäre er einst gewesen, dann lange Zeit nicht mehr, und jetzt abermals. Er erhob sich, auf die Rechte gestützt sah er um sich her, schwarze Felsenwände umgaben ihn in einiger Entfernung, und wölbten sich über ihm zum Dome, in welchem nur eines Genius Auge die wunderbare Gestaltung der Stalactiten *) unterscheiden konnte, die hier in ewiger Finsterniß unbewundert vom Auge der Sterblichen herabhingen. In dumpfen Staunen sah er das Alles, und faßte noch nicht, wie er hierher gekommen, was mit ihm während des langen Schlafes vorgegangen war.

*) Stalactiten sind die von oben herabhängenden Pyramiden von Tropfstein, die sich durch die fallenden Tropfen bilden.

Nach und nach erwachten seine geistigen Kräfte. Hellere Erinnerungen traten hervor, und noch hellere folgten. Er sann nach — die vorübergegangene Ewigkeit entfaltete ihre Tiefen vor ihm — Gestalten ordneten sich vor seinem Blicke — jetzt — jetzt wußte er Alles, wer er gewesen, was er gewirkt, gelitten — verloren. Er stand auf. Ich bin noch! sagte er langsam: Und warum? warum nicht vernichtet? Tief aufseufzend erhob sich seine Brust. Die Leiden der Unsterblichen sind erhöhter in eben dem Maße, als ihre geistigen Kräfte es sind. Jetzt trat er vor die Höhle hinaus, wo der matte Strahl hereinschimmerte. Himmelnaher Klippen umstarrten ihn — nirgends ein Baum, ein Strauch, kaum eine Spur von Vegetation, als in den dürftigen Moosfasern, die an den Felsenwänden klebten. Ihm graute in dieser furchtbaren Dede. Langsam entfaltete er die ätherischen Schwingen, und erhob sich bis zum Gipfel des Berges. Jetzt stand er auf der Spitze des Altai, unter ihm dehnten sich die weiten Flächen der Tartarischen und Sibirischen Steppen gegen den Nordpol zu hinab, — weite, unabsehbliche Gefilde mit fast ewigem Schnee bedeckt, ein Bild der Einsamkeit, des Todes. Argalja staunte. Lange sah er zweifelnd hin, ob sein, des Sehens noch ungewohnter, Blick ihn täusche — es

blieb dasselbe traurige Bild. Eine erstarrende Luft herrschte hier, rings war alles Leben gestorben, die Quellen, die von den schwarzen Klüften des Altai herabstürzten, standen, von Eis gefesselt, als diamantne Säulen da, kein Bach rauschte, kein Fußtritt hallte, keine Stimme tönte — die Erde war ein weites weißes Grab. Welche Veränderung! rief der Genius. Ist dieß die Gestalt der blühenden Erde, auf der ich einst wandelte? Mit zweifelhaftem Fluge schwebte er zur Fläche nieder, immer noch hoffend, die Täuschung werde sich lösen. Vergebens! Er suchte grünende Auen und fand nichts als Schnee in trauriger Einförmigkeit; er blickte umher nach den Palmenhainen, den Rosengebüschcn, in denen seine unsterbliche Jugend geblüht hatte — schwarze Tannen und Fichten, halb von der Last des Schnees gekrümmt, standen traurig über dem einsamen Gefild. Da lehnte sich Argalia in Ernst und Wehmuth versunken an einen Felsen, und seine Klage begann also:

Du Bild von meinem innersten Gemüthe,
 Erstorbne Welt, von Reiz verlassnes Land!
 Empfange mich! Gefallen ist die Blüthe,
 Auch mich berührte kalt des Todes Hand.
 Ich kann nicht sterben, aber ich muß leiden,
 In grauer Vorwelt wohnen meine Freuden.

Wo seyd ihr hin, ihr heitern Jugendbilder,
 Wo über ewig lächelnder Natur

Nur laue Lüfte webten, und ein milder
 Tiefblauer Himmel ruht' auf grüner Flur?
 Da rauschte Zephyr durch die Palmenhaine,
 Und Rosen deckten jene nackten Steine.

Von diesen Gipfeln stürzten ew'ge Quellen.
 Wo jetzt im Moos das Rennthier Futter sucht,
 Da sprangen munter flüchtige Gazellen,
 Plataneu grünteu in des Stromes Bucht.
 In lauen Nächten ließen Nachtigallen
 Aus Myrthenwäldern ihre Lieder schallen.

O schönes Bild der jugendlichen Auen!
 O schön'res noch der eig'nen Jugendzeit!
 Du bist dahin! Mit immerlichem Grauen
 Wend' ich mich ab von dem, was sich mir heut.
 Ich bin ein Fremdling worden auf der Erden;
 Was ich verlor — wird nie mir wieder werden!

So senfzte Argalia; aber kein Zephyr senfzte ihm
 nach. Ein rauher Nordsturm riß die lockern Schneez-
 lagen vom Felsen herab und erfüllte die Luft mit fal-
 lenden Flocken. O Schicksal! rief der leidende Geist:
 Welche Natur! Welche Schrecken! Er versank von
 neuem in düstres Nachsinnen. — Im Innersten sei-
 nes geistigen Wesens waren noch tiefere Wunden —
 er wagte es nicht, mit seinen Gedanken diese Stellen
 zu berühren; aber als er nach vielen Tagen, die un-
 bemerkt mit ihren kurzen Sonnen und langen Finster-
 nissen an ihm vorüber gegangen waren, aus seinem
 Erstaunen erwachte, beschloß er, in menschlicher Ge-
 stalt das Land zu durchziehen, und von den Bewoh-

nern Kundschaft über die Veränderungen einzuziehen, die hier vorgegangen seyn mußten.

Die Hoheit seiner unsterblichen Jugend in fernnachahmende Hüllen kleidend, ward er ein Jüngling, wie sie damals auf der jungen Erde wandelten. Mühsam verbarg er den himmlischen Reiz und glaubte nun unbemerkt zu seyn; dennoch würde selbst unter einem glücklichen Himmel, unter einem schönern Geschlechte dem aufmerksamen Blick die mehr als irdische Hoheit dieser Formen nicht entgangen seyn. Tage lang wandelte er schon dahin über das weite Gefild, wo keine Spur einer Straße oder eines Wohnplatzes geselliger Menschen sich zeigte; der Unsterbliche fühlte keine Erschöpfung. Endlich stieg nicht weit von ihm qualmender Rauch aus einer Niederung empor. Argalia näherte sich — einige elende Jurten aus Thierfellen über Pfähle gespannt lagen zwischen entlaubten Büschen. Kein Hausthier weidete um diese verschlossenen Hütten, kein Garten grünte, kein nachbarliches Hin- und Hergehen verkündete gesellige Sitten. Argalia trat in eine Hütte. Eine häßliche Gestalt, in dicke Pelze gehüllt und von Rauch gebräunt, kroch unter den Fellen hervor, und als sie aufgerichtet stand, hatte Argalia Mühe, dieses mißgeschaffene Wesen für einen Bewohner der Erde zu erkennen.

Aber erschrocken stürzte der Samojede vor dem hohen Fremden nieder und wollte den Göttlichen anbeten. Argalia fragte den Wilden um den Namen des Landes, seine ickige, seine ehemalige Beschaffenheit. In dumpfen Staunen sah ihn der Samojede an, und wußte auf keine seiner Fragen Bescheid. Argalia verließ ihn, er ging von Jurte zu Jurte, überall dasselbe Glend, dieselbe Stumpfsinnigkeit bey dem gänzlichen Mangel alles dessen, was dem Daseyn höhern Werth gibt. Er dachte der Träume und Entwürfe seiner Jugend. O welches Geschlecht! rief er tiefbewegt: Wie schrecklich gefallen!

Endlich leitete sein Nachforschen ihn zu einem Greise, einem Fürsten des Volkes. Aber auch hier hinderte Entsetzen und Furcht lange alle Mittheilung. Argalia erkannte, daß dieß Geschlecht des Umgangs mit Unsterblichen nicht mehr fähig war; nur mit Mühe konnte er den erschrockenen Greis dahin bringen, daß er dem gefürchteten Geiste Antwort auf seine Fragen gab. Und was vernahm er? Die Geschichte des unglücklichen Volkes verlor sich bereits im Dunkel des kaum vergangenen Jahrhunderts. Stets nur besorgt, mit der stiefmütterlichen Natur um die Fortdauer eines mühseligen Daseyns zu kämpfen, hatten sie sich nie um das bekümmert, was außer ihrem

Dorfe, oder in vergangenen Zeiten geschehen war. Doch lebten noch alte Sagen unter ihren Greisen, die von einem schönen Leben in diesen Gegenden sprachen, von einer glücklichen Zeit, wo die Sonne nur auf einige Stunden unterging, — wo kein Schnee die Felder deckte, und ein frohes Volk in stetem Genuß der Freude auf immer grünen Wiesen unter fruchtbaren Bäumen lebte, bis sein Uebermuth die Götter erzürnte, und diese in mächtigen Wasserfluthen das strafbare Geschlecht von der Erde tilgten.

Argalia seufzte tief. Und wann glaubt man, daß dieß geschehen sey?

Es ist schwer, erwiederte der Greis, nach bloßen Sagen dieß zu berechnen. Wir wissen nichts anders, als was durch Erzählung von Vater auf Sohn fort-erbt; aber jenseit der hohen Berge und Wüsten, gegen Mittag wohnt ein kluges Volk in mildern Gegenden. Dieß versteht die Kunst, den Gedanken in Linien und Striche aufzuzeichnen, und so das, was es sagen will, bleibend zu machen, damit Jeder, der es ansieht, erfährt, was der Andere wollte. Dorthin war mein Vater in seiner frühen Jugend gerathen. Ach, ich müßte einen Tag lang erzählen, wenn ich Dir die Wunder alle berichten sollte, die mein Vater bey jenem Volke sah! Sie haben lange

Rollen mit Strichen und Puncten bemahlt; auf diesen steht Alles, was jemals geschehen ist, und so erzählten sie meinem Vater, daß seit jener Zeit, wo die Wasser die Erde überschwemmt, viel mehr als tausend Jahre vorbeý gegangen seyn müssen.

Mehr als tausend Jahre! wiederholte Argalia mit heftiger Erschütterung. Seine Erinnerung flog in das Dunkel dieser unabsehlichen Zeit zurück. O Azora! Wo ist dein Staub! Der Greis sah ihn erstaunt an. Argalia faßte sich — er dankte dem Bilden für seine freundliche Belehrung; dann reichte er ihm ein Gastgeschenk, wie es Unsterbliche geben können und entschwand seinen Blicken. Entzückt stürzte der Wilde zur Erde nieder, und betete dankbar dem verschwundenen Gotte nach.

Argalia entfloh zu den Felsen des Altai. Hier sank er in dumpfer Betäubung in einer düstern Höhle nieder, und lag ohne einen andern Gedanken als den der unendlichen Kluft, die ihn von Allem trennte, was ihm theuer gewesen war. Nach und nach lebte die ganze Vergangenheit wieder vor ihm auf, und die Bilder seiner Jugendzeit gingen vor ihm vorüber.

Im ersten Anfange der Dinge, als die jugendliche Erde, von den Morgensternen als Schwester und Gespielin begrüßt, aus der Hand ihres Schöpfers kam,

da war noch ihr schönes Mund nicht durch schneidende Abwechslungen von Frost und Hitze getheilt, da blühte überall ein ewiger Frühling. Die Sonne stieg in gleicher Höhe über ihr empor, und Schatten und Licht reiheten sich in gleich gemessenen Zeiten. Ueberall war Freude, Unschuld und Ruhe. Viele hohe Wesen, vom Schöpfer mit mannigfachen Kräften ausgerüstet, schön und unsterblich, wachten über die Erhaltung und Ordnung des Ganzen. Einigen war die Aufsicht über die Winde, den Regen, den Donner und Blitz gegeben, Andere walteten im Feuer, Jene lenkten den Lauf der Quellen und Flüsse, Andere herrschten im Ocean, Manche schafften und wirkten im Innern der Erde, Vielen war die Obhuth der Thiergeschlechter anvertraut. So standen sie auf verschiedenen Stufen der Kraft, Einsicht und Erhabenheit. Ueber alle hinaus ragten zwey Genien: Argalia und Diwaconta, jener der Beherrscher des Luft- und Feuerkreises, dieser der Erde und des Meeres. Unter ihren Befehlen stand das unzählbare Heer der untergeordneten Geister; sie selbst, an Macht, obwohl nicht an Neigungen sich gleich, gehorchten nur dem Schöpfer und dem von ihm gesprochenen Gesetze. Das Menschengeschlecht, ebenfalls blühend, kräftig und schön, lebte unter ihrer freundlichen Ob-

huth nicht geschieden von ihnen, die oft sichtbar, noch öfter in Erscheinungen und Träumen unter den geliebten Schützlingen wandelten und wirkten. Selige Tage der ersten Unschuld in den blühenden Thälern von Kaschmire, wie in den sonnigen Ebenen jenseit des Altai bis hinab gegen den damals noch nicht erstarrten Nordpol!

Es war nichts seltenes, daß ein Genius irgend einen Sterblichen zum besondern Liebling erkohr; dann wurde ihr Umgang inniger und vertrauter, aber nach der Art der Geister und ihren Neigungen verschieden. Diwaconta's Untergeordnete, die Geister der trägern Erde, des nach Ruhe strebenden Wassers, weniger erhabener Natur, wurden leicht von ihren Geliebten aus ihrer überirdischen Höhe herab zur Erde gezogen, und bald bevölkerte ein überkräftiges Geschlecht von Halbgöttern und Riesen, aus jenen Verbindungen entsprossen, die Erde — indessen Argalia's Geister, aus edleren Stoffen gebildet, in der ewig bewegten Luft, im läuternden Feuer wohnend, die Sterblichen, die sie ihrer Wahl würdig fanden, in geistiger Verbindung von Schwächen und Unvollkommenheiten befreuten, und zu sich emporhoben. Noch lebt bey den meisten Völkern in dunkeln Sagen aus einer längst vergangenen Welt, in verunstalteten,

und oft entadelten Fabeln die Erinnerung an jene Periode höherer Entwicklung der menschlichen Natur und eines vertrauten Umgangs mit Wesen besserer Art. Was sind wohl jene wehmüthigen Träume von einem goldenen Zeitalter, die beynahе in der Geschichte jedes Volks vorkommen? Was sind die Fabeln aus der Griechischen Heroenzeit, so viele Mythen der Hindus anderes, als das halbverklungene Andenken an jenen seligen Zustand?

Aber nicht lange blieb dieses glückliche Verhältniß. Das Geschlecht, aus dem Umgang der Sterblichen und der Wasser- und Erdgeister entsprungen, im Uebermuthе körperlicher Kräfte, fing an, sich vom Wege des Rechts und Guten zu entfernen, und für erlaubt zu halten, was ihm zu vollbringen möglich war. Von ihren Schutzgeistern aufgemuntert, griffen sie immer weiter um sich. Unschuld, Ruhe und Frieden wurden immer seltner — Kriege begannen, der Mächtigste trat auf den Nacken des Ueberwundenen, die Guten, die Tugendhaften, unter welchen Urgalja's Genien sich Lieblinge zu wählen pflegten, verloren sich unter der wilden Menge, oder zogen sich in die Schatten eines unbemerkten Lebens zurück. Diwacanta's Reich vermehrte sich, und er fing an, darauf zu sinnen, wie er es durch gänzliche Entfernung

des längst verhafteten Nebenbuhlers endlich allgemein machen und das ganze unterworfene Menschengeschlecht samt den Geistern aller vier Elemente allein und unumschränkt beherrschen möchte. Die Ausführung dieses Entwurfs dünkte ihm nicht schwer. Argalia, in erhabne Träume versenkt, oder mit tiefsinnigen Speculationen beschäftigt, schien ihm ein ebenso argloser als wenig gefährlicher Feind.

Aber so arglos war Argalia nicht. Auch in ihm glühte Heldenfeuer, auch er ahndete die Süßigkeit der Herrschaft; aber nicht einer frevelhaften Empörung gegen die höhere Macht, von der sie beyde ihre Kraft erhalten hatten, noch weniger tückischem Ver-rath wollte er seine Verherrlichung danken. Ihm entgingen Diwaconta's Plane nicht; eine grauenvolle Zukunft zeigte sich ihm, und er beschloß zu retten, und zugleich seine Macht durch den Untergang des finstern Gegners zu sichern. Vor seinen Augen stand ein glänzendes Ziel: Beglückung des Menschengeschlechts durch Veredlung, und dann Herrschaft der Tugend und Weisheit, fest und unerschütterlich gegründet auf niemals veränderliche Grundsätze des Wahren und Rechten. So hoffte er einst seinen Thron zu gründen und über eine Welt voll Licht, Wahrheit und Glück zu gebieten.

Mit solchen Absichten wandelten die beyden Geisterfürsten unter den Sterblichen, die untergeordneten Geister theilten der Könige Gesinnungen, und Beyder Bestreben arbeitete einander entgegen. Je mehr Diwaconta, durch alle Reizungen des Reichthums, der Wollust und Macht, die Sterblichen zu seinen Fahnen zu locken suchte, je eifriger bemühte sich Argalia, sie durch die höhere Schönheit der Tugend, durch das stolze Bewußtseyn des Rechts, durch Entseßlung von Sinnlichkeit, für ein geistiges Leben zu gewinnen. Diwaconta hatte schon mehr als Ein schönes Weib geliebt, mehr als Einen reizenden Jüngling in seinen unterirdischen Pallast entführt, und der Verzweiflung derjenigen nicht geachtet, denen er das Liebste entriß. Argalia hatte noch immer diesem Zauber widerstanden; das hohe Ziel seiner Weltbeherrschung im Auge, war er achtlos unter den Menschen umhergegangen, die ihm nicht zu unbedeutend für seine Sorge, aber viel zu niedrig für Gegenstände einer ausschließenden Liebe schienen. So hoffte er noch ferner, unbestrickt von einer heftigern Empfindung, bloß als oberster Lenker ihrer Gefühle und Meinungen über sie walten zu können.

Es war einer der schönsten Sommerabende, wie sie nur unter einem milden Himmel auf die ruhig athmende

mende Natur niedersinken. Leichte Wölkchen, in rosenrothe Schleyer zerflossen, oder mit Gold umsäumt, schwammen einzeln in dem tiefen Blau, ein Strom von süßen Düften aus den nahen Orangenhäuten zog durch die laue Luft, und die Nachtigall klagte in Myrthengebüschen der Rose ihre Liebe. Da trat Argalia, mit seinem heutigen Tagwerk zufrieden — unter den Palmen hervor, die am Ufer eines Teichs ihre schönen Häupter im Abendwind wiegten. Die Schönheit des Orts zog ihn an, die süße Ruhe der Natur nach einem herrlichen fruchtbringenden Tage stimmte angenehm in sein Gefühl, und die laue Milde der Luft, der klagende Gesang des Vogels, die wollustreichen Düfte der Blüthen lösten sein ernstes Gemüth in ungewöhnliche Weiche auf. Er ließ sich im Grase des Ufers nieder, und sah träumend über den Teich hin, in dessen klarer Tiefe über den Palmenwipfeln die zarten Wolken des Himmels zitterten.

Da weckte ihn ein leichtes Geräusch aus seinen Gedanken. Eine weibliche Gestalt, in blendendes Weiß einfach und züchtig gekleidet, in einen Schleyer, der sie bis an die Fersen bedeckte, gehüllt, trat, einen schönen Knaben an der Hand, aus den Büschen, und ging am Ufer lustwandelnd hinab, indes sie sich liebevoll mit dem Kleinen unterhielt. Argalia's Blick

folgte ihr — zuerst aus Neugierde. — Dann bemerkte er, daß in ihrer Haltung, ihrem Gang etwas Edles lag. Er hörte eine sanfte Stimme sich mit Zierlichkeit ausdrücken — er wurde aufmerksam — und begierig, sie im Gesichte zu sehen. Jetzt war sie an's andere Ende des Teiches gekommen, wo sie sich mit dem Kleinen niedersezte. Argalia sah reiche dunkle Locken unter dem weißen Schleyer ein zartes Gesicht beschatten, er sah das große Gazellenauge sich langsam wenden, und zwischen langen dunkeln Wimpern ernst und sinnig blicken. Kaum färbte ein schwarzer Rosenschein die seidnen Wangen, und blüthenweiße Zähne erschienen und verschwanden hinter schmalen Lippen vom hellsten Korallenroth. Argalia mußte sich gestehen, daß er viele schönere, aber wenig lieblichere Frauengestalten gesehen habe. Was ihn am meisten anzog, war der züchtige Ernst, die Jungfräulichkeit, die sich in jeder ihrer Bewegungen aussprach.

Wer der Sterbliche seyn mag, dachte er, der dieß holde Geschöpf sein nennt, der von diesen Lippen, von dieser Stimme mit Liebe genannt wird, der in diesem dunklen Auge sein Glück lesen darf? Wahrlich, er ist zu beneiden! Noch dachte Argalia so, als ein Tiger sich durchs Gebüsch dem Teiche näherte,

um zu trinken. Mit einem Schrey des Entsetzens flog die Frau empor, riß den Knaben auf, den sie auf den Arm nahm, und wollte mit ihm entfliehen; aber ihr Schrey hatte sie dem Tiger verrathen. Er sprang auf sie zu. Unfähig mit dem Kinde schnell zu laufen, warf sie den Knaben gegen das Gebüsch, hieß ihn sich retten, und erwartete den entsetzlichsten Tod, als plötzlich ihr gefürchteter Feind, von einem Pfeile getroffen, todt zu ihren Füßen stürzte, und ein Jüngling, den Bogen in der Hand, aus den Büschen trat.

Zitternd — todtensblaß stand sie noch, und konnte kaum ihren Augen die unverhoffte Rettung glauben. Da redete der Jüngling sie an. Sie erhob den Blick, sah eine Göttergestalt vor sich stehn — ein leiser Schrey entfuhr ihren Lippen. Sie wollte entfliehen. Mit sanftem Tone bat er sie zu bleiben. Der Klang dieser Stimme drang tiefer in ihr Herz, als vorher der Anblick des schönen Fremden. Sie besann sich, daß er den Tiger getödtet und ihr das Leben gerettet habe, daß sie ihm Dank schuldig sey. Sie kam zurück — näherte sich ihm — wollte sprechen — da sah sie in dieß hohe flammende Auge, da erschien ihr in diesen edlen Zügen der Ausdruck einer mehr als irdischen Schönheit, und sie verstummte.

Argalia verstand dieß Verstummen, es rührte ihn tiefer als der beredteste Dank. Auch ihn überraschte sein Gefühl, er hielt ihre Hand, er fühlte, daß sie bebte — er sah sie die Augen vor seinen Blicken senken, schlug den Arm um sie, und zog sie an seine Brust. Sie sank an sein Herz. Es war ein Augenblick des unmittelbaren Verschmelzens zweyer Geister, ein heiliger Moment, in dem sich ihre Seelen erkannten und fest an einander zogen, um sich in Ewigkeit nicht mehr zu trennen. Langsam erhob die Fremde endlich das Haupt, Argalia's Blick begegnete ihrem Auge, ein Himmel voll Liebe und Reinheit lag darin, durch diesen klaren Crystall konnte er bis auf den Grund ihres Herzens sehen und erkennen, was sie für ihn empfand. Wer bist Du, schöne Frau? sagte der Fremde. „Ich heiße Azora, und bin die Tochter Abdallah's, unser Haus und unser Garten liegen dort am Meeresufer.“ „Und wie nennt sich Dein Gemahl?“ Erröthend erwiederte Azora: Ich habe keinen, ich bin unvermählt. — „Unvermählt? rief Argalia mit freudestrahlendem Blicke: Unvermählt? Und dieser Knabe?“ „Ist mein Bruder.“ „Dein Bruder? Und du wolltest dem schrecklichsten Tode entgegengehn, um ihn zu retten? O himmlische Azora! ich liebe Dich; Du bist mein!“

Azora trat einen Schritt zurück. „Wer bist Du Jüngling, der Du mir das im ersten Augenblicke sagst?“

Argalia hatte vergessen, daß er hier nur ein Sterblicher war, er fühlte es. „Verzeih, Azora, dieß Bekenntniß, das die Achtung für Deine Tugend und der Wunsch, Dich zu besitzen, mir entriß. Ich heiße Coswanda, mein Vaterland sind die Gebirge dort in der Ferne. Kannst Du mich nicht wiederlieben, so erlaube mir nur, Dich zuweilen zu sehn.“

Azora erröthete von Neuem, und verstummte; aber nicht lange. Es war Etwas in ihrem Herzen, das ihr jede Verstellung gegen diesen Jüngling unmöglich machte. Sie erhob das dunkle Auge, sah ihn freymüthig an, reichte ihm die Hand und sagte: Ich liebe Dich, Coswanda! Ich will Dir es nicht verbergen. Du bist der erste Mann, der mir solche Gefühle eingestößt hat, und ich fühle, ich werde nie einen Andern lieben. Komm mit mir zu meinem Vater! Coswanda drückte ihre Hand an sein Herz. Ein Moment hatte über sein Schicksal entschieden. Er, der noch vor wenig Minuten aller Liebe fremd, an keine Verbindung mit irgend einem weiblichen Geschöpfe gedacht hatte, fühlte sich jetzt in den innersten Tiefen seines Wesens verwandelt, und auf ewig

an ein sterbliches Mädchen gebunden. Doch dünkten ihm diese Bande so süß, so genügend, daß er sich nicht mehr in seine vorige Freyheit zurückwünschte. Sie traten nun den Rückweg an. Azora gab die eine Hand ihrem Begleiter, mit der andern führte sie den Knaben. Es war dunkel geworden im Walde, Gestrippe und Baumwurzeln machten den Pfad beschwerlich, Argalia unterstützte die Geliebte, er leitete ihre Schritte. Dieß Verhältniß hatte neue, nie empfundne Reize für den Unsterblichen, er hätte gewünscht, daß der Weg noch recht lange währen möchte. Jetzt kamen sie in's Freye und an den Strand. Hier erhob sich, schimmernd durch die Dämmerung, das große prächtige Haus Abdallah's. Das ist unsere Wohnung! sagte Azora. Das? antwortete Argalia. Ach! Dein Vater ist wohl reich und mächtig? Man sagt es, erwiederte das Mädchen, unsre Kameele trinken aus hundert Bächen, und unser ganzer Stamm ehrt meinen Vater und folgt seinem Rathe.

Ich aber bin arm, sagte Coswanda: Mein Vater ist ein unbekannter Jäger im Gebirge Altai. Wird der Deine mich gütig aufnehmen? „Dich, den Retter seines Kindes? O Du kennst meinen Vater nicht!“

Während dieser Gespräche waren sie an's Haus gekommen. Unter einer Laube von duftendem Jasmin

saß der Greis auf seidnen Polstern, sich an der Schönheit der sinkenden Nacht labend, in fromme Gedanken versenkt, als der Gang der Kommenden ihn weckte. Er sah seine Kinder, aber auch den Fremden, und unwillkürlich hingerissen von der Achtung gebietenden Gestalt, stand er auf, ihn ehrerbietig zu empfangen. Da sank Azora in seine Arme und erzählte ihm ihre Gefahr und ihre Rettung. Abdallah schloß seine wiedergeschenkten Kinder und den muthigen Fremdling mit Freudenthränen in seine Arme, und lud diesen ein, Alles, was er besitze, mit ihm zu theilen. Die Art, wie Coswanda den Dank seiner neuen Freunde aufnahm, flößte ihnen ein wunderbares Gefühl ein, das zwischen Ehrfurcht und Liebe schwebte.

Von nun an war Coswanda in Abdallah's Hause ein verehrter, hochwillkommener Gast. Des Vaters Geist fand volle Befriedigung in dem Umgange des Fremden, der Kleine hing mit kindlicher Liebe an ihm, Azorens Herz war im ersten Augenblick sein gewesen: Jedes Wiedersehen, jedes Gespräch diente nur dazu, sie unauflöslicher an ihn zu ketten. Ihr Glück, ihre Ruhe, ihr Leben beruhte auf ihm. Nur wenn Coswanda zugegen war, fühlte sie ihr Daseyn, nur seine Stimme klang in ihrem Herzen, nur seine

Gestalt schwebte, auch wenn er fern war, unablässig vor ihr, alles Uebrige war nichts mehr für sie.

Aber nicht bloß in Ergießungen wechselseitiger Zärtlichkeit verfloßen ihre genussreichen Stunden. Coswanda ward Azorens Lehrer. Er eröffnete vor ihren Blicken die Wunder der Schöpfung, und erhob ihren Geist von der weisen und zweckmäßigen Ordnung der Welt zur Anbetung desjenigen, dem diese und Azora ihren Ursprung dankte. Er gab ihr Ahnungen von dem geheimnißvollen Zusammenhang der Geisterwelt, und ließ sie hoffen, durch Tugend und Reinheit der Seele, sich nach und nach zur innigen Verbindung mit dieser emporzuschwingen. Azora hing horchend an seinem Mund, an seinen Blicken, und wenn etwas ihre Aufmerksamkeit stören konnte, so war es der Klang der Stimme selbst, mit der er seine Lehren vortrug, so war es der Anblick dieser Gestalt, die jeden Reiz der Erhabenheit und Liebenswürdigkeit in sich vereinigte.

So verfloßen viele Tage, viele Monden, Azora verbarg ihre Liebe nicht, und hatte keine Vorstellung davon, daß Coswanda's Armuth ein Hinderniß ihrer Verbindung seyn könnte. Abdallah war gütig und verständig, er liebte seine Tochter, aber er kannte die Welt, und legte bedeutenden Werth auf ange-

stammten Reichthum und auf die Stammtafeln seines Hauses, das tief in die Vergangenheit hinauf in Unschuld und Redlichkeit gewandelt, und seinem Volke mehrere Fürsten gegeben hatte. Er sprach mit Azora über ihre Liebe, sie gestand sie offen; er schwieg und entließ sie. Nun befragte er Coswanda selbst. Der Jüngling war aus edlem aber unberühmten Blut, fremd in diesem Lande, und ganz arm. Er trat zurück, und kündigte Azoren selbst die Nothwendigkeit ihrer Trennung an. Sie wollte nichts davon wissen, sie wollte ihm allein angehören, mit ihm fliehen. Er nannte ihres Vaters Namen, die Schmerzen, die sie ihm bereiten würde. Sie schwieg. Coswanda malte ihr die Tugend der Entsagung, die Höhe eines Gemüthes, das sich selbst besiegt, mit so glühenden Farben, daß sie endlich überwunden ihm die Hand reichte. Du hast gesiegt, sagte sie: Pflicht ist das Höchste. Ich kann Dir entsagen, wenn sie es gebent, aber ich werde nicht leben ohne Dich. Leb wohl! Sie sank ohnmächtig zu seinen Füßen nieder. Argalia, entzückt über die Liebe, über die Starkmuth seines Mädchens, küßte die Ohnmächtige, der Hauch des Unsterblichen rief ihre Lebensgeister zurück. Als sie die Augen aufschlug, war er verschwunden. Ihre Frauen kamen herbey, sie erholte sich unter ihren

Händen, aber ihr Glück war zernichtet. Still und ohne Klage wandelte sie ihren einsamen Weg. Mit Coswanda war Alles für sie verloren, das Leben hatte keinen Reiz, die Jugend keine Freuden mehr, nur die Kraft blieb ihr, ihrem Vater zu verhehlen, was in ihrer Brust vorging. Was ihre Gestalt zeigte, vermochte sie nicht seinen Blicken zu entziehen.

Diwaconta wußte um jede Bewegung seines gehafteten Feindes, und also auch um seine Liebe zu Azora sogleich nach ihrer Entstehung. Er freute sich darüber, er sah in dieser Leidenschaft ein Band mehr, das Argalia in seine Träume verstricken und für Diwaconta's Absichten unschädlich machen sollte. Aber bald verließ Argalia die Geliebte wieder, und Diwaconta erfuhr, daß ihr Leben um ihn hinwelkte. Neugier und Verwunderung trieben ihn hin, die wahren Beweggründe zu erforschen; denn an Leichtsinn oder Wandelbarkeit konnte er bey Argalia nicht glauben. An einem schönen Morgen durchstreifte er als ein rascher Jäger, von einem glänzenden Gefolge umringt, den Wald am Meeresufer, und unter einem leichten Vorwand betrat er Abdallah's Gärten. Er fand den Greis bey seinen Arbeitern, deren Beschäftigungen er leitete, und wurde gastfreundlich aufgenommen. Reichgekleidete Sklaven brachten den Tisch von kostba-

rem Holze in den Schatten hoher Cedern, andere trugen köstliche Teppiche und Kissen herben, ein leichtes Mahl ward aufgetischt. Das Köstlichste fehlte noch, Azora ließ sich nicht sehn. Im Gespräche fand Diwaconta Gelegenheit, nach ihr zu fragen. Abdallah befahl, seine Tochter zu rufen. Diwaconta hatte eine blendende Schönheit erwartet, er erstaunte, als eine zarte Gestalt, auf deren blassem Gesicht verhaltener Kummer lag, sich ihnen mit ernstem Anstand nahte. Azora heftete einen Blick auf den Fremden, sie fand, daß er sehr schön sey, ein schimmernder Anzug erhöhte den Reiz einer majestätischen Gestalt, aus dunklen Augen blitzte ein unruhiges Feuer, aber es lag Etwas in diesen Zügen, was ihr mißfiel. Sie setzte sich an ihres Vaters Seite, und nahm nur so viel Antheil an dem Gespräch, als der Wohlstand forderte. Diwaconta war im ersten Augenblick gesonnen, über Argalia's Geschmack zu spotten, aber er sah sie während des Mahles öfters an, und bey jedem Blicke schien sich ein zarter Reiz zu entwickeln. Jetzt fand er, daß Azorens Züge höchst edel waren, daß der Ausdruck des Kummers sie anziehender mache, daß das dunkle große Auge in diesem blassen Gesicht noch schöner erschien, und daß der sehnsüchtige Blick desselben, wenn sie einmal die langen seidnen Wim-

pern aufschlug, ganz unwiderstehlich war. Auch fühlte er die züchtige Anmuth ihrer Haltung und ihrer Bewegung, und selbst der Klang ihrer Stimme, die sie kaum erhob, bezauberte ihn.

Er hatte gedacht, seine Neugier zu befriedigen, und er fühlte sich angezogen. Er schied ungern, und kam bald wieder, und Azora bemerkte in Kurzem mit Unmuth, so wie Abdallah mit geheimer Freude, daß der reiche prächtige Fremde Wohlgefallen an der schönen Azora fand. Er erklärte sich gegen Vater und Tochter, bekam dort Hoffnung und hier ein in achtungsvolle Ausdrücke verhülltes Nein. Das schreckte den entschlossenen Freyer nicht ab; denn er war überzeugt, was auch in Azorens Herzen vorgehn mochte, daß er sich nur in seiner wahren Gestalt zeigen dürfe, um alle Nebenbuhler, und jeden Gedanken an einen Andern zu entfernen.

An einem Morgen stürzten Abdallah's Knechte, die im Felde gearbeitet hatten, erschrocken herein, ihrem Gebieter zu melden, daß ein unabsehlicher Zug von Menschen und Thieren und seltsamen Gestalten sich über die Fläche her bewege. Abdallah, und sein ganzes Haus mit ihm, eilte hinaus, die Kommenden zu sehen. Auf Wallrossen, auf Seehunden und Meerlöwen ritten die Geister des Meeres; die Gottheiten

der Quellen und Flüsse mit ihren Urnen, in bläulichem Gewande gekleidet, trugen in Schalen von Gold und Crystallen, Korallen, schimmernde Muschelgehäuse, kostbare Perlen, und was der Grund des Meeres und das Bett der Flüsse köstliches hervorbringt. Ihnen folgten, von Salamandern, Eidechsen und andern widriggestalteten Bewohnern der Klüfte und Steinrißen getragen, die Geister der Erde, die in unterirdischen Schächten und in den geheimen Tiefen der Gebirge die Metalle schmelzen, die Erze scheiden, die reichen Gold- und Silberadern durch das finstre Gestein leiten, und die Massen kochend bereiten, die in Vulkanen und Erdbeben der erschrockenen Welt von den geheimen Arbeiten jener Wesen zeugen, meist seltsame Gestalten, wie von der Natur in phantastischer Laune geformt, widrig, und nicht selten tückischen Sinnes. In reichen Körben von Gold und Silber geflochten; in zierlich gearbeiteten Kisten von glänzenden Steinen oder von köstlichem Holz, brachten sie die Ausbeute ihrer Minen, Gold und Silber und den verdichteten Sonnenstrahl, den flammenden Diamant mit allen seinen farbenspielenden Brüdern.

Nest folgten auf weißen Elephanten die Geister höherer Art, lauter edle Gestalten; eine schöner als

die andere, daß das geblendete Auge in jedem nächstfolgenden den großen Geisterkönig selbst zu sehen glaubte. Aber alle diese Pracht verschwand vor Di-waconta's Anblick. Auf einem goldnen Wagen, von vier ungeheuern Mammuths *) gezogen, stand der erhabne Genius. Die blitzende Krone, der goldne Scepter, das dunkle Gewand von Edelsteinen schimmernd, noch mehr aber seine majestätische Gestalt, weit über menschliche Größe, furchtbar und doch schön, — verkündete den Herrscher, und Azora und Abdallah erkannten mit sehr verschiedenen Empfindungen, in dem König der Geister, die Züge ihres neuen Freundes. Abdallah stürzte in Demuth auf sein Angesicht; Azora sank leblos in die Arme ihrer Frauen.

Jetzt hielt der Wagen still. Zwölf untergeordnete Geister warfen sich nieder, um ihrem Gebieter als Schemmel zu dienen, wenn er vom Wagen stieg. Er sprang herab, und schwebte über sie hinweg, hob Abdallah auf und sprach ihm Muth ein; dann trat er zu Azoren, die in diesem Augenblicke die Augen auf-

*) Mammuth heißen die großen Thiere, deren Gebeine oder halbverwesten Ueberreste man zuweilen am Eismeer und in den nördlichsten Gegenden unter vieljährigem Eise findet. Ihresgleichen lebt nicht mehr auf der Erde, sie waren größer als Elephanten.

schlug und als sie den Geisterfürsten vor sich stehen sah, sie mit einem Schrey des Entsetzens wieder schloß. Man trug sie hinweg, und wie lange auch Divaconta ihres Erwachens harrete und Abdallah Botschaft an Botschaft sendete, so kehrte doch kein Leben in ihre Brust, und der bestürzte Vater glaubte bereits den Tod der geliebten einzigen Tochter beweinen zu müssen. Unmuthig und finster bestieg Divaconta seinen Wagen, nicht ohne vorher in versteckten Drohungen den erschrocknen Abdallah ahnden zu lassen, was er zu fürchten haben würde, wenn der Wunsch des Geisterkönigs unerfüllt bleiben sollte. Dann setzte der Zug sich wieder in Bewegung und verschwand im Walde.

Jetzt erst erholte sich Azora. Sie fragte, ob das alles ein schwerer Traum gewesen? Abdallah schloß sie entzückt in seine Arme und versicherte, daß sie wirklich den Fürsten der Geister gesehen und seine Gemahlin werden sollte. Sie stürzte zu ihres Vaters Füßen, und beschwor ihn, sie nicht aufzuopfern. Abdallah zürnte, er stellte ihr die Ehre, das Glück einer solchen Verbindung vor; sie blieb ungerührt. Aber nun erwähnte er der Drohungen des aufgebrachtten Geistes und der Gefahr, die ihm, seinem Hause, ja dem ganzen Stamm unfehlbar bevorstand, wenn Azo-

ra sich weigerte, Diwaconta's Wünsche zu erfüllen. Sie schauderte. Der Vater legte sein und so vieler Wohl in ihre Hand — Coswanda's Bild schwebte vor ihr — ihr Herz war gebrochen. Mit erstorbener Stimme sagte sie endlich: Mein Glück soll nicht Dir und den Meinigen verderblich seyn. Ich werde Diwaconta's Gattin werden. Abdallah umarmte, außer sich vor Freuden, die gehorsame Tochter, und eilte, Anstalten zu den glänzenden Hochzeitfeierlichkeiten zu machen.

Erschöpft, zitternd, auf eine ihrer Slavinnen gestützt, wankte Azora, als der Tag sich neigte, dem Teiche zu, wo sie Coswanda das erstemal gesehen hatte. Es war ein schöner Abend, wie jener, eben dieser goldne Schimmer, eben diese milde Ruhe über der still feyern den Natur. Im hohen Grase des Ufers ließ sie sich nieder. Aus diesen Gebüsch en war die Göttergestalt hervorgetreten! Hier hatte sein Blick dem ihrigen begegnet, seine Silberstimme ihr Liebe gestanden! Sie sank in die Blumen, die sie umblühten, ihre Thränen flossen mit dem Abendthau auf ihnen zusammen. Sie wandte sich in heißen Gebeten an den Schöpfer, den Coswanda sie so kindlich verehren und anbeten gelehrt hatte, und flehte, daß er sie sterben lassen möchte, weil sie weder ungetreu, noch

noch ungehorsam werden könnte. So lag sie eine Weile, und in der Erschöpfung ihrer Kräfte glaubte sie mit Freude die Annäherung des Todes zu fühlen. Auf einmal nannte eine Stimme, die ihr Herz erschütterte, ihren Namen. Sie sprang auf — Coswanda stand vor ihr. Sie flog in seine Arme. Alles, Alles war in diesem Augenblicke vergessen. Aber nur zu bald erwachte das Bewußtseyn ihres Unglücks wieder, sie riß sich aus seinen Armen: „O flich! flich mein Geliebter! Wir sind auf ewig geschieden, und Du bist verloren, wenn der Furchtbare Dich hier findet.“ Azora! erwiederte der Jüngling mit zärtlicher Stimme, indes sein freudestrahlender Blick auf ihr haftete: Fürchte nichts, stille Deine Thränen, wir sind nicht getrennt. Sie sah ihn zweifelnd an, sie verstand nicht, was er sagen wollte. O mein Geliebter! rief sie: Du weißt nicht, was mit Deiner armen Azora geschehen ist, Du kennst den schrecklichen Diwaconta nicht! Ich weiß Alles, antwortete Coswanda, und ich weiß, daß Du mein bist. Komm an mein Herz, edles, tugendhaftes Mädchen! Wir sind auf ewig vereinigt. Lerne Deinen Jüngling besser kennen, es ist nicht der unbekannte Jäger aus den Bergen des Altai, es ist nicht der arme Fremdling, es ist — Während dieser Rede war Coswanda's Ge-

stalt immer höher, immer herrlicher geworden, himmlische Erhabenheit und das Lächeln ewiger Ruhe lag in seinen Zügen, goldne Schwingen, in allen Farben des Regenbogens strahlend, entfalteteten sich an den glänzenden Schultern, eine Krone von Flammen funkelte in den hellbraunen Haarlocken, Blicke brachen aus seinen blauen Augen, morgenröthlicher Schimmer von seinen Wangen, und Glanz wie des Mittags strömte von ihm aus. Wer bist Du? o Gott! Wer bist Du? rief Azora, und sank geblendet, betäubt zu seinen Füßen nieder.

Als sie erwachte, lag sie in Coswanda's Arm, der sich zärtlich bemühte, sie in's Leben zu wecken. Es war die Gestalt des schimmernden Genius wieder, aber gemildert in menschliche Schönheit, daß die Augen seines Mädchens sie zu ertragen vermochten. Azora sah ihn staunend an, sie erinnerte sich, wie sie ihn kurz zuvor gesehen, entglitt seinen Armen, kniete vor ihm nieder, und faltete in stummen Entzücken ihre Hände vor ihm. Meine Azora! Meine Geliebte! sagte Coswanda, beugte sich über die Knieende, und hob sie liebevoll auf: Komm an meine Brust! Ich bin Argalia, der König des Luft- und Feuerreiches. Ich liebe Dich, und werde Dir die Treue vergelten, die Du dem armen Coswanda hieltest. „Und

Divaconta?" rief Azora ängstlich. „Fürchte nichts, meine Geliebte! Ich bin wenigstens eben so mächtig als er, und er soll versuchen, Dich mir zu entreißen! Argalia's Blick flammte furchtbar bey diesen Worten, und Azora verbarg sich schüchtern an seiner Brust. Fasse Dich, meine Theure! sagte er, indem er ihr Gesicht emporrichtete: In meinen Armen hast Du nichts zu besorgen. Höre mich an. Ich habe nie geliebt, die schönsten Genien, die reizendsten Töchter des Menschengeschlechts ließen mich ohne Nührung. Ich sah Dich; Deine stille Anmuth, noch mehr Deine Tugend riß mich unwiderstehlich hin; Du liebtest mich im ersten Augenblick, ich wollte wissen, ob diese Flammen auch dauerhaft seyn würden. Du gehorchtest der Stimme der Pflicht, als sie durch mich zu Dir sprach, Du trenntest Dich von mir, ich mich nicht von Dir. Ich vermochte es nicht, setzte er hinzu, indem er sie mit einem Blicke heißer Liebe an sein Herz drückte. In Träumen, welche oft Deine Thränen trockneten, und nicht so nichtig waren als Du glaubtest, umschwebte ich Dich, ich stand vor den Augen Deines Geistes, wenn der Schlummer Deine äußern Sinne gefangen hielt. Nun erschien mein Nebenbuhler. Dein Vater drang in Dich, Du brachtest der Pflicht auch das letzte Opfer, Du gabst Dich

hin für fremdes Glück. Ich sah Dich gegen Abend die wohlbekanntten Stätten, die Erinnerungen unsres ersten Glückes aufsuchen, und folgte Dir ungesehen, ich hörte Dein Gebet, ich sah Deine Thränen. O meine Azora! Wie selig machte mich die Ueberzeugung Deines Werths! Du bist mein! nicht, wie bey Menschen, auf wenige flüchtige Jahre, nein, für die Ewigkeit, und keine Macht kann uns trennen!

Azora erlag dem Uebermaß ihres Glückes, sie konnte nicht sprechen, sie konnte dem Geliebten nicht sagen, was sie fühlte; aber er verstand ihr sprachloses Entzücken, ihre Blicke begegneten sich, und der Bund der Geister war geschlossen.

Als sie zu ihrem Vater zurückkam, erzählte sie ihm Argalia's Erscheinung, und, sicher durch seinen Schutz, bat sie ihn nun, den furchtbaren Nebenbuhler abzuweisen. Abdallah hörte mit Erstaunen und Grauen ihren Bericht, und wenn der Gedanke, daß seine Tochter von den zwey erhabensten Wesen dieser Erde geliebt wurde, ihn mit Stolz füllte, so schreckte ihn ein Blick auf die Folgen dieser doppelten Bewerbung, und das Unglück, das für sein Haus und vielleicht für Viele daraus entstehen konnte, und er sah mit Bangigkeit einer grauenvollen Zukunft entgegen. Argalia besuchte nun seine Geliebte wieder. Ihre

Seligkeit war gränzenlos. Diwaconta knirschte über das Glück seines Nebenbuhlers, den er zu verderben strebte, und doch nicht leicht zu besiegen hoffen konnte. Zu stolz, sich einer abschlägigen Antwort auszusetzen, floh er Abdallah's Haus, die Gegend, und brütete über finstern Entwürfen der Rache.

Der Kampf begann, zuerst versteckt durch heimliche Angriffe und Neckereyen, indem Diwaconta nichts anderes suchte, als seinen Gegner zu reizen, und aus jener gelassenen Fassung zu bringen, die dem erhabenen Argalia ein sicheres Uebergewicht gab. Sein Versuch gelang nicht. Argalia wirkte ihm mit ruhiger Klarheit entgegen, und Diwaconta sah ein, daß dieß der Weg nicht sey, an sein Ziel zu gelangen. Seine Leidenschaft ward durch den Widerstand höher entflammt, jetzt suchte er unmittelbar den gewünschten Zweck zu erreichen. Er näherte sich Azoren wieder, aber nicht in seiner eigenen Gestalt. Bald in dieser, bald in jener reizenden Hülle, unter mancherley anziehenden Verhältnissen, in den romantischsten Begegnungen suchte er ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und ihr ein Gefühl einzustößen, das ihre Leidenschaft für Argalia schwächen sollte. Aber auch diese Bestrebungen blieben fruchtlos. Für Azoren lebte nur Ein Wesen auf der Welt, dem alle ihre

Empfindungen angehörten, und wie künstlich erfonnen auch Diwaconta's Verlockungen waren, sie glitten alle an Azorens Treue ab. Sein Zorn kannte nun keine Gränzen mehr. Was die List ihm nicht verschaffen konnte, wollte er durch Gewalt erringen, und als Azora im Palmenhain unweit ihres Vaters Hause, nur von wenigen Slavinnen begleitet, lustwandelte, spaltete sich die Erde vor ihren Füßen, zwey Geister des unterirdischen Reiches fuhren herauf, ergriffen Azoren und rissen sie, ihres Schreyens und Rufens nicht achtend, vor den Augen ihrer Frauen in den Abgrund hinab, der sich schnell hinter ihnen schloß. Diese sahen den Raub, ohne ihn hindern zu können, eilten unter Wehklagen zurück, und verbreiteten das Entsetzen, das sie erfüllte, in Abdallah's Hause und der Gegend.

Nun war es auch um Argalia's Gleichmuth geschehen. Azorens Verlust raubte ihm Fassung und Ruhe. Außer sich vor Schmerz und Wuth, bot er nun seinerseits alle Mächte auf, die ihm zu Gebote standen, um den Feind zu vernichten, und ihm die theure Beute zu entreißen. Die Kraft der Elemente, der gewaltigen Luft, des alles durchdringenden Feuers wurden aufgerufen, um mit den Mächten des Gegners den zweifelhaften langen Kampf zu beginnen.

Azora war in Divaconta's unterirdischen Palast gebracht worden. Wände von getriebenem Golde umgaben sie, Blumengehänge, aus den herrlichsten Edelsteinen zusammengesetzt, machten die Verzierungen derselben aus, durchsichtige Schleier von unverbrennlichem Asbest *) flossen vom Gesimse in malerischem Faltenwurfe bis auf den Fußboden, der in einem Mosaik von Onix, Jaspis, Porphyr und andern kostbaren Steinen den Schmelz der Wiesen, das blühende Reich des Frühling darstellte. In großen Urnen von Alabaster brannte die reinste Naphtha **) und streute ein dämmernd sanftes Licht umher, das weit angenehmer schien als dasjenige, welches die Strahlen der Sonne auf der Oberwelt verbreiten. Weiche, sehnsuchtathmende Musik erscholl unsichtbar aus den Wänden, und wollustreiche Düfte, die die gereizten Nerven in süße Betäubung wiegten, stiegen unaufhörlich aus silbernen Gefäßen empor, die, in kunstreicher Arbeit, Scenen der gemeinen Liebe und verführerische Auftritte darstellten, und erfüllten die

*) Asbest, auch Bergflachs genannt, ein Fossil, woraus sich Gewebe verfertigen lassen, und das im Feuer nicht verbrennt.

**) Naphtha, weißes Bergöl, eine flüssige brennbare Substanz.

Luft, in diesem Wohnorte des Genusses und der Bollust, mit Balsam. Azora wußte nichts von dem Allen, eine Ohnmacht hatte sie im ersten Augenblicke ihrer Sinne beraubt, sie erwachte erst spät auf den Purpurteppichen in Diwaconta's Palast, umringt von dienenden Geistern in weiblichen Gestalten und reichen Gewändern. Sie richtete sich empor — sie schaute umher — ihr erster Blick fiel auf den Geisterfürsten, der in all seiner Pracht und Schönheit, mächtig genug, jedes unbefangene Herz zu fesseln, zu ihren Füßen kniete. Mit einem Schrey des Schreckens sprang sie auf, und machte eine Bewegung zur Flucht. — Diwaconta's Zorn loderte empor, er riß sie gewaltsam zurück. Schon war er im Begriff, die Undankbare zu strafen, mit einem Tritte des Fußes den Boden zu erschüttern, daß die zusammenstürzenden Wände die Verbrecherin unter ihren Trümmern begraben sollten, da sah sie ihn erschrocken an — das große Auge in Thränen schwimmend, war bittend auf ihn gerichtet, sie streckte die Hände empor, von den weißen Armen fiel das weite Gewand enthüllend zurück, sie sank vor ihm nieder auf die Knie, und flehte ihn unter heißen Thränen, sie ihrem Vater wiederzugeben. Diwaconta stand zweifelnd vor ihr. Haß und Liebe, Rachgier und Mitleid kämpften in seinem

Innern. Er hob sie auf — seine Arme umschlangen diese weichen zarten Formen. Nein! rief er mit einer Stimme, die den Palast erschütterte und Azoren zittern machte: Nein, ich lasse Dich nicht! Du mußt, Du wirst mein seyn! Sie verstummte — ihr Entschluß war gefaßt. Sie antwortete nichts, sie machte keinen Versuch mehr, ein Wesen durch Bitten zu erweichen, das jedem edlern Gefühl unzugänglich schien. Vergebens wendete nun Diwaconta alle Künste an, um sie zum Sprechen zu bewegen, sie öffnete die Lippen nicht wieder, und er verließ sie im heftigsten Unwillen.

Als sie sich allein sah, zog sie den Schleyer, der sie umfloß, ganz über sich, hüllte sich darein, schloß die Augen vor Allem, was sie umgab, und blieb so in dumpfe Trauer versunken sitzen. Keine Bestrebungen der dienenden Geister, die sie umgaben, keine Gesänge, keine Tänze, angestellt, um sie zu zerstreuen, gewonnen einen Blick von ihr, oder bewogen sie, ihr Schweigen zu brechen. Sie nahm keine Speise zu sich, kein Schlummer schloß ihre Augen.

Diwaconta glaubte weder an solche Treue, noch an eine solche Stärke des Gemüthes. Er versuchte Alles, um sie zu bewegen, oder zu zwingen. Weder Bitten, noch Drohungen rührten sie, aber ihre Kraft

fing an zu schwinden. Sie wurde von Stunde zu Stunde schwächer, und mit einer Art von Freude hoffte sie nun, daß der Tod sie bald befreien, und in einem schönern Daseyn mit dem Geliebten ihrer Seele vereinigen würde. Da erschütterte auf einmal ein heftiger Donnerschlag den Palast. Die Naphthurnen erloschen, grauenvolle Dunkelheit erfüllte das Gemach, das ein schneller Blitz mit blauem Lichte durchflamnte, ein heulender Sturm erhob sich, die Felsenwände zitterten, der Boden bebte, Flammen brachen von allen Seiten hervor. Erschrocken entflohen Diwacontas Geister. Jetzt zerriß die Felsenwand, und in Blitz und Sturm erschien Argalia, faßte die ohnmächtige Geliebte in den Arm, und erhob sich mit ihr leicht aus den Trümmern und Ruinen in die höheren Regionen, wohin ihm das schwerere Geschlecht seines Feindes nicht folgen konnte.

Aber Azorens Kräfte waren dem neuen Sturm erlegen, sie regte sich nicht, sie athmete kaum. Mit der Angst der Liebe hielt Argalia sie in seinen Armen, und jetzt erst besann er sich, daß seine furchtbare Götterererscheinung die Bande ihres sterblichen Lebens eher zu zerreißen als zu stärken vermöchte. Er milderte den blendenden Glanz seiner Strahlen, die Schrecken, die ihm entströmten, — sein himmlischer Hauch be-

rührte ihre Lippen, sie schlug die Augen auf, sie schrie laut auf, und schlang die Arme ängstlich um seinen Nacken, als suchte sie Schutz bey ihm. Fasse Dich, meine Azora! sagte er mit dem sanften Tone, der ihre Seele beruhigend durchdrang: Wir sind sicher, Du hast nichts mehr zu fürchten. Sie erhob ihr Haupt, blickte um sich, und sah sich mit dem Geliebten auf einem Wagen von blinkendem Silber, mit vier blendend weißen Einhörnern bespannt, die glänzend goldne Schwingen entfalteteten, und mit goldnen Hörnern an der Stirne bewaffnet waren, in raschem Flug durch die Lüfte dahinschweben. Jetzt erst fing sie an, sich ihrer Rettung zu freuen. Sie erzählte Argalia ihre Leiden, ihren Entschluß zu sterben; sein Blick dankte ihr für ihre Treue, und er schilderte ihr nun ebenfalls seinen Schmerz, als er ihren Raub vernahm, und den Kampf mit Diwaconta, in welchem Jeder alle Kräfte und untergeordneten Mächte, die unter seinem Befehl standen, aufgeboten hatte, den Streit der Elemente, und wie endlich Feuer und Luft die schwere Erde, das träge Wasser überwältigt, die Grundfesten der Berge gesprengt, und siegreich sich einen Weg bis zu ihr gebahnt hatten. Azora zitterte bey dieser Schilderung: „Und wo ist mein Va-

ter, mein Bruder?" „Bereits in der sichern Freystadt, wohin ich Dich führen werde, meine Geliebte!" antwortete Argalia. Dort, wo Eure Wohnung stand, ist keine Sicherheit mehr für Euch, es ist zu weit zwischen Diwaconta und mir gekommen. Im Kampfe der Geister und Elemente kann das sterbliche Geschlecht nicht bestehn, setzte er finster hinzu. „O Gott! was sagst Du?" — Forste nicht, meine Azora! Du selbst, und die Du liebst sind geborgen, das Uebrige überlaß mir und dem, der über uns Allen waltet.

Azora schwieg; sie war gewohnt, die Winke ihres himmlischen Freundes zu verehren, denn sie wußte, daß alles edel war, was er that und heischte, und vollkommen beruhigt in seiner Liebe, gab sie sich Mühe, durch verdoppelte Zärtlichkeit ihm ihre Ergebung zu beweisen.

Lange währte der Flug der weißen Einhörner, tief unter sich sahen sie viele Reiche und Meere; endlich verschwand das Land völlig, ein weit ausgegoffener Ocean breitete sich vor ihnen aus, und gegen Abend zu erhob sich ein dunkler Punct aus den Wassern. Er wurde größer, deutlicher, es war Land, die Einhörner lenkten ihren Flug dahin, sie senkten sich nieder.

Der Wagen stand. Azora war auf der Insel Atlantis *). Ein schönes großes Eyland, das ihre Blicke nicht zu umkreisen vermochten, lag im Schoß des Weltmeers vor ihr. Seltsam gestaltete Bäume beschatteten das fruchtbare Ufer, silberne Quellen rieselten von den innern Bergen herab, dem Meere zu, Blumen in brennenden Farben schmückten den Boden, und fremdartige Vögel und Thiere belebten die lustigen Haine. Das ist Dein künstiger Wohnort! sagte Argalia, indem er sie von dem Wagen hob und gegen eine Hütte führte, die unter Palmen und Magnolia-bäumen **) freundlich versteckt stand. Abdallah und sein Sohn eilten ihr aus derselben entgegen, die Freude des Wiedersehens machte sie alles, was sie zu fürchten hatten, vergessen. Argalia weidete sich noch eine Weile an dem Glück seiner Freunde, bestieg dann den silberblinkenden Wagen und verschwand aus ihren Augen.

*) Eine Insel, welche nach den Meinungen der Alten jenseit der Säulen des Herkules zwischen Afrika und Amerika gelegen haben soll. Es werden viele Wunder davon erzählt, eine große physische Revolution soll sie zerstört haben, und die Azorischen Inseln Ueberreste von ihr seyn.

**) Magnolia, ein amerikanischer Baum mit sehr großen Blüthen.

Als die erste Freude einer ruhigeren Besinnung wich, erwachten bange Ahnungen und Besorgnisse in den Herzen der Zurückgelassenen. Nimmer konnte weder Abdallah, noch Azora sich verbergen, daß der Streit der beyden Genien furchtbare Folgen für die Erde, für sie, und endlich für Argalia selbst haben konnte. Ihr Leben floß einsam, düster hin. Umsonst stimmte die schönste Natur, die in ewigem Frieden lächelte, sie zu ruhigen Gefühlen, umsonst lockten die fernen Städte und Paläste der Atlantiden sie zu den Freuden des geselligen Lebens, ihre Herzen erlagen dem Gewichte trüber Vorstellungen, ihre Gedanken waren mit dem fernen Vaterland, mit dem wahrscheinlich schrecklichen Schicksal seiner Bewohner unablässig beschäftigt. Azora litt noch mehr durch die Trennung von Argalia. So lange hatte sie ihn noch nie gemißt! Sie glaubte dieses elende, halbe Daseyn nicht ertragen zu können, und wenn sie an den finstern Ernst dachte, der bey seiner lezten Anwesenheit auf seiner Stirn geherrscht hatte, so mischte sich auch noch eine unbeschreibliche Angst in ihren Kummer, und machte ihre Lage unaushaltbar.

Lange, lange einsame Tage verflossen — Azora verwelkte sichtbar — der Quell ihres Lebens schien versiegt, die Seele, die sie sonst bewegte, entflohen;

doch gab sie sich Mühe, dem geliebten Vater die schrecklichen Vorstellungen zu verbergen, die sie unablässig folterten. Er sah ihren Zustand, litt mit ihr, und vermochte nicht, sie zu trösten. Keines hatte den Muth, seinen Schmerz laut werden zu lassen, und die Leiden des Andern durch Aussprechen der eigenen aufzurufen. Eines Abends, als sie wieder ebenso schweigend neben einander gesessen hatten, war endlich Abdallah in die Hütte gegangen, um auf seinem Lager eine Ruhe zu suchen, die er nicht zu finden hoffen konnte. Azora blieb allein. Im Lichte des Vollmonds, das die Gegend mild und ruhig erhellte, saß sie da, halb hinter den breiten wankenden Schatten der Fächerpalme verborgen, und freute sich der einsamen Stunde, wo sie ihren Klagen freyen Lauf lassen konnte. Da stand plötzlich der lang ersehnte Geliebte im Mondenschimmer vor ihr. Entzückt sprang sie auf. Unfähig zu sprechen, ergriff sie seine Hand, Freudenthränen brachen aus ihren Augen. Da erst faßte ihr Blick ihn genauer, und sie bebte zurück. Verschwunden war die himmlische Ruhe, der Abglanz überirdischer Seligkeit, der sonst aus seinen Zügen gestrahlt hatte! Finster und kummervoll heftete er einen matten Blick auf sie und schwieg noch immer. Auch sie wagte es nicht, zu sprechen. Azora

ra! begann er endlich: Uns steht Großes bevor! Jetzt wird es sich zeigen, ob die Freundschaft eines Unsterblichen Dein Herz gestärkt und Dich kräftig genug gemacht hat, seine Sorgen mit zu fühlen, zu theilen, und nicht zu erliegen. Wahrscheinlich bin ich verloren! Azora erbleichte — mit starrem Blick, mit geöffneten Lippen blieb sie vor ihm stehen. Er faßte ihre Hände, er sah sie an. Mitten aus den trüben Wolken, die seine Stirn umhüllten, brach ein Strahl der innigsten Liebe. Meine arme Azora! sagte er, und bey diesem Tone sank sie in Thränen zerflossen an seine Brust. O, nur nicht getrennt! rief sie: Sonst will ich Alles ertragen! Er schloß sie zärtlich an sich. „Höre mich, Geliebte! und beweise mir durch Fassung, daß meine Wahl sich nicht in Dir geirrt. Du kennst meine und meines Feindes Macht. Auf diesem Stern, den Ihr Erde nennt, ist kein Höherer über uns, aber wir selbst sind demjenigen untergeordnet, der uns und Dich, die Geisterwelt und das Menschengeschlecht, so wie alle Wesen erschaffen hat, und nach ewigen Gesetzen mit höchster Weisheit und treuer Liebe regiert. Funken seines allbelebenden Geistes beseelen uns, Euch, jedes denkende Geschöpf, nur in verschiedenen Abstufungen von Reinheit und Kraft. Vernunft und freyer Wille sind unsre

unsre köstlichsten Gaben. Der meine war rein — so glaubt' ich wenigstens. Ich habe Gutes gewollt, aber auch die reinsten Geister sind nicht vollkommen vor Gott. Das bedenke, Azora! und wache desto strenger über ein sterbliches Herz. Mich riß die Leidenschaft hin, — Leidenschaft für Dich, Wunsch nach Herrschaft, die sich, mir unbewußt, hinter dem schimmernden Vorsatz, das Reich des Guten zu verbreiten, verbarg. Ich bin zu weit gegangen. Von Diwaconta's Uebermuth und Eigenmacht gereizt, rief ich Kräfte in den Streit, die nur mit dem gänzlichen Umsturze des Ganzen in Bewegung gesetzt werden können. Diwaconta widerstand mit gleichen Waffen. Die Grundfesten des Erdballs sind erschüttert, es stehen fürchterliche Begebenheiten bevor. Ich fühle mein Unrecht, und daß ich es fühle, ist der Anfang meiner Strafe; die Fortsetzung derselben: daß ich nicht mehr zurück, nicht mehr gut machen kann, was geschehen ist. Noch übrig ein Kampf, der letzte, entscheidende. Er wird mein, Diwaconta's, des Sternes Schicksal bestimmen. Mißlingt er, so sind wir auf ewig geschieden. Bleib' ich Sieger, so liegt mein und Dein Glück in der Hand des Allmächtigen, der Richter — und Vater ist. Jetzt lebe wohl! Wir sehen uns bald — oder nie wieder."

Azora hatte alle ihre Kräfte zusammengerafft, um diesen fürchterlichen Bericht mit der Standhaftigkeit anzuhören, die der Geliebte forderte. Die letzten Worte brachen ihre Stärke, ihr Auge erlosch, ihre Pulse hörten auf zu schlagen, sie lehnte sich betäubt an den Stamm einer Palme. Argalia sah ihren Zustand, und die Gewalt, die sie über sich ausübte. Er schlang den Arm um sie: Meine Azora! meine Freundin! meine Schwester! O diese Töne hätten sie aus dem Grabe zurückgerufen! Das Bewußtseyn, von diesem Wesen so geliebt zu werden, belebte ihre Kraft. Sie schlug die Augen auf, sie sah ihn an — ihr Blick sagte ihm Alles. Mit sanfter Stimme fuhr er fort: Hoffe auf die Erbarmung des Unendlichen, auf die Wirkungen einer tiefen, wahren Reue. Ich habe gefehlt, aber er ist Vater. Lebe wohl — lebe wohl! Er zerfloß in Schimmer, seine Stimme verklang, Azora war allein.

Argalia kehrte zur andern Hemisphäre zurück, um, wie er Azoren verkündet hatte, den letzten Kampf mit Diwaconta zu beginnen. Dieser hatte indessen nicht gesäumt, alle Kräfte der Geister und Elemente, die ihm zu Gebot standen, aufzubieten. Argalia fand ihn bereit zur Schlacht. Sie begann. Kein Gefecht zwischen Menschen, mit Waffen und Kriegsma-

schinen, wie Sterbliche sie ersinnen können, um ihre mangelhaften Kräfte zu ersetzen — ein Kampf der Urkräfte, ein Streit, der die innersten Bande der Erde aufzulösen, Alles in einen ungeheuern Ruin zu stürzen, und das alte Chaos wieder herzustellen drohte! Die Elemente waren in Aufruhr, aus den untersten Tiefen der Erde brachen vulkanische Flammen, Berggipfel stürzten ein, die Dämme der Meere zerissen, Fluthen überschwemmten die Länder, Felsen zerspalteten durch unterirdische Feuer, und die Gewässer im Schoß der Berge ergossen sich verheerend durch die Thäler. Stürme rissen Wälder aus, und warfen vor sich nieder, was sich ihrer Wuth widersetzte. Die Pole krachten, die Achse der Erde schwankte, mit ihr der Wolkenhimmel, der erschüttert Ströme herabgoß. Das verzweifelnde Menschengeschlecht schrie laut auf zum wildempörten Firmament, und ging rettungslos in Flammen oder Fluten zu Grunde. — Der Allmächtige schleuderte seinen Blick. Er stürzte Diwaconta mit seinen Geistern in's Unermeßliche hinab. Argalia sank betäubt in die Kluft des Altai. — Die Zeit war erfüllt — das Angesicht der Erde gestaltete sich neu, die Richtung der Achse war verändert, die Sonnenstrahlen wirkten in andern Verhältnissen — die Pole erkalteten —

Schnee und ewiges Eis nahmen die Stelle fruchtbarer Gefilde ein — Thierarten starben aus, neue entstanden, Meergrund erschien in salzigen Steppen, wo vorher der Walfisch gescherzt hatte, und auf Bergen, die einst Inseln waren, findet der erstaunte Naturforscher jetzt versteinerte Ueberbleibsel von Bewohnern uralter Seen. Unter jenen weitausgehoffenen Fluten liegen Städte und Reiche begraben, das Meerschiff segelt auf purpurnen Wogen über die ehemaligen Wohnplätze der Menschen hin, und in den alten Geschichten, in den dunkeln Sagen jedes Volkes leben Spuren der Erinnerung an eine ungeheure Revolution, die das früher lebende Geschlecht vertilgte, und die Oberfläche des Erdballs neu gestaltete.

Das war die Geschichte der verfloffenen Jahrtausende, welche in diesen Stunden düstrier schwermuthsvoller Erinnerung vor Argalia vorüberging. Alles war wieder erwacht, und mit jener Stärke erwacht, mit der nur nie alternde Wesen die Vergangenheit zu fühlen fähig sind: seine selige Jugend, seine Liebe zu Azoren, ihre Zärtlichkeit, ihr Schmerz, aber auch seine Schuld, und was er, von Leidenschaft hingezogen, verbrochen hatte. Im Gefühle seiner Vergehungen sank er vor dem Unendlichen hin, das Flehen des unsterblichen hohen Geistes drang vor Gottes.

Thron, und das Opfer seines reuevollen Herzens wurde nicht verworfen.

Eine beruhigende Empfindung, ein ferner Nachklang jener himmlischen Ruhe, die ihn einst beseligt hatte, fing an, sich in seinem Innern zu verbreiten. Er schüttelte die dumpfe Traurigkeit von sich, die, seit er in jener Felsenluft des Altai erwacht war, auf ihm gelastet, und die jeder Gegenstand, den er seitdem gesehen, vermehrt hatte. Nur eine stille Behemuth blieb ihm zurück, er erhob sich von dem Felsen, an welchen er in dumpfer Betrachtung der Vergangenheit gesunken war, spreitete die glänzenden Schwingen aus, und trat seine Reise an, um die Erde in ihrer neuen Gestalt, und die Menschen, die sie nun bewohnten, kennen zu lernen.

Sein Flug war zuerst nach jener Gegend gerichtet, wo Abdallah's Haus am Ufer des Meeres gestanden, wo er im Palmenhain Azoren zuerst gesehen hatte. Nur sein Auge vermochte aus mehr als tausendjährigen Erinnerungen diese Stelle noch zu erkennen. Eine weite Steppe breitete sich unabsehlich vor ihm aus, kein Meer war zu sehen *), auf der baumlosen

*) Es ist aus neuern Reisebeschreibungen ziemlich deutlich, daß das Caspische Meer einst einen ganz andern

Ebene erhoben sich Zelte, von Filzdecken künstlich und zierlich zusammengefügt *). Ein Menschenstamm, viel kleiner, viel häßlicher als die Bewohner der jugendlichen Erde, stark und braun, trieb hier ein nomadisches Leben, und zahllose Schaaren von Pferden, der Reichthum dieser Horden, der ihnen Nahrung, Speise und Kleidung gibt, weidete um die Zelte herum. Argalia seufzte, und wandte den langsamen Flug gegen den Untergang der Sonne. Da erschienen neue Länder, weite Reiche, die er vorher nie gekannt, und mit wehmüthigen Erinnerungen berührte ihn der Anblick milderer Gegenden. Hier schwankten wieder

und viel größern Umfang, sowohl ost- als westwärts gehabt, und mit dem schwarzen Meer zusammengehangen habe. Eine furchtbare Revolution, vermuthlich vulkanischer Art, mag dann den Fessendamm zerrissen haben, der Asien dort an Europa band, wo jetzt Schiffe durch den Bosphorus segeln. Das schwarze Meer stürzte sich in's Megäische, der Schwall der Wasser überströmte die Länder, und riß die schmalen Erozungen durch. So mag Sicilien von Italien, Afrika von Europa getrennt worden seyn. Dafür blieb in Asien trockner Grund zurück, wo jetzt noch Salzsteppen und Muscheln das ehemalige Daseyn eines Meeres beweisen, und nur in den tiefern Gegenden noch das Caspische Meer und der See Aral zurück blieb. Siehe Zimmermanns Taschenbuch der Reisen, 8te Abtheilung, S. 187 u. f.

*) Siehe die Beschreibung der Kalzmücken und anderer ähnlichen Völker in demselben Buche, S. 232 u. f.

Palmen in lauer Luft, hier stiegen Balsamdüfte aus Rosen- und Drangenhainen empor, auf blumigen Wiesen, in duftenden Pinienwäldern wandelten schönere Menschen, walteten üppig in herrlichen Palästen, oder genossen im Schatten immerblühender Gärten ein süßträumendes Leben. Aber so sehr sie auch jene Steppenbewohner an Schönheit und Geist übertrafen, waren sie doch tief unter dem Heroengeschlechte, mit dem Argalia seine himmlische Jugend verlebt hatte. Er schwebte weiter. Jetzt erschien die Küste eines andern Welttheils vor seinem Blicke, und erstaunt sah er hier ein weites Meer ausgegossen. Die ehemaligen Berge, deren Bild noch lebhaft in seinem Gedächtniß stand, ragten im Archipelagus, als größere oder kleinere Inseln, fruchtbar, blühend, die Wohnung eines fröhlichen schönen Völkerstammes, aus der blauen Tiefe herauf *). Er zog weiter und immer weiter nach Westen, nach der geliebten Atlantis, wo er einst ein theures Pfand geborgen hatte. Jetzt schwebte er über Europa's äußerster Spitze. Auch hier war Alles zerrissen, verändert. Das Meer strömte hier zwischen zwey Erdtheilen, die einst Ein

*) Die Griechischen Inseln im Hellespont.

Land gewesen waren *). Argalia schauderte; zögernd schwebte er weiter, aber kein Land zeigte sich seinen forschenden Blicken. Rings umher und so weit des Unsterblichen Auge drang, nichts als ein weites wüstes Meer, in das der ferne Himmel sich senkte!

Tieffinnig kehrte Argalia zurück. Unfern der Küste gegen Süden hinab, lagen einige kleine Inseln zerstreut. Argalia hörte ihren Namen, den Namen des Oceans, in welchem sie lagen **). Erstaunt und gerührt fand er in leeren Klängen eine schwache Erinnerung an sein verlornes Glück. Das waren die Ueberreste der Atlantis, auf denen sich, unbewußt wie, Azorens Name erhalten hatte!

Mit müden Schwingen senkte er sich auf einen Felsen herab, der hier vom Land schroff und nackt in die See hinaus ragte. Die Vergangenheit ging noch einmal schmerzend an ihm vorüber. Azorens Bild schien ihm aus der Tiefe der purpurnen Flut emporzusteigen, es streckte die Arme flehend zu ihm aus, es sah ihn an mit dem dunkeln großen Auge, das so oft mit dem Ausdrucke der innigsten Zärtlichkeit an ihm gehangen hatte, es nannte seinen Namen mit dem

*) Die Meerenge von Gibraltar.

***) Die Azorischen Inseln im Atlantischen Meer.

Klang ihrer weichen Stimme. „O, wo bist Du? rief er schmerzhaft aus: Begraben in den Fluten des Meeres, die längst schon jede Spur, jeden kleinen Rest von Dir aufgelöset und vertilgt haben!“

„Und der unsterbliche Funke, der diese zarte Hülle beseelte? Das feine Gefühl, das, obwohl von Sinnen befangen und in irdische Täuschungen verstrickt, meine Empfindungen zu verstehen fähig war? Dieser reine Geist, der, lauter wie das ewige Licht, dessen Ausfluß er ist, noch in der sterblichen Hülle dem meinigen begegnete, und, unsere ewige Vereinigung fühlend, sich leicht und heilig emporhob? Du bist nicht vernichtet! Du kannst es nicht seyn! Aber wo, wo schwebst Du? In welchen Räumen, auf welchen Sternen? Wo ist Dein seliger Aufenthalt?“

„Ach, ich fühle den Fluch, der auf mir lastet! Nicht mehr so offen, wie einst, liegt die Schöpfung vor mir. Auch mich fesseln Schranken — und ich habe sie verdient.“

Er versank in Nachsinnen. Lange — lange saß er auf der Felsenspitze. Tage, — Monden, — Jahre gingen an ihm vorüber. Unbeweglich saß er da in unaufhörlicher Betrachtung der Vergangenheit, in tiefer schmerzlicher Reue vor dem, — dem er gesündigt hatte.

An beyden Ufern des Caspischen Meeres wohnen fromme Parsen, Anbeter des Feuers, des heiligen ewigen Lichtes, dessen Reich sie mit jeder guten Handlung zu vermehren glauben, und wäre es auch nur die Erhaltung eines Thieres, die Pflege einer Pflanze *). Solche Handlungen sind dem höchsten Quell des Lichts, dem erhabenen Ormuzd gefällig, sie verbreiten seine Macht, und vermindern die Gewalt Ahriman's, des Fürsten der Finsterniß, der am Bösen Gefallen hat. Geistig und rein ist die Religion der Parsen, heilig ihre Sitten, mild ihre Lehre, und voll tiefer Weisheit, welche die Menge in wunderbaren Bildern anstaunt.

Auf der Westküste dieses Meeres liegt Bacu, mitten unter Naphthaquellen **). Hier scheint der Boden aus leicht entzündlichem Stoffe zu bestehen. Wo

*) Nach Zoroasters Lehre ist Ormuzd das gute, oder Lichtprincip, Ahriman das Princip des Bösen, der Finsterniß. Sie sind im immerwährenden Streit mit einander. Nach einer gewissen Zeit wird aber Ormuzd den Ahriman bestiegen, und Licht, Wahrheit und Güte auf Erden herrschen. Diese Religion ist eine der sinnreichsten, erhabensten, die der Orient erzeugt hat.

***) Bey Bacu am Caspischen Meere soll, nach dem Berichte der Reisenden, die ganze Gegend mit Naphtha getränkt seyn, die überall sich leicht entzündet, und an Einer Stelle wirklich stets in Flammen steht.

man in die Erde gräbt, schlagen Flammen entgegen. Eine Stelle brennt unaufhörlich, um sie herum knien die Parsen in wechselnder Andacht, das reine Licht, die Quelle alles Guten unter diesem Bilde verehrend, und wandeln, selig durch die Nähe ihres Gottes, mitten unter den Sinnbildern desselben.

Unter ihnen war Haschdad einer der ehrwürdigsten, ein frommer Greis, ein eifriger Vermehrer des Lichtreiches durch Wohlwollen und Güte. In seiner Jugend war er weit umhergewandert, und hatte vieler Völker Weisheit erforscht, ihre Geschichte, ihre Glaubensmeinungen kennen gelernt. Reich an Kenntnissen, noch reicher an Tugenden kehrte er in sein Vaterland zurück. Sein Leben war eine Kette von Wohlthaten und Segen für Alles, was ihn umgab, obwohl nicht eben so für ihn eine Kette des Glückes gewesen. Eine liebevolle Gattin verschönerte sein einfaches Leben voll stiller Wirksamkeit. Der Sturm, der sein Vaterland verheerte, als ein fremder Eroberer ruhige Gefilde, an die er kein Recht hatte, zerstörend überzog, und Völker in's Verderben stürzte, die seinen Namen nie gehört hatten, riß auch Haschdad's stilles Glück nieder. In einer schrecklichen Nacht, wo der Lavaström der Verheerung sich seiner friedlichen Hütte nahte, mußte er mit seiner Gattin ent-

fliehen, nichts als das nackte Leben, und sein einziges Kind vor den Flammen und den Schwertern wilder Krieger rettend. Der Mutter zarter Bau erlag bald den vielfachen Erschütterungen, sie ließ den verzweifelnden Vatten mit dem hilflosen Kinde zurück. Zeit und Frömmigkeit heilten langsam, aber nie ganz seine Wunden, und als die Furie des Kriegs ausgetobt hatte, das schnell aufloodernde Meteor des allzu glücklichen Eroberers verlöscht war, suchte Haschdad mit der kleinen Sindiah eine andere Heimath; denn dort, wo er einst so glücklich gewesen war, vermochte er es nicht, sein Unglück zu ertragen. Bacu mit seinen wunderbaren Umgebungen zog ihn an, er wählte es zu seinem Aufenthalte. Unter Uebungen der Frömmigkeit und Menschenliebe flossen auch hier seine Tage hin, und Sindiah's Erziehung, deren aufblühende Reize ihm das Bild seiner Verlorenen zurückriefen, machte die traurige Wollust seines Lebens aus.

Nicht wie sonst die Mädchen des Morgenlandes wurde Sindiah zum schönen Spielzeug ihres künftigen Gebieters erzogen. Haschdad senkte die Lehren einer ernstesten Tugend in ihr Herz, bildete ihr Gefühl und ihren Verstand, und vernachlässigte keine jener schönen Fertigkeiten, die sie einst zur liebenswürdigen Gefährtin eines edlen Gemahls machen konnten.

Ein angenehmer Hügel in der Nähe ihres Wohnhauses, auf dessen Gipfel einige Palmen ein bemoss-tes Felsenstück beschatteten, war der Ort, wo an schönen Abenden Hасhdad seiner Tochter Herz mit Empfindungen füllte, die sie weit über die meisten ihres Geschlechts erhoben. Wenn das weite Meer in feyerlicher Ruhe vor ihnen lag, und nur hier oder dort der Gesang eines frommen Parsen durch die Stille tönte, oder ein Opferfeuer, an den unverstegbaren Naphthaquellen entzündet, durch die dämmern-
de Luft leuchtete, dann entfaltete er die Tiefen der Vorwelt vor ihrem Blicke, und erzählte von vergan-
genen Weltaltern, wie einst die jugendlich blühende Erde ganz anders gestaltet gewesen war, wie ein ewiger Frühling überall geherrscht, und das tugend-
haftere Geschlecht der Menschen eines unmittelbaren Umgangs mit Wesen höherer Art gewürdigt war. Sindiah hing an dem Mund ihres Vaters, ihre Brust war von namenlosen Gefühlen geschwellt, sie strebte immer mehr zu wissen, und suchte durch Fra-
gen Aufklärung zu erhalten, die Hасhdad ihr nicht geben konnte. Alles, was er mit einiger Gewißheit kannte, waren die Spuren dieser Revolution, die er selbst zum Theil gesehn hatte, Muschelgehäuse auf hohen Bergen, ungeheure Knochen einer mächtigen

Thiergattung, deren Gleiches nicht mehr auf Erden lebt, Versteinerungen und Reste von Pflanzen milderer Zonen, die unter vieljährigem Eise verborgen liegen.

Begierig hörte Sindiah dieser Erzählung zu, und sie blieb wie ein heller Funke in ihrer Seele, der zündend immer weiter um sich griff. Sindiah's Gemüth war höher gebildet als das der meisten Menschen um sie herum. Keines der Mädchen, mit denen sie umging, faßte ihre Ansichten, keiner der vielen Jünglinge, die sich um die schöne Tochter des angesehenen Hafsbad bewarben, hatte ihr Herz gerührt, denn keiner entsprach dem hohen Bild, das ihr selbst unbewußt in ihrem Innern lag. Seit jenem unvergeßlichen Abend bildete sie nun mit dem Feuer eines jugendlichen, mit der Erhabenheit eines reinen Gemüths den schönen Traum aus, wie sie ihn in kälteren Stunden selbst nennen mußte. Ihre Liebe suchte in höhern Regionen, was ihr die Erde nicht geben zu können schien. Ein Götterbild schwebte vor ihr, das sie mit schauerndem Entzücken füllte, vor dem sie sich verehrend neigte, und es doch innig liebend umschloß. O! seufzte sie oft, warum hat mich Ormuzd nicht in jenen Zeiten geboren werden lassen!

Vielleicht hätte ein Amschespand *) oder ein Ized mein Herz erkannt, und mich seiner Liebe gewürdigt!

Immer heller, immer lebendiger wurden diese Ansichten in ihr. Aus den Erzählungen ihres Vaters, aus bedeutenden Träumen, die ihr offenbarend erschienen, aus plötzlichen Gedanken, die in ihrer Seele aufblitzten, setzte sie sich nach und nach eine Geschichte jener Vorwelt zusammen, die seit einiger Zeit der stete Aufenthalt ihrer Gedanken war. Eins um's andere entwickelten sich nähere Bestimmungen in ihr, dunkeln Erinnerungen gleich, welche bey Erblickung altbekannter Gegenstände in unserer Seele aufleben. Die Zusammenstellung, die genauere Ausmalung jedes einzelnen Theiles beschäftigte unwiderstehlich ihre Phantasie, und so entstand endlich die Geschichte eines Genius, der ein sterbliches Mädchen liebte, die Geschichte Argalia's und Azorens, wie die vorhergehenden Blätter sie geschildert haben, — eine Geburt aus Sindiah's Einbildungskraft, an der sie mit glühendem Eifer hing, von ihr auf Palmenblättern entworfen, und sorgsam vor jedem Blicke

*) Amschespands heißen nach der Lehre des Zoroaster die sieben obersten Geister in Ormuzd's Reich, seine Gehäusen und Gefährten. Izeds sind reine Geister der zweyten Ordnung.

verborgen. In Azorens Liebe zu dem erhabenen Argalia malte sie ihre eigenen Gefühle. So glücklich wie Azoren würde auch sie die Freundschaft eines höhern Wesens gemacht haben! So innig hingegeben, so in dem Geliebten sich selbst verlierend, würde auch sie gewesen seyn, wenn es Ormuzd gefallen hätte, sie in der Jugendzeit der Erde an Azorens Statt geboren werden zu lassen!

Sie fand eine unaussprechliche Seligkeit in diesen Träumen und Dichtungen, und entfremdete sich dadurch immer mehr von der Welt um sie her. Kein Jüngling hielt den Vergleich mit Argalia aus, kein irdischer Vortheil konnte gegen ein solches Verhältniß gelten. Eine tiefe, bange Sehnsucht bemächtigte sich ihrer, und mit heißen Wünschen strebte sie nach einer höhern Art von Daseyn, nach einer Erfüllung ihrer Ahnungen, die sie bloß jenseit des Grabes zu finden hoffte.

Ihr Vater bemerkte die Veränderung, die mit seiner Tochter vorgegangen war, er forschte ernst und liebevoll nach der Ursache. Endlich nach langem Zögern gestand sie nicht ohne Beschämung ihre Schwärmereyen, ihr eingebildetes schmerzliches Glück. Haschdad erstaunte, er wußte nicht, ob er seine Tochter bedauern oder tadeln sollte. Mit allen Gründen reifer

fer Weisheit stritt er gegen diese Luftbilder, und suchte ihr die Gefahr solcher Träume zu beweisen. Sindiah erkannte die Wahrheit dieser Behauptungen, sie versprach ihre Gefühle zu bekämpfen, sie gab sich Mühe ihr Versprechen zu halten, aber vergebens. Argasia's himmlisches Bild wich nicht aus ihrer Seele, im Wachen und im Traum glaubte sie ihn vor sich zu sehn, den Ausdruck hoher Liebe in seinen Blicken zu lesen, seine Stimme zu hören, die mit überirdischem Wohlklang ihren Namen nannte, und ihre Liebe wuchs, statt sich zu vermindern.

Mit Unruhe und Besorgniß sah Haschdad die Stimmung seiner Tochter. Seine Liebe sann auf Mittel, sie zu heilen. In Zerstreungen, in einer angenehmen Wirklichkeit hoffte er das beste Mittel gegen eine zu reizbare Phantasie zu finden. Er vermehrte ihre häuslichen Geschäfte, er zog Gesellschaft in sein Haus, er war bedacht, sie mit Menschen bekannt zu machen, die ihrer Achtung nicht unwürdig wären. Sindiah that Alles, was sie ihr liebevoller Vater hieß, sie erfüllte ihre häuslichen Pflichten mit Eifer und Freude, sie machte die gefällige Hauswirthin, weil ihr Vater es so wollte; aber je näher sie den gewöhnlichen Menschen kam, je mehr sich die Alltäglichkeit vor ihren Blicken entfaltete, je schneiden-

der schien ihr der Contrast zwischen dieser und dem hohen Bild, das sie unablässig vor sich sah.

So vergingen mehrere Monden unter fruchtlosen Versuchen und Kämpfen. Sindiah's Blüthe begann nach und nach zu welken, ihre Sehnsucht nach Jenseit wurde immer heftiger, und die Anstrengung, mit der sie diesen tiefen Schmerz vor ihrem Vater zu verbergen suchte, verzehrte ihre Kraft noch mehr. An einem Abend, an welchem die Gesellschaft in dem Blumengarten ihres Vaters fröhlicher und lauter als sonst gewesen war, floh Sindiah, als sie sich endlich allein fand, mit ihrer Laute der geliebten Einsamkeit im Palmenwäldchen auf dem Hügel zu.

Sie setzte sich auf dem Felsen nieder. Der Mond goß Silberschimmer durch die Blätter, die sich im leisen Abendwind säuselnd regten. Es war so stille, so schön um sie her! Die Einsamkeit that ihr so wohl. Ach, nach der gleichgültigen, oft verletzenden Wirklichkeit, in der sie mehrere Tage hatte leben müssen, konnte sie sich den Trost nicht versagen, zu ihrer unsichtbaren himmlischen Gesellschaft zu flüchten, und die schönen Schatten, die sie so oft tröstend und erhebend umschwebten, im Geiste um sich zu versammeln! Immer lebendiger, immer heller traten sie vor ihren Blick, Thränen traten in ihr dunkles Auge, und mit schmelzender Stimme begann sie:

Die Nacht ist still, das Leben ruht,
 Von fernher brauset dumpf die Fluth.
 Sey mir gegrüßt, o heiliges Schweigen!
 Gern flich ich in die Einsamkeit,
 Da öffnet sich das Herz so weit,
 Fern vom Gewühl, von lästigen Zeugen.

Was soll mir jene laute Welt?
 Mich reizt ihr Glück nicht, mir gefällt
 Nicht, was sie mir verschwenderisch reichet.
 In meiner still verschlossnen Brust
 Bin ich mir eines Glücks bewußt,
 Dem jeder Glanz der Wirklichkeit weichet.

Im tiefsten Herzen schließ' ichs ein,
 Und wenn ich still bin und allein,
 Erscheint es hell vor den sehnennden Blicken:
 Dann bin ich selig, bin bey dir,
 Ich sehe dich, du sprichst zu mir,
 Mich füllt der Himmelslaut mit Entzücken.

O du geliebte Lichtgestalt!
 Hast du auf Erden nie gewallt?
 Hat niemals dich mein Auge gesehen?
 Ist's möglich? Bist du nur ein Traum,
 Zerfließend wie der Welle Schaum,
 Wie Abenddust vor der Winde Wehen?

Wenn Sehnsucht schmerzlich mich bewegt,
 Das Herz verlangend nach dir schlägt,
 Und nur bey dir Beruhigung findet:
 Dann soll ich denken: Du warst nie,
 Es ist ein Spiel der Phantasie,
 Das bald in Nichts zerstäubt und verschwindet?

O nein! Du bist kein Traumgebild!
 Die Liebe, die mein Herz erfüllt,
 Sie ist kein leeres Hoffen und Wähnen.
 Wo du auch weilst, nah oder fern,
 In welchem Himmel, welchem Stern,
 Du weißt um mich, du kennest mein Sehnen.

O steig herab aus deinen Hbh'n!
 So überirdisch mild und schön
 Laß einmal, o nur einmal dich schauen!
 Und müßt' ich sterben für dieß Glück,
 Gern ließ ich diese Welt zurück,
 Und folgte dir in die himmlischen Auen!

Sindiah schwieg, Thränen erstickten ihre Stimme, sie sank an den Stamm der Palme zurück. Da tönte es auf einmal wie leise ferne Musik um sie. Es waren himmlische Töne, die den Schmerz in ihrer Brust besänftigten. Erstaunt richtete sie sich auf, und horchte, und sah rings um sich, woher die melodischen Laute kommen möchten. Sie sah nichts. Alles war ruhig und einsam, der Mond schien hell, und vor ihr auf der Wiese, die sich bis an's Ufer des Meeres dehnte, schwebte leichter Duft und hüllte die Gegend in zarten Schleyer. Auf einmal schien der Duft sich vom Meere her stärker zu bewegen. Jetzt glaubte sie es schimmern zu sehen, der Nebel zog sich dichter zusammen, es schimmerte stärker, deutlicher. Sindiah's Herz ergriff geheimes Grauen, und ein unaussprechliches Verlangen, dem sie keinen Namen zu geben wußte, fesselte ihren Blick auf den wallenden Duft. Jetzt schien ein starker Windhauch ihn zu bewegen, er theilte sich, er floß von beyden Seiten zurück, und in ätherischer Schönheit stand ein Unsterblicher vor ihr. — Sie sah ihn an. Argalia!

rief sie, und stürzte betäubt vor ihm nieder. Als sie sich erholt hatte, stand die glänzende Erscheinung vor ihr, einen Blick voll himmlischer Liebe auf sie heftend. Ist's möglich? rief sie, indem sie sich erhob: Lebt das Wesen, das ich träumte? Es lebt, und liebt Dich wie ehemals, antwortete eine Stimme, deren Melodie in Sindiah's Innerstem nachbebte: Sindiah! Azora! Erkennst Du den Freund Deines ersten Erdenlebens nicht mehr? Sindiah schaute erstaunt auf den himmlischen Jüngling. Es war, als kehrten ihr entschlummerte Erinnerungen zurück, als hätte sie diese Züge wirklich schon einmal gesehen und den Klang dieser Stimme gehört. Ihre Brust flog, ein schmerzlich süßes Gefühl schien ihr Leben aufzulösen. Argalia's Blick ruhte mit unendlicher Särlichkeit auf ihr. Endlich, sprach er, endlich habe ich Dich wiedergefunden, meine Azora! Erinnere Dich an Dein früheres Leben. Du bist nicht zum erstenmal hienieden, dieser reine Geist hat einst vor unabsehlich langen Jahren eine eben so reizende Hülle bewohnt; damals warst Du Azora, und mein — mein für eine lange selige Ewigkeit, wie ich wähnte. Fremder Haß, und mein eignes Vergehen rissen mich von Dir. Doch die Begebenheiten jener Zeit, und was uns trennte, sind Dir in Erinnerungen, die Du fälschlich für willkürliche Spiele Deiner Phantasie hieltest, erschienen.

Als ich erwachte, fand ich mich einen Fremdling auf dieser Erde, meine Macht beschränkt, das Menschengeschlecht gesunken — schwach, unfähig eines Umgangs mit höheren Wesen. Und wo sollte ich Dich finden? Deine erste sterbliche Hülle ging in den Fluthen zu Grunde, die die friedliche Insel, Deinen Zufluchtsort, begruben. Wo sollte ich Dich suchen, Dich, mit der zu leben ich gern meinen Vorzügen entsagt, und in einer irdischen Hülle das arme Daseyn der Staubbewohner getheilt hätte! Mehr als ein Jahrhundert ist verflossen, seit ich erwacht bin. Eine tiefe Reue, und Dein Verlust machten mir die Unsterblichkeit zur Last. Endlich sah der Ewige meinen Schmerz verzeihend an, ich fühlte eine Art von Ruhe. Mir war wohl bewußt, daß die Seelen der Menschen öfters auf diese Erde wiederkommen, bis sie durch mehrere Prüfungen und Läuterungen zu jenem Grade von Reinheit gelangen, der sie würdig macht, in den Urquell des Lichtes aufgenommen zu werden *). Ich wußte ferner, daß in ihnen eine dunkle Erinnerung ihres ehemaligen Zustandes zurückbleibt, und daß gerade die bessern, zar-

*) Es ist ein sehr gewöhnlicher Glaube mehrerer Religionen des Orients, daß die Seelen der Menschen öfters auf Erden wiederkehren, bis sie in mehreren Verkörperungen und Läuterungen jene Reinheit erhalten haben, die sie der ewigen Seligkeit, d. i. der Aufnahme in die Gottheit, von der sie ausgegangen sind, würdig macht.

tern Gemüther; die einst im ersten Leben mit Wesen höherer Art verbunden waren, in hohen Idealen von Vollkommenheit, die immerfort in ihrer Brust leben, ein ewiges Andenken an ihre ersten Verbindungen bewahren, daß sie es sind, denen keine Wirklichkeit genügt, die immer vergebens in menschlichen Verhältnissen das einst genossene Glück, und unter dem sinnlichen, fehlervollen Geschlecht das hohe Wesen suchen, dessen Urbild ihrem Geiste vorschwebt. So hoffte — so strebte ich wenigstens Dich zu finden. Ich wanderte von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Tausend und abertausend sterbliche Mädchen habe ich gesehn; manchmal täuschte eine Aehnlichkeit der Bildung, eine Aeußerung edlerer Gesinnungen mich auf einen Augenblick — aber es war nur ein Augenblick. Nur zu bald erkannte ich meinen Irrthum, und jetzt fing der bange Gedanke an mich zu quälen, ob Dein Geist auch noch wirklich auf Erden weile, ob er vielleicht keiner Läuterung mehr bedürfe und schon längst hinüber geschwebt sey? — Eine unwiderstehliche Sehnsucht zog mich immer, wo ich auch weilen mochte, nach Osten fort. Dort, wo einst mein Glück entblüht war, dort, sagte mir eine geheime Stimme, würde ich es vielleicht wiederfinden! Ich kam hierher, ich sah Dich, Sindiah, und fand, was ich gesucht hatte! Ich schwebte um Dich, in Deiner reinen Seele war es

mir leicht, die Erinnerungen an einen ehemaligen Zustand wieder zu erwecken. Mein Bild entfaltete sich vor Dir, Du liebtest mich wieder, ohne zu ahnden, daß Du mich schon einmal geliebt hattest. Du hieltest für ein Werk Deiner Phantasie, was nichts als Wiederholung einst verlebter Begebenheiten war; Du glaubtest einen Traum zu erzählen, und beschriebst Deine, und mit ihr der jugendlichen Erde erste Geschichte. Deine Sehnsucht wuchs, die Wirklichkeit verlor allen Werth für Dich. Azora! Mein Schicksal ist versöhnt. Der Ewige hat Dich mir wiedergegeben; es ist mir erlaubt, Dich für immer mein zu nennen — wenn Du willst.

Hier schwieg die himmlische Gestalt, aber ihr Blick haftete mit dem Ausdrucke inniger Zärtlichkeit auf Sindiah, die, in Seligkeit verloren, nun endlich zur vollen Besinnung und Erkenntniß ihres frühern Daseyns kam.

Ob ich will? rief sie endlich, und Thränen der Wonne flossen aus ihren Augen. Wie kannst Du fragen, Du mein Schutzgeist! Beherrscher meines Schicksals! „Azora! nahm Argalia das Wort, und ein trüber Ernst verdrängte die himmlische Freundlichkeit seiner Züge: Es ist nicht mehr wie einst. Nicht ist es mir und den übrigen Geistern, die noch immer mit Euch Sterblichen zugleich die Erde bewohnen, ver-

gönnt, Euch so zu nahen, wie ehemals. Das entartete Geschlecht, in Sinnlichkeit befangen, und mit niedrigen Trieben besleckt, erträgt keine unmittelbare Gemeinschaft der Geisterwelt mehr. Nur in leisen Eingebungen können wir auf Euch wirken, nur Wenigen, nur selten uns zeigen, und nicht mehr in sterbliche Hüllen, wie die Eurigen, uns kleiden, die für reine Geister eine zu schwere unerträgliche Last wären. Jetzt, Azora! jetzt gibt es nur Ein Band, das uns vereinigen kann. Nur Ein Pfad führt in die Geisterwelt; und wirst Du nicht schauern, wenn ich ihn nenne? Er schwieg von Neuem.

Ich verstehe Dich, Geliebter! erwiederte Sindiah: Ich wäre Deiner Liebe nicht würdig, wenn ich diesen Wink nicht fassen, wenn ich einen Augenblick anstehen könnte, ihm zu folgen. Führe mich, wie — wohin Du willst! Bey diesen Worten streckte sie ihre Arme aus. Sie wollte seine Hand fassen — aber die leichte Luftgestalt wich vor ihrer Berührung. Argalia sah sie wehmüthig an. Nicht also, meine Azora! antwortete er ernst: Nur jenseit dieses Lebens kann ich Dir meine Hand reichen; hiernieden ist keine Vereinigung möglich. „D, so löse diese Bande, rief sie aus, die mich von Dir scheiden! Zerbrich die Schranken dieser Sinnenwelt! Ich fühle nur zu wohl, welche Erschüt-

terung Dein Anblick in mir hervorgebracht hat. Was soll mir das Leben nach diesem Augenblick? O nimm mich zu Dir! Tröste meinen Vater! Sie streckte ihre Arme von Neuem aus. Nun, so komm, komm, meine Azora! rief der Genius, und überirdisches Entzücken strahlte aus seinen Augen. In diesem Augenblicke ertönte die himmlische Musik wieder; aber sie schien nicht von einer Seite, sondern ringsherum aus allen Büschen und Bäumen zu ertönen. Jedes Blatt säufelte Melodien, ihre Ströme erhoben sich immer voller, immer mächtiger, ihre Harmonien griffen immer tiefer in Azorens innerstes Leben ein — sie lösten es in Töne auf — sie fühlte die schmerzliche süße Gewalt, die ihre Seele aus ihrer Hülle zu ziehen schien. Argalia erhob sich strahlend und immer strahlender vor ihr, wie er ihr einst im Palmenhaine erschienen war. Je heller seine Schimmer glänzten, je mächtiger töntten die Harmonien, je mehr entwand sich Azorens Geist der irdischen Hülle. Endlich — endlich war er frey. — Sie erhob sich glänzend. Argalia eilte ihr entgegen, die reinen Geister umschlossen sich, und waren nun auf ewig vereinigt.

II.

G e d i c h t e

von

F. K i n d.

I.

Auf ein Lautenband.

Ich möchte Ida's Laute seyn;
 Sie würde, Welch Entzücken!
 Mich an die Brust, so fromm und rein,
 Oft süß beklommen drücken.

Sie würde mit der zarten Hand
 Leicht durch die Saiten irren,
 Den Liljenarm im Wellenband
 Um meinen Hals verwirren.

Auch ruht' ich wohl auf Ida's Schoß,
 Wenn sie zum Himmel schaute;
 Ein Ringellöckchen wänd sich los;
 Es grüßend kläng die Laute.

Ich möchte wohl ein Liedchen seyn,
 Das niedlichste von allen;
 Dann würd' ich, Welch ein Glück wär' mein!
 Der Sängerin gefallen.

Ihr Finger träf im Notenbuch
 Mich mit geküßter Spitze;
 Sie trüg das Blatt im Busentuch
 Wohl mit zum Nasensitze.

Dann würd' ich, wie ein Frühlingshauch,
 Von Rosenlippen schweben,
 Verklärt im seelenvollen Aug',
 Im reinen Herzen leben.

Doch Laute, Lieblingsliedchen — nein!
 Wärst du, o Amor, Richter,
 So wünscht' ich wohl noch mehr zu seyn —
 Des Lieblingsliedchens Dichter!

2. Die Königskinder,

Nordisch.

Tief unter der Brücke Bogen,
 Da schäumen, da branden die Wogen,
 Und rütteln am Joch mit Wuth.
 Bey nächtlichem Dunkel glimmen
 Drey wankende Flammen, und schwimmen
 Hell leuchtend auf schwarzer Fluth.

Mein König, mußt Du erbleichen,
 Da Hølgars Geschwader entweichen,
 Und sinkest vom hohen Ross?
 Nie wurdest Du fliehend funden,
 Doch klaffen im Rücken die Wunden;
 Dich fällte nicht Feindsgeschoss!

Ach weh! auf erhabner Sinne
 Weilt zagend mit liebendem Sinne
 Silmunde, und steht um Stieg;
 Es bringt ihr mit frohem Munde
 Der Bote die jauchzende Kunde;
 Sie suchet erfreut den Stieg,

Mit Perlen und goldnen Stücken
 Die Locken, den Busen zu schmücken,
 Und wandelt zum heil'gen Dom;
 Es nahen die tapfern Heere,
 Umsfuret Paniere und Wehre,
 Doch blickenden Aug's der Dhm.

Zwölf Ritter erhöh'n die Bahre;
 Sie tragen, den Lorber im Haare,
 Den blutenden Leichnam her;
 Die Königin sinkt ans Gitter,
 Gleich Lilien in Sturm und Gewitter,
 Und athmet und liebt nicht mehr.

Wohl reizend erscheint ihr Leiden,
 Das Auge des Oheims zu weiden,
 Der glühend des Danks begehrt;

Er hofft, daß Gemahl und Krone
Den blutigen Frevel ihm lohne;
Drum zog er das Meuchelschwert.

„Laßt ruhen den Staub bey Todten;
Schon hab' ich die Priester entboten;“ —
Spricht heuchelnd der falsche Dhm —
„Ein Denkmal mit Feindesfahnen
Erheb' ihn bey modernden Ahnen;
Ihr aber verlaßt den Dom!“

Silmunde vernimmt's mit Grauen;
Es leiten die dienenden Frauen
Die Wittwe zum Königsschloß;
Hier gibt ihr der Dhm zum Kerker
Den hohen, weitragenden Erker,
Den unten der Strom umfloß.

Nicht achtend der blassen Wangen,
Da kaum noch zwey Monden vergangen,
Begehrt er der Kön'gin Hand;
Laut fluchet dem frechen Bunde
Mit strömenden Thränen Silmunde,
Wohl schöner im Borgewand.

„Wird ewig die Rache schlafen,
 Und keiner der Ritter und Grafen
 Das Königsgemahl befreyn?
 Wann erbtest du Reich und Krone?
 Es lebt noch mein Gatte im Sohne,
 Im blühenden Töchterlein!“

Es hüpfen im Abendstrahle
 Die Kindlein im dustenden Thale,
 Froh spielend auf bunter Au';
 An silbernen, blauen Dolden,
 An Glöckchen, wie Sterne so golden,
 Hängt blutig ein Tröpflein Thau.

„Schau, Erik, an meinem Kleide
 Den Streifen wie blutige Seide,
 Und war doch am Morgen rein!“ —
 „Lieb Nennele, schau, ich binde
 Die lautere purpurne Binde
 Zum Strauße für Mütterlein!“

„Weh! siehst Du nicht hinterm Strauche
 Den Mann dort mit finsterem Auge,
 Verborg'n in schwarz Wisir?“ —

„Wohl seh ich mit goldnen Ringen
 Ein niedliches Schwertlein ihn schwingen!
 Lieb Väterchen schickt es mir!“

Und als sie in Unschuld sprangen,
 Der Mörder kam näher gegangen,
 Verhüllet in schwarze Tracht;
 Er trug sie, mit starken Armen,
 Starr blickend, ohn' ein'ges Erbarmen,
 Zur dunkelsten Waldesnacht.

Und schier um die achte Stunde
 Forscht bangenden Herzens Silmunde,
 Wo weilen die Kindelein?
 Sie windet die weißen Hände,
 Ob keine der Frauen sie fände;
 Da schreitet der Dhm herein.

„Laßt schwinden die bangen Sorgen,
 Die Kindelein sind sicher geborgen,
 Ein heiliges Unterpfind!
 Ich hab' es theuer geschworen,
 Ihr Leben so jung ist verloren,
 Verweigert ihr eure Hand!“

Da schallen Silmundens Klagen
 Durch goldne Gemächer; mit Jagen
 Durchirrt sie die schwarze Nacht.
 Sie folget dem blut'gen Dhme
 Am Morgen zum hallenden Dome
 In bräutlicher Königstracht.

Gezogen von stolzem Kofse
 Hoch über der Brücke Geschoffe
 Bernimmt sie aus tiefem Grund:
 „Wohin, ach wohin, du Keine!
 Ueber Eriks und Menichens Gebeine?“
 Und stürzt in den Wogenschlund.

Tief unter der Brücke Hallen
 Da branden die Wogen und wallen
 Am bleernen, kühlen Sarg,
 In welchen der Dieb der Krone
 Die Leichen von Tochter und Sohne
 Des muthigen Königs barg.

Die Nymphen des Stromes haben
 Silmunden, die Schöne, begraben
 In goldenem Kronenglanz.

Es schmückte der Greis der Wellen
Die Kindlein mit Muscheln und hellen
Korallen, mit schilfenem Kranz.

Bey nächtlichem Dunkel glimmen
Drey wankende Flammen, und schwimmen
Hell leuchtend auf schwarzer Fluth;
Tief unter der Brücke Bogen
Da schäumen, da tosen die Wogen
Und rütteln am Joch mit Wuth.

3.

D e r H e r b s t.

A n * * *

Du schiltst den Herbst, den lieben, wackern Jungen
 Mit braun und rothem Angesicht?
 O wär' sein Ruhm nicht schon zu oft gesungen,
 Ich säng ihm gern ein Lobgedicht!

Sieh ihn nur an! Dort treibt er aus den Hecken
 Goldammern und den lust'gen Staar,
 Schlägt hier zum Scherz Wallnüsse mit dem Stecken
 Und stachelnde Kastanjen gar.

Mag's immer seyn, daß er mit gelben Borten
 Sein dunkelgrün Gewand besetzt;
 Ey, dafür ist er auch vom Waidmannsorden,
 Den jedes Mädchen liebt und schätzt.

Der Morgen graut, der Herbst steigt von den Bergen
 Und wandert rasch zum Vogelherd,
 Zum Drosselfang — o strich er nur nicht Lerchen,
 Beym Pan! er wär' mir doppelt werth.

Dort ist er wieder; aus der Jägertasche
 Sucht Hasenschwanz und Rebhuhnkopf.
 Brav! Dazu schmeckt des Abends eine Flasche,
 Und freudig springt der älteste Pfropf.

Er selbst hat ja den edlen Saft gegeben,
 Am Fasse liest man Tag und Jahr;
 Auch heuer steh'n auf jenen Hügeln Reben,
 Und, wie mich dünkt, nicht unfruchtbar.

Ha! seht den Schelm! Leicht sind ihm Maskeraden;
 Dort trägt er selbst die Götterkost;
 Die Butte ist mit Trauben hoch beladen,
 Verfolgend raubt das Bienehen Most.

Noch nicht genug? Der Herbst ist auch ein Maler
 Von kräft'gem Colorit und Styl.
 Fürwahr der Lenz ist gegen ihn ein Prahler.
 Mit seinem bunten Blumenspiel.

Sieh! jenen Fels rothgülden überzogen;
 Jüngst gab's dort nur ein grün Spalier.
 Das Waldgebirg' mit braunen Blätterwogen
 Gleich Tempelhallen von Porphyr.

Und dort — o sieh die lange blaue Traube
 Vom Herbst so duftig überhaucht!
 Ihr Teller von olivengrünem Laube
 Scheint rings in Amaranth getaucht.

Des klugen Gärtners Hand hat sie mit Nehen,
 Die er vom Jäger lieh, ummascht,
 Daß nicht der Spatz, den ledern Saum zu lehen,
 Sie, kaum gereift, zuerst benascht.

So dient oft Flor als — nicht zu strenge Hülle
 Des Schönsten, was Natur verlieh;
 Sag, heut der Herbst mit seiner Wunderfülle
 Nicht Stoff der schönsten Poesie?

4.

Nach dem Lateinischen.

Hochbegraste Matten,
Dichte Hügelshatten,
Und du Silberquelle,
Die sie lieblich wässert,
Wenn ihr je der Sylphen
Liebesglück verbarget;
Wenn euch je der Feen
Näscherey'n ergöhten;
O so seyd gefällig,
Wölk't uns dicht die Laube,
Wenn ich meinem Blondchen
Kuß und Pfänder raube!

5.

Martin Blümchens Leiden und Freuden.

„Ich war ein ehrlich deutsches Blut
Schon in den Bubenjahren
Und hegte immer frohen Muth,
So viel ich Leids erfahren;
Mag's seyn, daß mich Natur nicht just
Zum Liebesgott erschaffen;
Wie Andre fühlt' ich Schmerz und Lust,
Und glich nicht ganz den Affen.

So oft man Honigsemmel aß,
 Hatt' ich stets was verbrochen;
 Und fand ich reifes Obst im Gras,
 So wars vom Wurm gestochen;
 Gabs Schmauß und Hochzeit irgendwo,
 Mußt' ich zur Schule wandern;
 Fort ging in dulci júbilo
 Der Wagen voll von Andern.

Die Mutter trug um Weihnacht ein,
 Wie Bienen von der Linde;
 Ich schwieg und schlich so zahm und fein,
 Wie Käzchen, um die Spinde.
 Der Abend kam; viel Schönes sah
 Ich auf den Tischen liegen;
 Es hieß: „Dein ist der Wachsstock da,
 Sollst Hannsens Hosen kriegen!“

Drauf kam ich ins Gymnasium,
 Und war just nicht der Dümme;ste;
 Doch bückt' ich mich nicht lahm und krumm
 Und hieß darob der Schlimmste.
 Wohl stand's in exercitio,
 Doch übel circa mores;
 Wie taugt' ich da zum famulo
 Für meine praeceptores?

Doch ward ich als Stipendiat
 Beym Abgang vorgeschlagen;
 Weh mir! vor meine Hoffnung trat
 Des Pastors Wolkenkragen;
 Ich hatt' als Primus einst gelacht,
 Als er im Fest-Ornate
 Ein Mädchen kniff, drum gute Nacht,
 Stipendium vom Rathe!

Der Vormund sprach: „Nun kann ich nie
 Die Kosten Ihm erschwingen;
 Doch, hat Er, wie man sagt, Genie,
 Kann's mit der Kunst gelingen!“
 Mein Donat flog! Die Welt war mein!
 Schon längst konnt' ich nicht rasten;
 Ich packte schnell den Bleystift ein
 Und Mapp' und Farbenkasten.

Fort ging's zur reichen Königsstadt
 In wunderschönen Träumen;
 Ich sah und — aß mich nimmer satt,
 Sah kaum den Wald vor Bäumen;
 Zum ersten Male sank mein Muth
 Ob dessen, was ich schaute;
 Doch bald ergriff mich heil'ge Gluth,
 Daß ich mir selbst vertraute.

Zu deinen Jüngern, hohe Kunst,
 Durst' ich entzückt mich zählen;
 Wie konnte Ruhm und Fürstengunst
 Dem braven Künstler fehlen?
 Schon pickt' ich aus Fortuna's Hand
 Manch Körnchen und manch Krümchen,
 Und wurden die Genie's genannt,
 War drunter: Martin Blümchen!

Man kam, mein jüngstes Werk zu schau'n
 Im Frack, in seidnen Schleppen,
 Erklimm, sich höchlich zu erbau'n,
 Bis unters Dach die Treppen;
 Man sah im Geist mich Hand in Hand
 Mit dir, Urbino, wallen,
 Und ließ — beschämt — als Freundschaftsopfer —
 Sich dieß und jen's gefallen.

Da — welch ein Feuer schmilzt das Eis
 Tief in des Herzens Gründen,
 Und kann den kummervollen Greis
 Mit Jünglingsgluth entzünden? —
 Da sah ich einst am Hochaltar
 Ein Engelsauge strahlen,
 Und flugs ward der Beruf mir klar,
 Mein schönstes Bild zu malen.

Ich trug es lang im Geist herum,
 Bis alle Zweifel starben;
 Dann mischt' ich, vor Entzücken stumm,
 Mit rascher Hand die Farben.
 Mir half ein Gott; ein Himmelsstrahl
 Schien auf das Tuch zu sinken,
 Und athmend schien mein Ideal
 Zu locken und zu winken.

Bald hört' ich, und die Hoffnung stieg
 Bis zu der Sterne Sphären,
 Es könne wohl noch schönern Sieg
 Das Schicksal mir gewähren;
 Der Engel sey als Schwester Kind
 Vom Maler Flor erzogen;
 Der Meister, obwohl hochgesinnt,
 Sey meiner Kunst gewogen.

Drauf trug ich, nett im neuen Rock,
 Mit Streifchen, reich an Falten,
 Wofür ich schnell den Meister Bock
 Gemalt nebst seiner Alten,
 Zum Vetter Maler hin mein Bild,
 Und traf allein das Mühmchen;
 Sie sprach erröthend, sanft und mild:
 „Ey was, Herr Martin Blümchen?“

Und weiter sprach sie, glaub' ich, nichts;
 Ich drehte an dem Hute,
 Zur Brust gesenkten Angesichts,
 Bestrichen wie mit Blute;
 Sie langte wohl nach einem Stuhl,
 Auf dem sie selbst gefessen;
 's kann seyn; mir war's auch gar zu schwul,
 Ich hab' es rein vergessen.

Doch faßt' ich endlich mir den Muth,
 Ein wenig aufzusehen,
 Und sprach: „O Sie — sind allzu gut!
 Hier — wollt' ich — ewig stehen!“
 Da stockte mir im Hals das Wort;
 Behert durch Feuerblicke,
 Macht' ich linksam, und rannte fort,
 Und ließ das Bild zurücke.

Am Morgen kam Herr Flor zu mir,
 Mein Herz mit Beyfall labend;
 Er brachte schönen Dank von Ihr,
 Und lud mich ein zu Abend.
 Genug, ich sah den Engel oft;
 Sie wies das Bild mit Freuden —
 Nie hätt' ich das im Traum gehofft
 Süß lächelnd allen Leuten.

Mit jedem Tage holder war,
 Mein Ideal, Louise;
 Ich sah in ihr und mir ein Paar,
 Wie einst im Paradiese;
 Doch als ich einst zur Laube kam,
 Sprang freundlich auf das Mühmchen,
 Und sprach: „Sieh, lieber Bräutigam —
 Da kommt mein gutes Blümchen!“

Nie sah ich noch ein Busentuch
 So knapp die Arme zieren;
 Ich machte stammelnd den Versuch,
 Recht schön zu gratuliren;
 Doch nah war mir das Weinen schon;
 Ich ging; das war auch klüger;
 Schön war der Jüngling, wie Adon,
 Und hehr, wie Pythons Sieger!

So kehrt' ich, auf mich selbst erbozt,
 Zurück zu meinen Farben.
 Sey du, o Kunst, mir Braut und Trost;
 Bey dir kann keiner darben!
 Du führest mich auf steiler Bahn
 Zum Ehrenheiligthume;
 Vielleicht hebt bald „Die Pauke“ an:
 „Der große Martin Blume — —

Nun ließ ich Weiber Weiber seyn,
 Um Höh'res zu beginnen,
 Spann mich in meine Werkstatt ein,
 Wie, wenn es regnet, Spinnen.
 „Die Kunst ist lang, der Pfad ist steil;
 Doch Themis weilt auf Erden;
 Was du verdienst, das wird dein Theil“ —
 So sprach ich — „dennoch werden!“

Es ward erfüllt; die Vaterstadt
 Bernahm vom wackern Sohne,
 Bedingte für ein Altarblatt
 Mir Gold und Bürgerkrone.
 Zu lang dem Sehnsuchtsvollen blieb
 Nun jede Morgenröthe;
 Ich nahm, wenn Dämmerung mich vertrieb,
 Noch glühend meine Flöte.

Nach saurer, lieber Mühe stand
 Mein Bild an heil'ger Stelle;
 Doch weh! die Zunft der Schneider fand
 Mich werth der tiefsten Hölle.
 St. Magdalenens Busen — ach!
 War halb entblößt gelassen;
 Noch half ich stillergeben nach,
 Da — standen leer die Cassen.

Der Venus, die ein Präsident
 Incognito bestellte,
 Gedenk' ich nur zum guten End',
 Weil er mich jüdisch prellte;
 Zwar schmückte sie ein Badehaus,
 Bestimmt für fromme Damen;
 Doch schob er dankbar mich hinaus,
 Bezahlte dann den Rahmen.

Noch hatt' ich ja ein ganzes Kleid,
 Mein Pudel Brot und Wasser;
 Drum that mirs wahrlich wenig leid —
 Fahr' hin, du filz'ger Prasser!
 Mein Christus hing im Heiligthum,
 Besuch von manchem Kenner;
 Ihr Lob versprach mir Ehr' und Ruhm,
 Verwendung mancher Gönner.

Gefehlt! die Andern wußten daß
 Zu schmeicheln und scherwenzen;
 Drum ließ man sie ohn' Unterlaß
 In Schrift aus Schwabach glänzen;
 Fiel je einmal auf mich das Wort,
 Gab's nur ein karges Rühmchen;
 Es hieß: „Auch malt allhier noch fort
 Ein sichrer Martin Blümchen.“

Manch tröstend Wort ward mir zum Lohn,
 Doch weißlich nur im Stillen;
 Indes thät Ring und Pension
 Der Andern Kästen füllen;
 In Dunst zerrann mein Wolkenbild
 Und meine goldnen Inseln;
 Zulezt muß' ich manch Gurkenschild,
 Um nicht zu hungern, pinseln.

Ich konnte vor der Mahner Wuth
 Kaum die Madonna retten;
 Freund Nathan nahm mir Stock und Hut,
 Freund Abraham die Betten;
 Die Sarel kam mit Morgenroth,
 Zum Mittag Ephraimel,
 Und wer mir guten Abend bot,
 War Namensschwester Blümel!

Doch nie läßt feste Hoffnung ja —
 Das Sprichwort sagt's — verderben;
 Drum mußte in Batavia
 Ein gut'ger Onkel sterben;
 Ein Nabob schier an Geld und Pracht,
 Hatt' er am letzten Ende
 Die lieben Sein'gen all' bedacht
 In seinem Testamente.

Ein hochgeschworne Herr Notar
 Berief in allen Blättern
 Von Cadix bis nach Tranquebar
 Die van der Bloomschen Wettern;
 Ein theurer Schwager brachte mir
 Das Blatt mit klirr'nden Schritten;
 Aus Liebe hatt' er als Courier
 Ein Pferd zu Tod geritten.

Bald sah man denn die werthe Schrift
 Und machte lange Nasen;
 In Voraus gab's was Neid und Gift
 Bey Wettern und bey Nasen;
 Das Siegel sprang, und groß und klar
 Fand man auch meinen Namen;
 Der kaum erkannte Martin war
 Geschäft von Herrn und Damen!

„Du Seel'ger, heiß sey dir gedankt!
 Du dacht'st an Martin Blümchen!
 Nun wird ihm, alternd und erkrankt,
 Wohl gar ein Eigenthümchen!“ —
 Man las der Worte langen Strom,
 Viel Namen und viel Zahlen;
 Drauf schrieb myn Heer: „Der Martin Bloom
 Soll — sich Plantagen malen!“ — —

Ich hat dich nie um Gut und Geld,
 O Glück, war still zufrieden;
 Du hast mir auch auf dieser Welt
 Nichts, als mich selbst, beschieden.
 Jetzt droht dem Aug' der graue Staar,
 Den Arm hat Schlag getroffen;
 Doch weilt Freund Hain — wie? wär' es wahr?
 Auch er betrög mein Hoffen?“ —

Da rief der Tod: „Du Armer, brach
 Dir jeder Hoffnungsanker?
 Ich rette Dich vor Qual und Schmach,
 Du guter, alter Kranker!
 Ich bin, wie Du, so schlecht und recht,
 Und hasse glatte Worte;
 Drum folge mir, du treuer Knecht,
 Durch meine stille Pforte!“

Und freundlich nickend schwang Freund Hain
 Die nimmersatte Hippe;
 Man scharrte früh den Alten ein
 Bey Nesseln und Gestrippe;
 Verschmizte Kenner warben leis
 Um des Verstorbnen Bilder;
 Bald bot ein Thor selbst hohen Preis
 Für Blümchens Gurkenschilder.

Nun ließen sich vom fernsten Nest
Beslornte Bettern sehen,
Verschacherten den Erbschaftsrest
Still lachend um Guineen;
Nach Blümchens Hügel frug ein Graf;
Man sucht' ihn im Gesträuche
Und fand — ein rührend Epitaph,
Des treuesten Pudels Leiche!

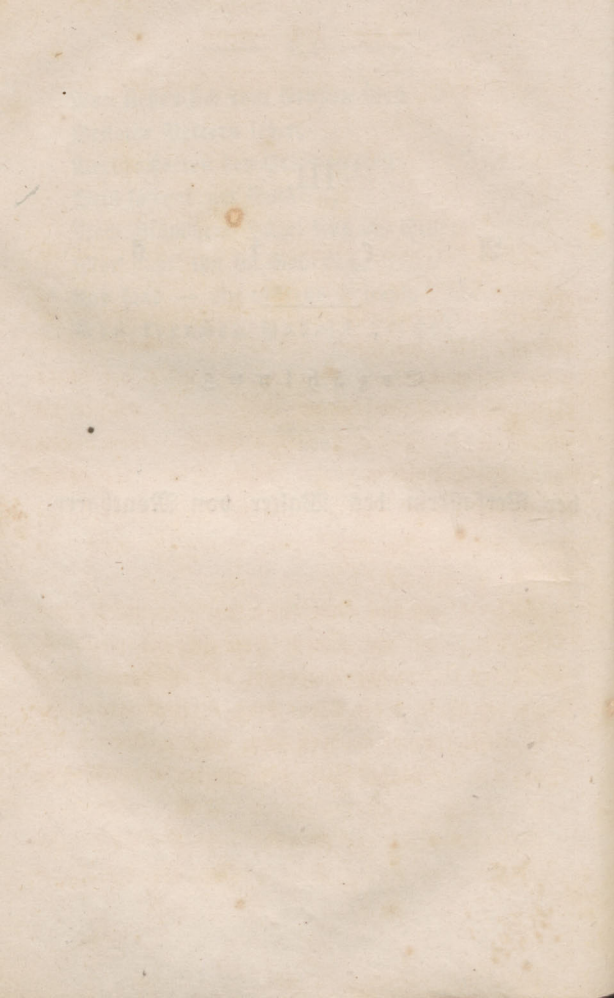
III.

A c i s.

Erzählung

von

der Verfasserin des Walter von Montbarry.



Das uralte sphingische Räthsel war im Grunde nichts anders, als eine Charade; es läßt sich nach seinen Füßen bestimmen. Diejenigen, welche es ein wenig platt und des Aufhebens unwerth achten, welches es zu des seligen Oedipus Zeiten machte, mögen bey den alten Philologen in die Schule gehn, die es in der Grundsprache kennen. Der König Mephris pflegte zu sagen, es schicke und reime sich an allen Enden.

Dieser König war einer der alten Pharaonen. Die Räthselkunst war an seinem Hofe schon einheimisch, als sie das thebanische Ungeheuer erst an den andern Höfen der Welt in die Mode brachte, und alte ägyptische Heiligthümer wurden schon von Sphinxen bewacht, ehe die übrige Welt die Mutter aller Räthsel kennen lernte.

Einst kam zu diesem alten Räthsel- und Charadenfreund die Botschaft: Der schöne Acis habe bey

den Leichenspielen, welche Theben jährlich dem Sohne des Cajus zu Ehren feyerte, die Krone des Räthsels davon getragen. Dreyhundert der aufgegebenen habe er gelöst, und zweyhundert der seinigen habe kein Mensch errathen können. Er soll nach Memphis! rief der König. Bey uns kann er noch etwas lernen! Ich bin Pharao! von allen den hundert Räthseln, die mir meine Frauen täglich aufzuknacken geben, bleibt keins ganz, und obgleich die Charaden der Prinzessin OmpHis etwas schwerer sind, so werde ich doch auch mit diesen fertig. Acis komme nur, bey uns soll er seinen Meister finden.

Acis war ein Königssohn. Zu den damaligen guten Zeiten durchzogen die Prinzen noch, wenn sie Lust dazu hatten, mit der Leyer im Arme die Welt, und mancher ersang sich ein Glück, wie sich Acis ersungen hatte. Seine Melodien entzückten die schöne Denone, die Tochter irgend eines Flußgottes; sie ward seine Gattin, der Gesang der holden Sirene vereinigte sich mit seinen Liedern, und vor ihnen zerfloß die Welt in Harmonien.

Als beyde auf das Oedipische Leichenfest kamen, so fand sich, daß Acis um kein Haar tieffsehender war, als der alte König, dessen Asche hier beehrt wurde. Oedipus konnte wohl eine Charade auflösen, aber

Keinen Götterspruch. Eben so ging es dem armen Acis, als er nach der Weise des Landes, bey seiner Ankunft, im Hain der Cumeniden das Orakel befragte.

„Doppelt,“ sagten die furchtbaren Göttinnen, „doppelt betrittst du den Hain; nur dreyfach wirst du ihn verlassen: das Kind liegt in den Armen des Waters!“

Der schönen Denone, welche im Begriff war, Mutter zu werden, waren Zwillinge geweissagt worden, und Acis sahe also in diesem Götterspruch nichts, als daß die holde Mutter nur Ein Kind in seine Arme legen würde. Ach wie sehr irrte er! Die Tochter des Flußgottes gebar ihm zwey lächelnde Knaben, aber bey dem heiligen Bade nahm der Water, der hier heimlicher Weise einen seiner Arme ausstreckte, die Tochter zurück; nur dreyfach verließ Acis den Hain.

Acis vernahm den Ruf nach Aegypten, ohne ihn zu achten. Konnte der unglückliche Orpheus einen andern Gedanken haben, als seine Eurydice? Ruh- und zwecklos mit der Leyer im Arm, die himmlischen Knaben an der Seite, irrte er umher. Seine Lieder entzückten immer noch. Zwar Denonens Sirenenstimme tönte nicht mehr in dieselbe, aber die

heilige Behmuth seines Gesangs riß die Hörer unwiderstehlich hin.

Der pharaonische Ruf erscholl zum zwanzigsten Male, als Acis sich endlich entschloß, ihm zu folgen.

Es ist nicht gut, wenn an irgend einem Orte, den wir zuerst betreten, uns ein widriges Vorurtheil zuvorgelaufen ist, auch das Herrlichste der Selbsterscheinung bessert den Schaden nicht ganz. Acis betrat die Gränzen des pharaonischen Sitzes, ein zweyter Apoll. Die noch nicht fünfjährigen Knaben an seiner Seite, schön wie Eros und Anteros, vollendeten das Himmlische seiner Erscheinung: aber man empfing ihn kalt, ohne ihm die Ursache zu sagen. Nur der König, der die Offenheit selbst war, versicherte ihn, eine Lustrum früher wäre er ihm lieber gewesen. Du konntest kommen, ungerufen, sagte er, und Deinen thebanischen Lorbeer fandest Du hier noch besser. Ich bin Pharaos!

Acis war kaum dem königlichen Oberschenken, dem alten Mephramutosis, und der schönen Omphis, der Lieblingstochter des Königs, vorgestellt worden, so sagte man ihm auch schon, daß es morgen an das Werk gehen solle, dazu man ihn berufen hatte. Acis hatte sich noch nicht aus den Labyrinthhen zurecht gefunden, in welche ihn der ganz verschiedene Anblick

des Ministers und der Prinzessin geführt hatte, so überströmte man ihn schon mit einer Sündfluth von Sphinxen, die zum Glück alle von der Art jener waren, die König Mephris täglich hundertweise enträthseln konnte. Acis errieth alles, und machte damit seine Sache ganz unbeschreiblich schlecht.

Man war ein wenig beleidigt, daß Aufgaben, gleich dem Vogel Federlos und den vier Elementen, kein besseres Glück machten; aber nichts vergleicht sich der Bestürzung, dem Unmuth, der Wuth, der Nachsucht, die sich in aller Herzen entzündete, als auch die ungleich schwerern Räthsel der Prinzessin Omphis, so wie sie sie für den König erfand, gleiches Schicksal hatten, und der ausländischen dagegen auch nicht eins entschlevert wurde, ungeachtet Acis versicherte, sie sehr leicht überwebt zu haben.

Der Oberschenk, ein neunzigjähriger Menschenkenner, beförderte eilig die Nachricht zu der Prinzessin. Er hatte einen Funken Partheylichkeit gegen den, den er haßte, in ihr entdeckt, und glaubte ihn durch gekränkte Eitelkeit schnell auszulöschen: aber die königliche Dame blieb in völliger Gleichmüthigkeit, und gestand ganz gelassen, sie habe hier ihren Meister gefunden. Niemand konnte sich in ihr Betragen finden.

Omphis war die schönste ägyptische Blondine, die je gelebt hat; sie war so sanft und weise, als schön, und ihre Klugheit übertraf noch diese glänzenden Eigenschaften. Wer das achtzehnte Jahr an einem Hofe voller Intriguen erlebt hat, bekommt eine so leichte Uebersicht der Dinge, daß er beynabe weissagen kann. Omphis war nichts weniger als ruhig; sie sah über den heimlich geliebten Acis ein Ungewitter heraufziehen, wie es seit den zehn Plagen in Aegypten noch keins gegeben hatte.

Ich muß ihn retten! sagte sie zu der weisen Ragimilca, ihrer Amme. Noch ein Tag ungelöster Räthsel bringt ihm den Tod. —

Die Sache hatte Schwierigkeiten, und der entscheidende siebente Tag voll unglücklich gelöster und nicht gelöster Aufgaben, hatte dem bestürzten Acis bereits das Todesurtheil gebracht, ehe die Amme der Prinzessin geheime Botschaft an den Sänger ausrichten konnte.

Die große Charade ist bekannt, welche den Kopf der Jungfrau, den Leib des Hundes, den Schweif des Löwen und die Flügel des Adlers vereinigt. Acis, der Erfinder derselben, hatte dabey in der Welt nichts weiter im Sinn, als das Ungeheuer, das die Aegyptier vor allen ihren Heiligthümern liegen sahen;

einmal wollte er doch gefällig seyn, und dem Könige einen Zwillingssbruder des beliebten Vogels Federlos liefern: aber hier waltete ein finstres Geschick; man ließ das, was vor Augen war, und griff nach dem, woran kein Mensch denken konnte. Der König zerriß seine Kleider, das Volk that das nehmliche, ohne die Ursach zu wissen — wie es gewohnt war. Endlich erscholl vom Throne die Rede: Ich bin Pharao! er meint den weisen Mephramutosiß.

Fluch dem Lasterer! antwortete der tausendstimmige Ruf, und der Gelästerte gab den Schluß: Er muß sterben!

Die Weise ist löblich, den Beleidigten das Urtheil fällen zu lassen. Der König ließ es bey dem Ausspruch, so wie er es bey allem ließ, was der Ober-schenk wollte. Aciß Bertheidigung wurde nicht gehört.

Rede nicht, sprach der König. Ich bin Pharao! Dieß ist der Mann, der von den Augen meines Ur-ahnherrn die Decke nahm, so, daß er, als es im ganzen Lande finster war, die Finsterniß allein nicht sahe. Dieß ist der Mann, der die zehn Plagen in hundert Buchstabenrathsel verfaßte, die kein Mensch verstand: und diesen hast du gelästert! Du mußt sterben!

Niemand hatte noch aus dem Munde dieses Königs eine so lange Rede gehört. Die Anstrengung der höchsten Majestät vermehrte die Strafbarkeit dessen, der daran Schuld war. Acis ward abgeführt, und die verborgne Einwirkung der Prinzessin vermochte nur dieses, daß man den Gefangenen nach dem Isis-tempel brachte, wo sie einige Macht hatte.

Ehe die Nacht anbrach, war die Amme an Acis Seite mit geheimer Botschaft von der Prinzessin.

Der bestürzte Rathsler hörte von den Vorhaltungen, welche den Eingang ihrer Rede machten, nur wenig. Seine thränenschweren Blicke hingen an seinen Kindern, die sein Gefängniß theilten. Am Ende schreckte ihn der Name der schönen Ompbis aus dem Traume auf.

Ompbis? rief er, die Himmlische, bekümmert sich um mich?

„Bittre nicht, Fremdling, sie will Dich retten!“

„Mich retten? Womit habe ich den Tod verdient? Ahnete man, daß ich mein Auge zu der Tochter des Himmels erhob?“

„Man ahnet es nicht, der König, der es gern sieht, wenn man seine Gottheit anbetet, hätte Dir vielleicht dieses verziehen. Du stirbst, weil Du weiser seyn willst, als die Völker des Nils.“

„Sch

„Ich bin es, ohne es zu wollen!“

„Du bist es nicht; sonst hättest Du mit uns geredet, wie wir's verstehen.“

„Weise Alte, was muß ich thun, meinen Fehler zu verbessern?“

„Deine Sache ist so schlimm nicht, als Du denkst. Vor einer Stunde haben die Götter Deinen Hauptfeind, den alten Mephramutosis, abgefordert; man sagt, er sey an den Folgen Deines Räthsels gestorben.“

„Götter! ich bin unschuldig!“

„Und der König, der sich leicht zur Milde neigt, wenn er ohne bösen Einfluß ist, setzt Deine Rettung auf ein errathbares Räthsel, nach der Weise dieses Landes! Morgen, wenn man Dich zum Tode führt, wird man Dir es abfordern. Sey darauf gefaßt. So sagt die Prinzessin Omphis.“

„Wie kann ich etwas anderes singen, als was mir der Gott eingibt?“

„Acis, der Tod ist schrecklich, der grauenvolle Flammentod! Noch schrecklicher das lebende Hinabsinken in die offene Gruft. Das Feuer, das Deine Kühnheit strafen wird, flammt auf der Pyramide des Pharao Cheops. Du kennst ihre Abgründe.“ —

Acis rang die Hände. Er war ein Dichter, kein
4r Jahrg.

Held; ein blühender Jüngling, kaum an den Gränzen des männlichen Alters.

Magimilca verließ ihn, und kehrte bald wieder zurück, um seine Kinder zu holen. Omphis, sagte sie, Omphis fordert sie zu sich.

Sie sey ihre Mutter! rief er, und ließ die Knaben aus seinen Armen. Ich werde sterben, ich kann nichts singen, als was mich der Gott lehrt!

Die Knaben stürzten sich in die Arme der schönen Omphis. Sie sagten ihr, Acis bitte, sie möge die Mutter des kleinen Jon, des armen kleinen Bion seyn.

Mit himmlischer Schönheit waren die beyden Götterkinder begabt, und mit übernatürlichen Gaben. Jon behielt alles was er sah oder hörte, und Bion wußte allem den tiefen Sinn und die Deutung abzugewinnen. Nachdem Omphis die Knaben tausendmal das schöne Ebenbild ihres Vaters genannt, und sie eben so oft an das klopfende Herz gedrückt hatte, ermüdete sie nicht, sich von ihnen jedes Wort des geliebten Acis wiederholen zu lassen. Was weder Jannes noch Jambres verstanden hatten, erfuhr sie durch ihre kleinen Lieblinge, und wie eilte sie, von der erlangten Kunde Gebrauch zu machen!

Sie brachte die Knaben zum Könige, der eben

Langeweile hatte, weil der alte Mephramutosiß gestorben war. Er hörte und sah die Kinder mit Vergnügen, und versicherte, daß er alles das schon gewußt habe, daß es ihm nur nicht gleich beygefallen sey.

Es ließ sich in solchen Stunden viel auf ihn wirken; doch erlangte die Prinzessin nichts mehr für den, den sie schützte, als das wiederholte Versprechen: wäre das morgende Räthsel so leicht, wie die, welche die Kinder eben enthüllt hatten, so solle er lebend ins Gefängniß zurückkehren.

Acis verlebte im Tempel eine schreckliche Nacht. Gegen ihm über erhellte der untergehende Mond die große Pyramide; einzelne Funken, Verkündiger seines Flammentodes, sprühten aus derselben hervor. Priester kamen tröstend zu ihm, und versicherten, daß er durch das reinste Elementarfeuer, dessen wahre Natur man nur in den Pyramiden kenne, sterben solle. Vielleicht, setzten sie hinzu, verschont seine Wirkung deine sterbliche Hülle: und dann, freue dich, dann sinkst du lebend hinab zu den Leibern der großen Pharaonen; dann steigst du, endlich doch entkörpert, herauf zu den schwebenden Geistern, deren leises Weben und Regen du hier um dich spürst, und die dich schon brüderlich begrüßen.

Acis konnte sich nicht freuen, so tief er auch die tröstenden Worte erwog, er schaute ängstlich umher, und schauerte in sich zusammen. Sein Zustand gränzte endlich an Wahnsinn. Er konnte an kein lebensrettendes Lied denken, er fiel ganz der Einwirkung des Genius anheim. Er dachte nichts als Omphis, und die Trennung von dem schönen blühenden Leben, das in seinen Adern klopfte.

In den alten memphitischen Gesetzen stand geschrieben, daß kein Verbrecher vor dem Angesicht der Sonne oder des Mondes sein Urtheil empfangen durfte. Man nutzte also die kurze Zeit zwischen dem Untergang des Gestirns der Nacht bis zum Anbruch des Tages, den Dichter seinen Todesweg antreten zu lassen. Feinde hatte er noch genug, die ihm Rettung nicht gönnten. Alle die, welche Hoffnung hatten, das Gängelband, das der Oberschenk aus der Hand gelassen hatte, in die ihrige zu bekommen; alle die, welche in dem schönen Acis etwas Großes ahneten und das Herz des Königs gegen ihn erweicht glaubten, waren seine Widersacher; noch mehr aber die stillen Anbeter der schönen Omphis.

Still und traurend begann der Zug unter dem sich allmählig röthenden Himmel, an welchem noch einzelne Sterne verweilten. Acis, die goldene Lyra

im Arm, ging einher, schön wie Hyperion, die Götterknaben, die sich aus den Armen der holden Mutter gerissen hatten, an seiner Seite.

Als er den Fuß der großen Pyramide erreicht hatte, wo der Thron des Königs aufgerichtet war, schauerte er freudig zusammen, denn er erblickte die Wonne seines Lebens, die holde Omphis, an Pharaos Seite.

Nun, ermanne Dich und sing! sprach der König mit seiner gewöhnlichen Erhabenheit. Deine alten Räthsel haben wir nun alle weg: laß nur Dein letztes nicht schwerer seyn!

Mein Letztes? sprach es in der Tiefe der Seele des Sängers nach — Also doch mein Letztes, ungeachtet die Lebensgöttin nahe ist? So töne dann, du Leyer, was der verirrte Geist vermag: denn hier ist alles verloren.

Der Sänger ergriff die Leyer und stürmte in die Saiten. Die weise Alte nahte sich: Denk' an das einzige Rettungsmittel! flüsterte sie. — Er hörte nicht. — Die Kinder umschlangen seine Knie; die schöne Omphis sandte einen ihrer bezauberndsten Blicke — umsonst! er sah' und fühlte nicht mehr. Die Töne der Verzweiflung rauschten fort.

Doch jetzt verloren sie sich in tiefe Wehmuth, jetzt,

noch sanfter, ließen sie die bebende Stimme hörbar werden, die, unmerklich beginnend, mit wachsender Macht den göttlichen Sinn in die Harmonien senkte.

So sang Aëis:

Holde Swillingssyben! Himmelsgabe!
Von euch scheiden? — Dort, am düstern Grabe,
Wo die ernstestn Todesgötter winken,
Der Vernichtung in die Arme sinken?

Sollten droben — droben über Sternen,
In den lichten längst erschutten Fernen,
Eure Funken sich wohl neu entzünden?
Sollt ich euch vergöttert wiederfinden? —

Erdenflamme! eile zu verlodern!
Denn zwey andre Doppelsyben fodern
Mich zum Geisterbund in schönern Auen! —
Doch — welch tiefes, namenloses Grauen!

Wie? was meine Lippen schauernd nennen,
Soll ich in Momenten näher kennen?
Mit den Schatten, die sich um mich regen,
Soll ich brüderlichen Umgang pflegen?

O das Ganze, durch mein All verbreitet,
Das mein Blut in raschen Strömen leitet —
Schauer hemmen's schon; es stockt, es schwindet,
Ob den Wundern, die der Tod verkündet!

Noch an einem schönen Doppeltworte
Hängt der Scheideblick! — Des Todes Pforte
Desnet sich! — Dir, Göttin meines Lebens,
Dir den letzten Flug des matten Strebens!

Aëis schwieg. Seine Blicke irrten noch einige Minuten unter den Sternen, dann sanken sie auf die

Kinder zu seinen Füßen. Hastig riß er sie an sein Herz, und wandte sich, entschlossen, den Weg des Todes zu gehen.

Halt, Sänger! rief der König. Mir dämmerts in Deinem Liede! Ob Du nicht mit den Zwillingen-, mit den Doppellindern, oder wie es heißt, die Knaben meintest? — Ich bin Pharao! Du sollst noch einmal singen!

Wie konnte Acis gehorchen? Er hatte seine letzte Kraft in dem Liede ausgehaucht. Während der König zürnte, das Volk flüsterte, die Prinzessin weinte — kam die Sonne herauf. Nach den Gesetzen des Landes mußte der Verurtheilte ins Gefängniß zurückgeführt werden, so sehr auch die Feinde murrten.

Die Prinzessin hatte, so wie der Leser, längst die Deutung gefunden. Während die andern alle noch im Dunkeln tappten, drückte sie die Knaben an ihr Herz und fragte leise: ob sie recht gerathen habe. Du bist Omphis! rief Jon. Du bist die Seele seines Lebens! setzte der schmeichelnde Bion hinzu: Du leitest die Ebbe und die Fluth der geistigen Lebensströme.

Als die Freundin des Sängers ihrer Sache gewiß war, so eilte sie, die Knaben zum Könige zu bringen, und ihm durch ihre Hülfe die Deutung so

unvermerkt anzueignen, daß er sich einen Oedipus dünkte.

Ich hab's gedacht, sagt' er; das meint' ich ja gleich! — Noch mehr liegt darin, als er vielleicht selbst denkt, und darum soll er, da er's so gut meint, morgen noch einmal an die Probe.

Ach, Acis hatte bey weitem noch nicht alles gewonnen! Vergebens bat die Prinzessin, da ja nun die Bedingung erfüllt sey, ihm jede weitere Prüfung zu erlassen. Nein, nein! rief der König. Ich bin Pharao! Schwer hat er es uns doch allemal gemacht, und zu groß ist der Lohn, den ich ihm zudenke, daß er nicht noch durch ein bißchen Mühe und Todesangst erkaufet werden sollte. Wartet nur, ich hab' es gleich; denn auf ein Räthsel, das ich, ich der König, erfinden werde, kommt's hier an! — Ob auf Ergründung oder Nichtergründung desselben Glück und Leben steht: ja, das wißt ihr freylich nicht; denn wie sollten die Götter euch verkünden, was in unserm königlichen Gemüth vorgeht! Auch Er darf es nicht wissen! Wartet nur, denn gleich wird's fertig seyn! —

Das Volk des Nil, nebst den Weisen des Tempels und der zitternden Prinzessin verharrten in heiliger Stille bey drey Stunden. Endlich kam das Wunder zum Vorschein. Da habt ihrs, rief der entzückte

Pharao, und so heißt! Laßt die Hierophanten so-
gleich verzeichnen:

„Wer ist der Mann, der heut im Feu'r soll schweizen
„Und morgen doch auf'm Königsstuhle sitzen?“

Niemand hatte noch ein Räthsel des Königs Me-
phris erlebt: es ist natürlich, daß man es ganz un-
vergleichlich, ganz unauflösbar fand, und über dem
pflichtvollen Erstaunen ganz andre Gefühle, die des
Königs Worte erregt hatten, ins Herz zurück-
zwängte.

Ach, wie verschieden waren dieselben! Omphis
zerstieß in Entzücken, Aëcis Feinde, die so wohl wie
sie alles begriffen, waren in Verzweiflung. Zu ver-
wundern war im Grunde hier wenig; an den seltsa-
men Wechsel pharaonischer Launen hätte schon jedes
gewöhnt seyn sollen.

Ja! rief der König, da steht ihr nun, und keins
weiß, woran es ist! thut auch nicht Noth: unser
Herz wandelten die Götter, gleich im Augenblick, da
wir das Wort seines Räthsels fanden. Auch schließt
sein Lied noch etwas andres ein, das uns behagt; wir
sehen es gern, daß man das anbetet, was wir im
Herzen tragen, und die Welt soll's erfahren, daß
Pharao bessern Lohn für die Künste hat, als theba-
nische Lorbeerkränze.

Omphis wär' im Gefühl ihres nahen Glücks untergegangen, hätte nicht eins ihren Muth niedergeschlagen. Sie merkte aus allem, daß Pharaos den höchsten Preis der Liebe und des Glücks auf Nicht-Errathung seines sonnenklaren Räthsels gesetzt hatte. Woher aber ein Mittel, den schönen Aëis hier zu verblenden?

Er erfuhr das Räthsel in der nämlichen Stunde, und seine Feinde, die auf den Umstand, der die Prinzessin in Todesangst umhertrieb, all' ihre Hoffnung bauten, ermangelten nicht, dem Sängler auch die Deutung zugleich vor Augen zu legen, damit er ja im Augenblick der schönsten Entwicklung zu Grunde gehen möchte.

Besonders legte man ihm den Umstand ans Herz, daß nur die Hand der schönen Omphis den Thron verleihen könne, und daß beydes ihm bestimmt sey. Aëis hörte, verstand, und sank wie ein Geblendeter zu Boden. Nein! rief er endlich; dies ist nicht möglich! Mir armen Verbannten; mir, der diese Sonne kaum aus der Ferne anzubeten wagt, die Fülle alles Götterglücks? — Schlangengezücht, das mich in meinem Elend noch mit seinem Geziß verhöhnt! das zum gewissen Tode noch Beschimpfung gesellen will! Nein! das unselige Räthsel habe eine Deutung, welche es will: zu dieser soll man nie mein Gefühl ernie-

dern! Pharao soll sehen, daß ich wie ein Mann sterben, aber nie der Stimme unwürdiges Hohns einen Augenblick Gehör geben kann.

Mit Gedanken an Omyhis und den Tod schwand ihm eine schreckliche Nacht dahin, mit den Gedanken an Aëis und seine verfehlte Rettung brachte die Prinzessin kaum lebend den Morgen heran. Die Stunde der Entscheidung kam, und der König schwur nochmals bey seinem Leben, wäre der Sänger so kühn, die Wahrheit zu treffen, so müßte er sterben; doch, setzte er wohlgefällig hinzu, es wird keine Noth haben!

O wie richtig beurtheilten hier Einfalt und Schwachsinne den Edelmuth und fromme, zagende Liebe! Eine Stunde vor Tage ward Aëis vor den König geführt, der dem bleichen, zitternden Jüngling noch einmal die tiefen, sinnvollen Worte seines Räthsels vorlegte, und nach kurzer Bedenkzeit auf Antwort drang.

König, sagte der Sänger mit kaum hörbarer Stimme, ich weiß, daß ich sterben muß: aber — ich habe dein Räthsel nicht errathen.

Nicht? nicht? rief der über seinen Sieg entzückte König; auch keine Muthmaßung hättest Du?

Bey den lebenden Göttern beschwöre ich Dich, begann hier der neue Oberschenke, der Hauptfeind des schönen Sängers — bey allem was Dir heilig ist und

was Du liebst: verbirg nicht die kleinste Vermuthung, wer der Mann sey, der den einen Tag, wie der König nachdrücklich sagt, im Feuer sollt' schwitzen und morgen doch auf'm Königsstuhle sitzen? Rede! So helfen Dir die Götter in Deiner nahen Todesstunde!

Muthmaßungen, sprach Acis, die man mir anzueignen suchte, sind nicht die meinigen; ich weiß Bosheit zu verachten, und beschwöre hier, daß ich nicht zu ersinnen vermag, welche Weihe des Feuers einen Sterblichen des Glücks würdig machen kann, das der König im Herzen hat, noch welchen er zu demselben erwählte!

Also doch nicht? wiederholte der triumphirende König. Haben die Götter den Verstand des großen Räthslers verwirrt, daß er nicht sieht, was vor Augen ist? Weiß er nicht, daß Pharaos, gleich der Gottheit, unerwartet lohnt und begnadigt, wen er will? Siehe! Besiegt, besiegt bist Du von allen Seiten; und darum wisse, der Mann bist Du! Die schöne Omphis sey dein! ich bin Pharaos!

Acis sank, die entzückte Prinzessin empfing ihn in die ausgebreiteten Arme; Ion und Bion umschlangen den geretteten Vater.

IV.

D o m i n g o,

vom

Verfasser des Herrmann von Loebeneck.



 D o m i n g o *).

Dem Tod' entflohn, der ehern, blutig, flammend,
 Mit tausendstimmig donnerndem Geschrey,
 Vor schwarzen Mörderschaaren schritt einher,
 Die Weißen zu vertilgen aus Hayti **),
 Durchrennt' D j a d e schein das weite Feld.
 Den Pfad erhellt, aus weiter Ferne leuchtend,
 Des Brandes dunkelroth erhobne Gluth,
 Die laufend seine Pflanzungen verzehrt.
 Es brüllt aus Süd und Nord, und Ost und West
 Der Sterbenden Geheul, der Mörder Jauchzen.
 So schießt auf Flügeln seiner Macht ein Sturm
 Erbrausend über waldiges Gebirg',

*) Der Hauptinhalt dieser Erzählung ist wahr, und aus Las Casas genommen.

***) Hayti ist der ursprüngliche Name von Domingo.

Und bricht der Cedern stolz erhabne Kronen
 Wie dürres Reis — vergebens windet dicht
 Sich der Lianen undurchdringlich Netz
 Um die geliebten Wipfel — schmetternd stürzen
 Des Waldes Söhn' hinab ins schwarze Thal,
 Und laut vom Felsen hallt es krachend wieder.

Es bricht des Flüchtlings Knie, es sinkt sein Haupt,
 Und bleicher Schreck unnachtet seine Augen.
 So ruht' er zitternd — laut erstöhnt die Brust
 Von Seufzern, eh' die schmerzbewegte Seele
 Für ihren Jammer Worte finden kann.

„Wo soll ich hin — — so drängen leise Töne
 „Sich endlich aus dem angstbeklommenen Busen —
 „Dem martervollen Tode zu entfliehn?
 „Wer leitet mich im Dunkel dieser Nacht,
 „Die über Land und Meer die schwarzen Flügel
 „Mit ahnungsvollem Grauen streckt, den Pfad
 „Zur stillverborgnen Höhle des Gebirgs,
 „In undurchdrungner Wälder sichres Dunkel? —
 „Sie stürmen hinter mir, die wildempörten,
 „Und blut'ge Rache geht vor ihnen her!
 „Und vor mir öffnet sich die grause Wüste
 „Des Hungers und der Schrecken bange Wohnung!

„Dort,

„Dort, in der unwirthbaren, lauert still
 „Zuchtloser Räuber gieriges Gesindel,
 „Der Ungeheuer Brut, nach Blute lechzend,
 „Den seltenen Raub frohlockend zu ergreifen.
 „Hier blizt das Schwert, hier schwingt des Schwar-
 zen Faust

„Den mordgewohnten Spieß, die Loderfackel
 „Des Scheiterhaufens Gluthen zu erwecken! —“
 Er spricht, und schaut umher — da dünkt von fern
 Dem Suchenden ein Wald die hohen Gipfel
 Am dunklen Himmel dunkler zu erheben.
 Die matten Füße hebet neue Kraft,
 Sein Auge dringt mit scharfem Blick der Freude
 Tief in die Schatten, wo ihm Rettung winkt,
 Und Hoffnungskraft beflügelt seine Schritte.
 Da starrt er schnell, im Boden eingewurzelt,
 Der schlaffe Arm sinkt ohne Macht herab,
 Und Laut und Athem stirbt in seiner Brust.
 Es haucht ein Manschinellenhain sein Gift
 Dem Bebenden entgegen. Lieblich blüht
 Der trügliche, doch von den Aesten tropft
 Der reine Thau des Himmels tödtend Gift,
 Und Todeschlummer wehen seine Düste
 Dem Müden, der in seinen Schatten ruht.
 Ein Watermörder, spricht die heil'ge Sage

Des Volks, das einst Hayti's Schoos erzogen,
 Ward durch der Götter Spruch hineingebannt.
 Die Weissen pflegen sein, denn unberührt
 Vom Wurme bleibt sein bunterglänzend Holz.
 Drum glaubt das arme Volk, es wohnten jezt
 Die Seelen des tyrannischen Geschlechts,
 Das ihnen Freyheit, Gut und Leben raubte,
 Im todterfüllten Marke dieser Bäume,
 Und ihrer Väter pflegten nun die Enkel.

Djade steht — Verzweiflung faßt sein Haar,
 Und wirft ihn lautausschreyend auf den Boden!
 Zum Himmel steigt sein wimmerndes Gebet! —
 „Errette mich, Du schmerzbeladner Sohn
 „Des Höchsten, der einst Todesangst gefühlt,
 „Mitleidig den Bedrängten zu erlösen!
 „Du Himmelskönigin, des Heilands Mutter,
 „Und seiner Brüder milde Schützerin,
 „Dein göttlich Auge senke strahlend nieder,
 „Und schau' erbarmend her auf meine Noth!
 „Mit heiligem Gebet, mit frommen Dienst,
 „Mit kindlich froher Gabe hab' ich stets,
 „O seligste der Weiber, Dich geehrt.
 „Von lauterem Gold, mit Perlen rings umkrönt,
 „Mit bunten Edelsteinen ausgeziert,

„Die Deinen heiligen Namen leuchtend zeigen,
 „Hab' ich im Dom der Capstadt Dir ein Herz,
 „Das meinige bedeutend, aufgehängt.
 „Wo meine Heimath war, wo lodernb jetzt
 „Die Flamme über meiner Habe zischt,
 „Wo Mörderhände meine Kinder würgen,
 „Da hab' ich Deinem theuern Gnadenbild
 „Ein hohes Haus erbaut, von Marmelstein,
 „Dem köstlichsten, der im Gebirge bricht,
 „Von Cedernholz das zierliche Gebälk,
 „Das Dach von Kupfer, prächtig überguldet.
 „Hör' mich in Noth, die ich im Glück geehrt!
 „Im Angesicht der reichbepflanzten Ebne,
 „Die rings umher des Herren trunknem Blick
 „In stolzer Fruchtbarkeit entgegenschwoll,
 „Als Uebermuth das satte Herz beschlich,
 „Da hab' ich dankbar nur vor Dir gekniet,
 „Die mir der Gaben Fülle freundlich reichte,
 „Und das Gegebne gnädigwaltend schützte.
 „Nimm alles, was Du gabst! Das junge Leben
 „Nur schütze vor dem schwarzen Mördervolk,
 „Das fessellos, dem grimmen Tiger gleich,
 „Der hungernd seine Kette brach, sich wild,
 „Unzählbar, unerbittlich, nimmersatt

„Vom Blut, ergießt, und Schuld und Unschuld mor-
det, —

„Doch hab' ichs menschlich stets und mild regiert!“
Er sprach's und sank zur Erde. Nebel deckt
Die matten Augen; rings entfliehn des Lebens
Gestalten mählig, und die Welt des Traums
Beginnt zu tagen in der Nacht des Schlummers.
Da naht ein Mann ihm, stattlich anzusehn,
Den nackten Leib mit einem Gurt umschürzt,
Viel stolze Federn nickten um sein Haupt,
In starker Rechte glänzt ein weißer Stab.
Es strahlten um die geisterhellen Augen
Sinnvoller Ernst, und fromme Menschlichkeit.
Da kehrt des süßen Lebens Sehnsucht schnell
Des Spaniers bangem Herzen träumend wieder —
Die Hände hebt er flehend hoch empor
Und ruft — „erbarm Dich meiner — zwar ich kenne
„Dich nicht; ein Fremdling bist Du auf Domingo —
„Ein Zufall trieb aus meerumspültem Eiland
„Endlosen Ozeans Dich her — doch kennest Du
„Den Boden, wo Du stehst, so leite mich
„Zur Höhle, wo, von Waldes Nacht umgeben,
„Das Leben ich vor Mörderhand bewahre!“
„So folge mir! —“ erwiederte der Fremdling.
Djade folgt dem fremden Mann. Ihr Pfad

Ging durch Gebüsch, auf ungebahnter Straße,
 Von einer Felsenklippe zu der andern.
 Den Kommenden gähnt endlich eine Höhle,
 Geräumig, finster wie die Nacht, entgegen.
 Sie gehn hinein — als auf bekannter Bahn
 Der Führer sichern Schritts, unsicher tappend
 Djade. Dämmerung beginnt allmählig,
 Und färbt mit zweifelhaftem Schein die Wand,
 Bis strahlend Licht die Augen plötzlich blendet!
 Djade schaut umher. Es breitet sich
 Vor seinen Augen aus ein fruchtbar Thal;
 Ein breiter Strom trennt's von dem fahlen Felsen,
 In dessen hohler Brust er steht. Geschrey
 Der Lust, des Hiefhorns lauter Freudenstoß
 Tönt aus des Thales Fernen ihnen zu.
 Die Jagd gewahrt er nicht. An Stromes Ufer
 Da liegt ein Mann in ritterlichem Schmuck,
 Auf seinen Jagdspieß matt gelehnt, und Blut
 Entrieselt seinen Wunden. Trostlos schweift
 Des Jägers Aug' umher nach einem Helfer,
 Und schmerzlich wimmernd ruft er seine Freunde.

„Der ist mein Landsmann — ruft Djade laut —
 „Ein Spanier; ihn erkenn' ich an dem Mantel,
 „Der stolz sich um die starken Hüften schlingt,

„Und an den Klagetönen seines Mundes!

„D laß uns eilen, Rettung ihm zu bringen! —“

Er ist Dein Landsmann! Doch ihn zu erretten
Steht nicht in meiner Macht. Schau, dort den
Strom,

In schnellen Strudeln kreisen seine Wogen,
Und an verborgnen Klippen schwillt die Fluth
In ew'gem Kampf zu wilder Brandung auf.

„Du bist ein Wilder; Deine Kleidung zeigt's, —

„Gewohnt des Kampfs mit ungestümem Meer

„Ist eines Stromes Wüthen Dir nur Scherz.“

Ich bin ein Wilder, und des Kampfs gewohnt
Mit ungestümem Meer, mit wilden Strömen!

Der Felsenziege freudig nachzuklettern,

Dem schnellen Hirsch im Jägerlauf zu folgen,

Dem Tiger abzurüngen seinen Raub,

Hab' ich mein Leben tapfer oft gewagt,

Und scheue nicht, an Wellen es zu wagen.

Doch wenn der Mann, der hülflos dort verblutet,

Auf meinem Arm getragen durch die Fluth, —

Mit Yams, die mein saurer Fleiß erzog,

Mit labenden Citronen und Orangen,

Die zärtlich mühsam ich im Thal gesucht,

Erfrischt, genährt, — durch meine Kunst geheilt,

Die rund herum auf Bergen und auf Thälern
Heilsame Kräuter für ihn ausgespäht —

Wenn dieser Mann der neuen Kraft sich freut,
Dann wird er treulos mich, der ihn errettet,
In meines Lebens Feinde überliefern.

„O spotte nicht der menschlichen Natur —

„Das kann er nie! —“ Er kanns! — er hat's ge-
than! —

Djade schaut ins dunkle Antlitz ihm,
Und heller strahlen seines Führers Augen,
Ein Geisterschauer wandelt von ihm aus,
Und trifft des Spaniers Herz. Er sieht sich um, —
Das reich geschmückte Thal, der Strom, der Ritter,
Sie sind in schwarze Finsterniß versenkt.
Er jümt, und sucht, und kehrt den scheuen Blick
Zurück auf den geheimnißvollen Mann,
Der vor ihm steht in wunderbarem Glanz,
Ringsum sich weit verlierend in die Nacht,
Und lächelnd auf ihn niederschaut. „Du sahst
Ein Traumbild nur — so sprach der Fremdling
sanft —

Aus grauer Vorzeit — höre die Bedeutung.
Als einst dieß Land, Hayti war sein Name,
Auf schnellem Schiff zuerst Colombo fand —

Der Held, des hohem Geists die Eine Hälfte
 Der Erde nicht für seinen Ruhm genügt;
 Der einer neuen Welt der alten Laster
 Für Schätze des Verderbens eingetauscht;
 Der selbst in Ketten seufzte, wo sein Stolz
 In Sclavenfesseln schlug ein freyes Volk —
 Da wohnten Tausende von meinen Brüdern
 In seiner Auen immergrünem Schoos.
 Ein kindlich Volk, mit Künsten unbekannt,
 Verderbliche Lust dem Leben zu gewinnen;
 Vom mahnenden Bedürfnis nicht gespornt,
 Sich selbst mit blut'gem Hasse zu befehlen;
 Gepflegt von üppig spendender Natur,
 Die hier in reger Gluth und Kraft des Südens
 Ihr fruchtgefülltes Horn verschwendrigh leert,
 Des süßen Lebens sich unschuldig freuend.
 Nicht Waffen trugen sie den Kommenden
 In starker Rechte kampfsentbrannt entgegen;
 Der gift'ge Pfeil auf rascher Todesschwinge,
 Der Lanze Kraft mit mordgespiktem Stein,
 Der Keule bodenschmetternde Gewalt
 Empfang die Streiter nicht, die beutedürstend
 Am meerbespülten Ufer lagerten.
 Wie Kinder sich dem wuthergrieffnen Hunde
 Unschuldig, schmeichelnd nahn, ihn liebzososen,

Wie Lämmer, noch an mütterlicher Brust,
 Den Wolf nicht fliehn, der einsam sie beschleicht,
 So naheten sie den Fremdlingen, und sahn
 Bewundernd ihrer Leiber zartes Weiß,
 Der Rosse wildauffschraubende Gewalt,
 Der Feuerrohre schlauberborgnen Tod.
 Freywillig brachten sie verachtet Gold,
 Die Götterähnlichen sich zu befreunden.
 Es sah's der Admiral, und menschlich ehrte
 Der biedre Held die kindlichssichre Unschuld."

„Auch Caonabo kam hin zu den Schiffen,
 Die wundervollen Fremdlinge zu schaun,
 Des fruchtbaren Caragua hoher König.
 In linker Hand des Friedens grünen Zweig,
 Bot er dem Führer freundlich seine Rechte,
 Und schenkt' ihm Gold, und andre reiche Gaben.
 Des freute sich der Held, und hielt ihn hoch,
 Und sagt' ihm Schutz und Freundesbündniß zu."

„Doch nicht genug der Habsucht war's des Goldes,
 Zu mild den Rothen war der Held Colombo.
 Um einen andern Führer schrieben sie
 In's Vaterland der weißen Mörderbrut.
 Und Bombadilla kam, der Mann voll Bluts,

Der finstre Todesengel meines Volks.
 In Ketten schlugen sie den hohen Helden,
 Des Muth sie durch das bahnenlose Meer,
 Durch Schrecken und Gefahr hierher geführt,
 Und sandten ihn gefesselt in die Heimath.
 Hyänen gleich, in deren Eingeweiden
 Der Hunger unersättlich nagend zehrt,
 So stürzten auf das waffenlose Volk
 Der Wüthrich, und die gierigen Gefährten,
 Belasco, Alba, Trillo, und Mendoza.
 Maguana fiel zuerst, das hochberühmte,
 Der Helden von Hayti stolze Mutter.
 Von Göttern stammte sein erhabnes Volk,
 Das einst aus weiter Ferne kam, das Meer
 Mit ehrnem Sinn in kühner Kraft verachtend,
 Und mächtig herrscht auf fetter Hügelreihe,
 Daß von dem Starken oft der Säng' er pries,
 Er sey ein Mann, gleich Männern von Maguana.
 Es drängten um Besecho, ihren König,
 Sich seiner Männer kampfgeübte Schaar,
 Der Fremden wilde Rotten abzuwehren.
 Der mordgelehrten Hunde Schlachtgeheul,
 Der sporngejagten Rosse schütternd Stampfen,
 Der Feuerröhre blitzgestügelter Donner
 Durchstürmt das weite Feld! Sie fliehn, sie fliehn!—

Der Hölle Schlund eröffnet sich, und jagt
 Tod und Verderben hinter ihnen her.
 Besecho fällt, der Glückliche! Es fließt
 Das edle Leben aus der offenen Wunde,
 Eh Slavenketten noch den Leib umfassen,
 Und marternd ihn des Henkers Hand ergreift.
 Auch seine Treuen fallen. Schwarzroth schäumt
 Ein Strom vom Blut Erschlagner durch das Feld.

Ammanaona hört's, die Königin,
 Besechos werth im Schimmer ihrer Schönheit.
 Sie eilt, das junge Leben nicht zu retten,
 Nur um des Henkers rauher Hand, der Wuth,
 Der wilden Lust der Feinde zu entfliehn.
 Zum Schatten hin des dunkeln Palmenhains,
 Wo sie, die Königin, mit ihren Frauen,
 Im leichten Spiel der Jugend oft sich freute,
 Da flieht sie hin, und schweifet durch's Gebüsch,
 Und fleht die Wipfel — sich herab zu neigen,
 Und ihren Leib mit dunkeln Laub zu decken,
 Bis ihre Seele, durch Verzweiflung stark,
 Des Leibes Bande bricht, und frey hinab
 Sich in des Todes ew'ge Schatten senkt.
 Doch ach! sie lebt, und fleht um Schutz vergebens —
 Sie stürmen nach, die Grimmigen — so stürmt

Vom hohen Himmel auf ein Lamm der Condor;
 Die spitzen Klauen gräbt er in das weiße Bließ
 Dem frischen Schnee an Farb' und Glanze gleich,
 Und reißt es furchtbar schreyend in die Lüfte —
 So stürmen wild die Spanier her — sie greifen
 Das zitternde Weib — sie schlingen die knotigen Arme
 Um ihren zarten Leib — mit frecher Hand
 Berühren sie die unentweiheten Glieder —
 Ihr angstvoll Flehen rührt sie nicht — ausschreyend
 Vor wilder Freude reißen sie sie fort,
 Und knüpfen jauchzend sie an einen Baum.
 Zahllose Seelen senden sie ihr nach
 Des Volks, das wehrlos fliehend sie ergriffen;
 Nicht Stand, nicht Alter, nicht der Schönheit Reiz,
 Nicht zarte Kindesunschuld rührt ihr Herz;
 Sie tödten um zu tödten, nur die Hand
 Ermattet endlich, nicht der Sinn, nach Blute lech-
 zend.“

„Nun auf Caragua rückt die Mörderrotte,
 Den Sitz des Königs Caonabo. — —
 Ihm bangt — er schaut die furchtbare Gewalt
 Der Männer, die mit rauhem Erz umhüllt
 Auf schnaubenden Ungeheuern nahn, um Tod
 Aus offenen Schlünden donnernd auszuströmen.

Er denkt des Bunds mit Colon einst geschlossen;
 Wieviel den Weissen Gutes er gethan;
 Wenn einer im Walde sich verirrt
 Der weissen Männer, wie er ihn gestärkt
 Mit Speis und Trank, und sicher rückgeleitet,
 Ob mächtig auch des Fremdlings ehrne Waffe
 Sein Herz erweckt, zu tödten den Verlassnen —
 Er hofft, die Schätze nicht, der Ahnherrn Erbe,
 Die Krone nicht, die seinen Scheitel ziert,
 Sein Leben nur, der Seinen theures Leben,
 Der süßen Freiheit Göttergabe nur
 Im Staube vom Tyrannen zu erstehn.
 So waffenlos, den Zweig des Friedens haltend,
 Den Wilden heilig, weil den Uebermuth
 Des Siegers einst die Götter zürnend strafen,
 Begegnet er dem Heer. Sie achten's nicht
 Das demuthsvolle Neigen seines Hauptes,
 Die furchtsamlehende Geberde nicht,
 Die Friedenspalme nicht in seiner Hand.
 Sie greifen ihn, sie schlagen ihn in Fesseln,
 Und fodern wild sein Gold. Er gibt es hin,
 Was seiner Ahnen königlich Geschlecht
 Für unbekante Enkel zärtlich sorgend
 In wohlverwahrten Kammern einst gesammelt,
 Was ihm sein Volk mit kindlich-frommen Sinn

Als werthe Gabe freundlich dargebracht,
 Was ihn der Götter Gunst erwerben ließ,
 Er gibt es willig Räuberhänden Preis.
 Es sättigt nicht der Spanier Geiz. Sie drohn,
 Sie martern ihn, der nichts mehr geben kann —
 Vor seinen Augen morden sie zu hundert
 Die Besten seines Volks, die treusten Diener,
 Bey schwachem Feuer dörrend ihren Leib —
 Verstümmelnd tödten sie des Königs Frauen, —
 Der Söhne Kraft, der Töchter Anmuth reißen
 Zum Scheiterhaufen sie, vor seinen Augen
 Die Armen langsamquälend hinzuopfern.
 Er hört, der hartgefesselte, den Schrey
 Des Schmerzens, thränenlos — der Strom versiegt
 Der wunden Augen, und kein Seufzer hebt
 Die Brust, im langen Kampf der Angst ermattend.
 Er wünscht den Tod, den tausendfachempfundenen,
 Und flehet ihn von ihrer Hand. Sie sparen
 Zu neuen Martern seine Seele auf.“

„Es naht die fünfte Nacht, erhellte von Flammen,
 Die ringsumher die Wohnungen verzehren.
 Ermattet von des Mordes harter Arbeit,
 Von Trunkenheit in Schlaf gewiegt, vielleicht
 Von Macht des Himmels eingesenkt in Taumel,

Sieht Caonabo seine Wächter liegen.
 In seinem Busen lockt nicht Lust des Lebens,
 Nicht Durst nach Freiheit mehr den müden Geist,
 Nur neuen Martern wünscht er zu entfliehn.
 Mit spitzem Steine löst er seine Bande,
 Befreyt der Brüder zwey; auf sicherem Pfad
 Creilen sie das waldige Gebirg,
 Wo sie auf kühner Jagd sich oft ergözt.
 In diese Höhle flohn sie, unzugänglich
 Dem Fremden, tief in schroffer Felsen Brust,
 Geschieden durch des Stromes Wuth vom Thal,
 Der wildausschäumend seine Wogen wälzt.
 Des Waldes Früchte nährten sie. So schwand
 Den Einsamen Jahr auf Jahr in öder Stille —
 Oft dachten sie der alten Zeit, und weinten
 Um die Geliebten — nie doch kehrten sie
 Zur lieben Heimath wieder — denn sie scheuten
 Die grausamunerbittlichen Tyrannen.“

„Ein Bruder starb. Sie nahmen seinen Leichnam
 Und gruben ihn an dieser Stätte ein,
 Wo rundumher Paraguas fette Auen
 Und blühende Citronenwälder schimmern,
 Und mit dem ersten Strahl die Sonne täglich
 Den blauen Stein des Grabes freundlich küßt.

Der andre folgte bald. Der König trug,
 Der Allverlafne, ihn auf feiner Schulter
 Hin zu der Höhle hochgewölbten Oeffnung,
 Und höhlt' ein neues Grab bey'm ersten aus,
 Und legt' an Bruders Seite hin den Todten,
 Mit stillen Thränen Abschied von ihm nehmend.
 Mit einem blauen Stein, dem ersten gleich,
 Bezeichnet er die theure Ruhestatt.

Und wenn der Morgen nun der Felsen Zinnen,
 Der grauen Cedern Gipfel übergülDET,
 Und wenn von langem Tageslauf ermattet
 Die Sonne sank in's ferne blaue Meer,
 Da stand er einsam hier, und hauchte Seufzer
 Den Lieben zu, die ihn allein gelassen.

Die Götter fleht' er an, daß sie ihm bald
 Das schwere Leben mild erbarmend lösen,
 Und legte reife, süße Früchte hin
 Den Geistern seiner frühentwichnen Brüder.
 Dann blickt' er traurig über'n Strom ins Land,
 Das weit hin sich in grünen Auen streckt,
 Das ihn gebahr, und wo als Herrscher einst
 Er über seine Tausende gebot,
 Und ruft' ihm laut die letzten Grüße zu.
 Doch hörten nicht die Götter seine Bitte,
 Zu lösen ihm das nicht mehr theure Leben."

„Einst als er stand bey'm Mal der blauen Steine,
 Und seine Brüder lautauffammernd klagte,
 Und starr ins ferne, theure Land der Väter
 Mit trostlosnassen Blicken übersah,
 Da trifft ein Sterbeton sein horchend Ohr.
 Und einen Mann gewahrt er über'm Strom
 Im Grase blutend, jener Weißen einen,
 Die Weib, und Kind, und Herrschaft ihm geraubt.
 In weiter Ferne schallt des Hiefhorns Ruf,
 Der Hunde wie der Jäger dumpfer Lärm.
 Auf seinen Jagdspieß lehnt, nur halb noch lebend,
 Der Spanier sich, und durch die Ebne braust
 Im Busch verschwindend eines Keulers Macht.
 Verwundet von des weißen Jünglings Hand,
 Hatt' ihm das Ungethüm mit mächtigem Zahn
 Die zarte Hüfte aufgeschlizt; da lag
 Er stöhnend nun in seinem Blut, und rief
 Mit mattem Ton vergebens die Gefährten.“

„Und bange Furcht beklemmt des Königs Herz,
 Der Feinde Nähe treibt sein Haar empor,
 Der unersättlichen in Raub und Mord.
 Dem Lama gleich, wenn hart bey ihm vorbeý
 Des Jägers Pfeil durch Blätter zischend fährt,
 Entflieht er rasch. Doch steht er horchend bald,

Und leiser trifft der ferne Klage-ton
 Sein lauschend Ohr. Es zieht ihn mit Gewalt
 Zur Deffnung hin, das Auge kann er nicht
 Abwenden von dem hülflos sterbenden,
 Das Ohr nicht schließen seinem Schmerzensruf.
 Wohl ist es hart, so denkt er, einsam leben,
 Und nimmer lieber Freunde Gruß empfangen,
 Doch härter noch, verlassen seyn im Sterben.
 Der Leu, der Wälder morderfrenter Herr,
 Des Tigers Wuth, der stets nach Blute lechzt,
 Sie kennen doch des Dankes zarten Trieb,
 Und schonen den, der ihre Wunden pflegt.
 Er denkt's, und wagt's, und klimmt am Felsen nie-
 der —

Der Strom hält ihn nicht auf, der brandende;
 In seine Fluthen eilt er sich zu stürzen,
 In seiner Hand des Friedens heiligen Zweig,
 Daß er den weißen Mann vom Tode rette.
 Verwundert schaut ihn der, und hebt den Spieß
 Mit schwacher Hand, ihn feindlich zu durchbohren.
 Doch Caonabo schwingt den grünen Zweig,
 In frommen Eifer winkt er mit den Händen,
 In sanften Tönen ruft er liebe Worte
 Des Trosts, der Hülfe dem Verlassnen zu.
 Von nahen Kräutern pflückt mit rascher Hand

Er eine Handvoll edler Balsamkräuden,
 Der Wunde Gluth, des Blutes Strom zu stillen,
 Reißt von des Ritters Mantel einen Felsen,
 Legt alles sorgsam auf die offne Wunde,
 Dann nimmt den Schwachen er auf starke Schulter,
 Bedächtig sanft, durchschwimmt des Stromes Bette,
 Und seitwärts auf geheimen Pfade trägt
 Er über das Gebirg ihn hin zur Höhle.“

„Zwey Monden pflegt er da des Spaniers.
 Zu tief war keine Schlucht, zu hoch kein Fels,
 Wo er mit scharfem Aug' ein heilend Kraut
 Gewahrt, da drang er kühnen Muthes hin.
 Des Pisangs Trauben, des Melonenbaums
 Und des Bogatos labende Frucht, Citronen,
 Goldfarbene Orangen sammelte
 Der König zur Erquickung seinem Gast.
 Zum dichten Schatten blühnder Tamarinden,
 Ins heilige Dunkel breitgewölbter Palmen
 Trug er den Kranken, daß in luft'ger Freyheit
 Ihm wiederkehre süße Lebenslust,
 Und nicht der Sonne Brand sein Haupt verwunde.
 Zum Brüdermahle trat er oft mit Freuden,
 Den blauen Steinen, über's Grab gewälzt,
 Und wenn des Morgens Strahlen zückend auf

Der Felsenhöhle breite Oeffnung trafen,
 Da segnet' er des Himmels heiliges Licht,
 Das ihm den Freund zu finden mild verlieh.
 Auf seine Töne lauscht er, gleich dem Kind,
 Das an der Mutter Lippen lernend hängt,
 Und nannte dies und das, und freute sich
 Der neuen Worte, um mit ihm zu plaudern,
 Und freundlich kosend ihm die Zeit zu kürzen.
 Was ihm geschähn, warum er her geflohn,
 Sein königlich Geschlecht, und seinen Namen,
 Er mochte nichts dem Manne mehr verhehlen,
 Durch seine Hand dem finstern Tod entrückt."

„Der Mann genas. In neuer Jugendkraft,
 Nicht mehr gestützt auf Caonabo's Schulter,
 Durchwandelt er der Felsen dunkle Thäler.
 Oft geht er mit dem König, oft allein.
 Sein ringsum spähend Auge, trüben Ernst
 Auf stolzer Stirn, unmuthig finstres Schweigen
 Belauscht der König still, und deutet sich's,
 Der Jüngling sehne sich nach seinem Volk.
 Und zu des Pfades Eingang führt er ihn,
 Dem undurchdringlichen, dem allverborgnen.
 „Du bist geheilt, auf diesem Pfade kömmt
 „Du in das Land, mein väterliches Erbe,

„Durch Deiner Brüder Frevel mir geraubt.

„Zieh hin, und sey barmherzig, wie ichs war. —“

Es blüht des Jünglings Auge, glüht die Wange,

Die schnelle Freude kann er kaum bemeistern.

Soll ich Dich lassen — schmeichelt er dem König —

Der mir das junge Leben hat gefristet?

„Ich thats für Dich. Nicht an mein greises Haupt

„Will ich die Hoffnung Deiner Jugend binden,

„Den üppig auferzognen nicht in Wäldern,

„In rauher Felsen hohler Brust begraben. —“

Der Pfad ist einsam — auf der leichten Spur

Verirr' ich mich im täuschenden Gebüsch,

Und muß in öder Wildniß dann vergehn!

„Ich führe Dich, wie ich Dich hergebracht. —“

Verzeih', mein Vater, durch den wilden Strom

Zu schwimmen wegert sich das Herz im Busen.

Nicht weiß ich, wo in grauenvoller Tiefe

Um spitze Klippen er sich wüthend krümmt,

Und seinem Sturme zu begegnen fehlt

Der kranken Brust, den matten Armen Kraft!

„Ich scheut' ihn nicht, Dein Leben zu erretten,

„Ich scheu' ihn nicht, um Freyheit Dir zu geben. —“

Es werden Flüchtlinge von Deinem Volk

Nich einsamwandelnden wohl überfallen,

Und ihrer Rache fließt mein schuldlos Blut.

„Nicht tödten hat Haytis Volk gelernt,
 „Und Göttern gleich verehren sie die Weisen.
 „Wenn sie Dir nahn, sprich meinen Namen aus,
 „Und jede Hand wird sich zum Wohlthun öffnen! —“
 Du bist verbannt aus Deinem Vaterland
 Und lebest einsam hier in traur'ger Dede,
 Und Aug' und Herz zieht bange Sehnsucht hin
 Zum Land, des reiche Fluren Dich erzogen.
 Komm Du mit mir! Ich bin der Höchsten Einer
 Des Volks, das Dich verdrängt. Mein mächtig Wort,
 Es wird den Retter meines Lebens schützen!
 Nicht einsam soll Dein graues Haupt sich neigen,
 Wo sich kein Freund zum Sterbelager naht;
 Von mir gepflegt mit kindlich frommen Sinn,
 Sollst Du, des Lebens satt, in Frieden ziehn,
 Und ruhen im Vaterland bey werthen Ahnen!“

„Der König hörts, und seinen Busen hebt
 Der holden Heimath sehnende Begier.
 Das reiche Land, wo unter Glanz und Freude
 Die stillbeglückte Jugend ihm entflohn,
 Wo aus den Händen üppiger Natur
 Er ohne Mühe Sättigung empfing
 Für jeden Wunsch der kindlichreinen Seele,
 Wo seine Väter ruhn, die Gottgeehrten,

Wo sich ein treues Volk in froher Liebe
 Um ihn, den milden Herrscher, einst gesammelt,
 Es breitet sich im zauberischen Licht,
 Mit seiner Hügel, seiner Auen Anmuth,
 Im Schmucke seiner Wälder vor ihm aus,
 Und winkt den Abgeschiedenen zurück.
 Es faßt ihn Grauen seiner Einsamkeit,
 Wenn seines greisen Alters letzte Kraft
 Des Hungers Qual zu wehren nicht vermöchte,
 Den Sterbenden kein menschlich Ohr vernähme.
 Er faßt des Spaniers Hand, vor Freude weinend,
 Und drückt entzückt ihn an die nackte Brust.
 Dann kehrt er schnellen Schritts zurück zur Höhle,
 Der Brüder Grab noch einmal still zu segnen.“

„Und als er bey den blauen Steinen steht,
 Wo ihm die letzten seiner Lieben schlummern,
 Und still Gebet die Lippen sanft bewegt,
 Da wird das Herz ihm schwer, und innen zieht's
 Mit stiller Macht zur schwarzen Gruft ihn nieder.
 Es dünken ihm die Brüder aufzusteigen
 Und bleich und stumm ihn vor Gefahr zu warnen.
 Doch in der Ferne ragt am Horizont
 Der lieben Heimath dunkelblaue Waldung,
 Und winkt den Greis in ihren dunkeln Schoos.

Die blauen Steine küßt er einmal noch,
 Zu seinen Göttern hebt er fromme Hände,
 Daß sie die theure Ruhestatt beschirmen,
 Und kehrt zurück, den Weißen zu geleiten.
 Er leitet ihn den heimlichichern Pfad
 Bald rechts, bald links, durch wehrendes Gebüsch,
 Durch rankender Lianen dicht Geflecht.
 Und als sie nun zum Strome sind gelangt,
 Faßt er den Weißen frisch in starke Arme,
 Und trägt den Zagenden mit sicherer Kraft
 Durch seine Strudel jenseit an das Ufer.“

„Der Fremdling schreit vor Freuden auf, und wirft
 Sich hin, und küßt entzückt den grünen Boden.
 Doch bange Furcht bewegt des Königs Herz,
 Daß er der hohlen Felsen Schutz verlassen.
 Der Grimmigwüthenden er zweifelnd denkt,
 Die seiner Frauen nicht in zarter Jugend,
 Schuldloser Kindlein nicht sich einst erbarmten,
 Und grausamspottend ihre Martern sahn.
 Im ehrnen Kleid die eisenharten Herzen
 Ach wird des Flüchtlings lange Noth sie rühren?
 „Laß mich zurück — so steht er kniegebeugt —
 „Daß sie mich Dir zum Troste nicht ergreifen
 „Und schmähslich unter Henkershand ich sterbe! —“

So wahr Gott lebt! — so schwört der Jüngling ihm,
 Und hebt die Hand bethenernd auf gen Himmel —
 Und mich sein eingeborner Sohn am Kreuz
 Durch eigne Martern hat vom Tod erlöst,
 Und seine Mutter mir, die Königin
 Des Himmels, die Erhabne, Gottgeliebte,
 Durch Deine Hand erhielt das junge Leben,
 Ich schütze Dich, so lang' ich selber athme! —
 Der König glaubt's und geht. Ihm hatte oft
 Der Spanier seinen Gott genannt, und viel
 Des hohen Sohnes Lieb' und Macht gerühmt,
 Der Mutter Ehre, welche Gott empfing
 Im jungfräulichen Schoos, die unbesleckte,
 Und ihn der Welt zum Heiland hat geboren.
 Dem Unbekannten beugt' er seine Kniee
 In frommer Andacht, wem der Fremdling that,
 Und sprach in heil'ger Einfalt ihm die Worte
 Des Vaterunsers stillanbetend nach.
 Drum glaubt' er froh dem heilighohen Schwur,
 Und folgte furchtlos ihm ins eigne Land."

„So naht ein Mann, der harten Schiffbruch litt,
 Im Angesicht der langersehnten Heimath,
 Auf leichtem Bret der Küste seines Landes.
 Verschlungen hat das räuberische Meer

Was jahrelanger Fleiß gesammelt. Nackt
 Und ärmer, als der Bettler noch, der langsam
 An knot'gem Stab von Hütte zu Hütte schleicht,
 Und karge Labung sucht bey milden Herzen,
 Wirft ihn die schäumende Fluth mitleidig hin.
 Doch neue Kraft durchdringt den starren Leib
 Wie ihn die Erde mütterlich berührt;
 Nicht denkt er mehr des Sturms, den er bestanden,
 Der reichen Schätze nicht, die er verlor,
 Der banger Fahrt auf wildempörtem Rücken
 Des menschenhassenden Meeres nicht, und weint,
 Und jauchzt, und tanzt vor nieempfundner Lust,
 Daß er auf väterlichem Boden lebend steht.
 Und wie er weiter geht, wo überall,
 Gleich alten Freunden, Thal und Hügel grüßen,
 Begegnen ihm, die seine Seele liebt.
 Oft hatte wohl die Mutter mit den Kleinen
 Hinaus geschaut in endlos blaue Weite,
 Dicht stehend an des schroffen Ufers Brandung;
 Und jede Woge, die am Felsen brach,
 Um Zeitung von dem fernen Freund gefragt!
 Viel Schätze, hofften sie, bring' er zurück
 Aus niegeseh'ner Länder reichem Schoos,
 Und froher Zukunft namenloses Glück
 Hing ihre Hoffnung an sein eilend Schiff.

Da tritt vom Schlamm des Meeres überzogen,
 Entstellt, und nackend er zu ihnen hin.
 Nur Augenblicke läßt die Liebe zweifeln
 Er sey's — und alle Arme breiten entzückt
 Sich gegen ihn aus, und alle Herzen schlagen
 An seiner Brust, und über die Erde hoch
 Erhebt sich jauchzende Lust, und im Triumph,
 Als einen Gott mit Ueberfluß beladen,
 Führt ihn der tanzende Schwarm zur armen Hütte,
 Und jeder eilt, das Beste darzubringen,
 Nicht achtend mehr der schnellverschwundenen Hoffnung,
 Sich freuend nur im Leben des Geliebten!“

„So schreitet an des Spaniers Hand der König
 Mit innrer Lust ins mütterliche Land;
 Und als er kömmt in jene stillen Thäler,
 Wo hin und wieder noch der alte Stamm
 Des guten Volks in harter Knechtschaft wohnt,
 Da sammeln sich um den geliebten Fürsten
 Der übrigen Getreuen frohe Schaar.
 Der sieben Jahr von ihnen war verschwunden, —
 Der gramerfüllten Herzen stiller Trost,
 Wenn unbelauscht vom harten Peiniger
 Der stumme Schmerz der Lippen Schranke brach,
 Und alter Zeiten Glück wehmüthig pries;

Wo väterlich der König Caonabo
 Beherrscht ein kindlichtreu gehorsam Volk —
 Ein Gott vom Himmel scheint er gesandt.
 Auf seine Hände drücken sie die Lippen,
 Die thränenvollen Augen, zu seinen Füßen
 Stürzen sie sich, um segnend sie zu küssen,
 Auf ihren Armen heben sie ihn empor,
 Herbey wankt jeder zitternde Greis, herbey
 Fliegt jede glückliche Mutter, das zarte Kind
 An klopfender Brust, daß sein Gebet es segne,
 Und lauter Jubel dringt in Höh' und Ferne.“

„Der Weißen Führer hört's, und schleunig sendet
 Er seine Starcken aus, um ihn zu fahn.
 Das treue Volk entflieht, von Furcht ergriffen
 Der harten, qualbegierigen Tyrannen.
 Sie greifen ihn. Den Jüngling ruft er an,
 Den er vom finstern Tode hat erlöst,
 Daß er des Schwur's und seiner Wohlthat denke,
 Und vor der Feinde Wuth ihn jetzt bewahre.
 Die leichten Worte werden nicht gehört.
 Gefesselt führen sie ihn fort. Er seufzt
 Im Kerker nach der einsamwilden Wohnung,
 Er sehnt die rauhe Freyheit sich zurück,
 Wo Ungeheuer nur ihn scheu umgaben,

Nicht Menschen dürsteten nach seinem Leben.
 Nach seinem Freunde forscht er — nur zurück,
 Wo seine Brüder schlafen, will er kehren,
 Und ungemartert dort sein Leben enden.
 Er sieht ihn nicht. Nach dreißig langen Tagen
 Wird er vor Bombadilla's Stuhl geführt.
 An dessen Seite sitzen seine Führer —
 Mit grausem Ernst, mit stillverhaltner Wuth —
 Und unter ihnen schein, gesenkten Blicks,
 Der Mann, der ihm das Leben zugeschworen.
 Und wie der Sonne mildes Licht den Gram
 Zerstreut aus nächtlich sorg'umstrickter Seele,
 So leuchtet Hoffnung in des Königs Herz,
 Als er den Mann am Richterstuhle schaut."

„Und Bombadilla nimmt das Wort, und spricht.“
 „Empörung auszusä'n kamst Du hieher,
 Das Volk, das friedlich seinen Nacken beugt,
 Uns aufzureizen zum geheimen Mord.
 Drum sollst Du sterben unter Henkershand!
 Doch, weil Du alt bist, sollst Du mit dem Schwert
 Enthauptet werden, ohne weitere Qual. —“
 Er spricht's, und Caonabo's Augen brechen,
 Weil er das strenge Urtheil hat vernommen,
 Und stummer Schmerz verschließet seinen Mund.

Doch als die Wächter ihn mit grober Faust
 Ergriffen, daß sie ihn zum Tode führten,
 Da kehrt' ihm Kraft und Sprache schnell zurück.
 „D sprich, — so rief er angstvoll seinem Freunde —
 Sprich Du — jetzt ist es Zeit, für mich zu sprechen.
 Bey jenem Tage, wo ich Dich errettet,
 Der blutend, Todes sichere Beute, lag,
 Und durch des Stromes finstre Strudel trug —
 Bey jeder süßen Frucht, die meine Hand
 Für Dich gebrochen, jedem Balsamtropfen,
 Womit ich Deine Wunden kühlend schloß —
 Bey jenem Wort, wodurch Du mich gereizt,
 Daß ferner Heimath Sehnsucht meine Brust
 Mit mächt'gem Wunsch der frohen Rückkehr schwellte —
 Bey jenem Schwur im Namen Deines Gottes,
 Den ich durch Dich erkannt, verehrt, geliebt,
 Und seines Sohns, des schmerzbeladnen Retters,
 Desß Liebe oft mir Thränen still entlockt,
 Und seiner Mutter, der unbefleckten Jungfrau,
 Vor der die Himmel sich anbetend beugen —
 Beschwör ich Dich — — jetzt zeuge diesem Mann,
 Ob gern, ob ungern ich Dich hergeleitet,
 Ob mein Volk zu empören ich gekommen! — —“
 „Nicht rufe mich an — spricht der treuversetzte —
 Des Menschen Herz ist ein verschloßnes Buch;

Nach Deinen Worten warst Du ohne List,
 Doch kann ich wissen, was im Busen Dir
 Verborgnen lag, als Du mich hergeleitet?
 Es hat Dein Volk in thörichtwildem Taumel
 Ob Deiner Rückkehr rasend sich empört —
 Des Landes Heil, und meines Königs Wille,
 Des Eigenthum ich bin mit Gut und Leben,
 Verlangen Deinen Tod. Was ich vermöchte
 Zu Deinem Schutz, versprach ich zu gewähren —
 Was ich vermöchte, hab' ich auch gethan,
 Von Deinem grauen Haupt der Martern Last
 Mitleidig wehrend. Darum schilt mich nicht —
 Für Deine Wohlthat hab' ich Dich zum Glauben,
 Dem alleinseligmachenden, geführt —
 Des Leibes Leben gab mir Deine Güte,
 Dir meine Dankbarkeit der Seele Heil.
 So zage nicht, und geh' mit Heldenmuth
 Dem leichten Tod entgegen, welchen Dir
 Die greisen Haare nahe doch verkünden,
 Und der den langen Gram in Freude kehrt. —“
 Nicht für sein Leben mehr der König fleht,
 Als er des Freundes Tücke hat vernommen.
 „D war' ich hart, wie du — so ruft er aus —
 Und höbe mir kein menschlich Herz die Brust,
 Da hätte sich der Adler gierig Heer

An Deiner Leiche längst mit Lust gesättigt,
 Und unbegraben läge Dein Gebein,
 Ich aber wohnte sicher auf den Felsen!
 So möge Dir Barmherzigkeit einst werden,
 Wie Du Barmherzigkeit an mir gethan! —“
 Er spricht's, und wendet sich. Die Richter winken
 Den Wächtern, sie ergreifen ihn, und führen
 Ihn hin zum Richtplatz. Da noch einmal hebt
 Der Gramgebeugte auf das graue Haupt,
 Die wundgeriebnen Hände hebt er auf
 Zum Himmel betend — doch der Henker schwingt
 Das mordversuchte Schwert, das edle Haupt
 Rollt blutigströmend zu der Schauer Füßen.

Djade hört's, und heimliches Entsetzen
 Ergreift ihn schüttelnd! „Schwarze Brut der Hölle! —
 So ruft er aus, und mißt mit starrem Blick
 Des Wilden adliche Gestalt. Und konnte
 Das schwerbedrückte Volk die Unthat dulden?
 Und öffnete die Erde ihren Schoos
 Nicht flammenspeyend, ihn hinwegzuraffen,
 Daß er des Himmels Antlitz nicht mehr sähe?
 Und wälzte nicht das zorngehobne Meer
 Die grünen Fluthen donnernd auf ihn zu,
 In schwarze Tiefe strafend ihn zu stürzen? —“
 Das Volk beweinte still den werthen Herrn,

Und brach die Kette der Tyrannen nicht.

Tief in Gebirges erzgefülltem Bauch

Berseufzten sie ihr martervolles Seyn

In unerträglich hartem Sklavenwerk.

Hayti's Kinder ruhn in seinem Schoos,

Sein Volk ist weggetilgt bis auf den Namen;

Der Undankbare half es unterdrücken,

Und seine Kinder erbt'n seinen Raub.

„O nenne mir das schändliche Geschlecht,

Auf dem der Fluch des tück'schen Ahnherrn ruht! —“

Er hieß D j a d e! — Du bist seines Stamms! —

Ich bin der Geist des Königs Caonabo!

Dem Spanier greift der Tod nach starrem Herzen,

Und Schauer wandeln schüttelnd durch sein Mark.

Er neigt die hohe Stirn in Staub, und wagt

Die Augen nicht zum Licht emporzuheben.

„Steh auf, Unschuldiger — so tönt ihm sanft

Des Geistes Stimme — denn sie ist gebüßt

Die Schuld des Ahnherrn, Deines Volkes Schuld.

Nicht hoffe von der Väter blut'gem Raub

Der Enkel feig' im Ueberfluß zu schwelgen!

Die Palme, die des Helden Rechte schmückt,

Der eisern schwang die Geißel des Geschicks,

Und über Blut und Trümmer einer Welt

Den Wagen lenkt' in grausamwildem Muth,

Sie trägt des Unrechts bittre Todesfrucht
 Dem späten Sohn dereinst mit Wucher zu.
 Denn es ist ein Gott, der sein Verhängniß sendet,
 Die tönende Richterwag' in starker Hand,
 Das unabwendbare geflammte Schwert!
 Jahrtausende sind vor ihm gleich Einem Tage,
 Und spät, doch sicher stürmt auf dunkeln Fittig
 Die Strafe um, was Frevel einst gebaut,
 Und Eulen thronen, wo Gewalt einst herrschte!
 Wie einst die Taube vor dem Geyer floh,
 Die sanfte Tochter von Haytis Wäldern,
 Und blutend in den mordgerechten Fängen
 Ihr Leben aufgab ohne Gegenwehr,
 So flieht des Geyers schreckgejagte Brut
 Vor wilden Adlern, die sie selbst erzogen,
 Und mag das eigne Leben nicht beschützen.
 Domingo trifft, was einst Hayti traf —
 Die Flamme kehrt zurück, das blut'ge Schwert,
 Die Qual, die unerträgliche, sie kehren
 Verzehrend, tödtend, schmerzzerregend wieder,
 Zum Volke, das sie gegen uns gesandt.
 Was Räuber nahmen, nehmen Räuber wieder,
 Wo Mörder haust'en, hausen neue Mörder."

„Deß Ahnherrn ich vom Tode mild errettet,
 Nicht kam ich, Dich, den Enkel, zu verderben.
 Im Himmel stand ich an des Heilands Thron,

Der sichtbar uns den Unsichtbaren zeigt,
 Vor dessen ew'ger Majestät die Sel'gen
 Und Engel sich im Staub' anbetend beugen.
 Zu dessen Rechte saß die reine Mutter,
 Die Strahlende, der Menschen milde Freundin.

Es drang zu ihr das Rufen Deiner Angst —
 Zum Sohne wandte sie das hehre Haupt,
 Und leis' und sanft wie Abendthau ergoß
 In solcher Rede sich ihr liebend Herz:

„Mich ruft ein Mann, der kindlich mich geehrt,
 Daß ich von Mördern seine Seele rette.

Manch schönes Kleinod hat er mir geschenkt,
 Und meinen Namen gläubig angerufen
 Nach seiner Kirche heiligem Gebrauch.

Mein Herz verlangt dem Treuen beizustehn,
 Drum sende mir der schnellen Diener einen,
 Vom blut'gen Tode diesen zu erretten. —“

Und ihr erwiederte der hohe Sohn:

„Nach Deiner Güte thue, wie Du willst,
 Denn meines Namens werth ist dieser Mann,
 Die Brüder, ihm zum Sklaventhum verkauft,
 Er hat sie mild und menschlich stets regiert.

Nach seiner Liebe laß ihn Liebe finden! —“

Die Mutter neigt ihr Haupt, das strahlenvolle,
 Anmuthig lächelnd; durch der Selgen Kreis
 Irret suchend ihrer Augen milder Glanz.

Da naht' ich mich dem goldnen Thron, und beugte
Das Knie anbetend vor der Königin,
Und sprach: „Mich send' — ich will ihm Hülfe brin-
gen! —“

Und wie sie mir den Scepter freundlich neigte,
Schoß ich auf Blüheschwüngen durch den Aether
Ins Land der Väter, Hülfe Dir zu bringen,
Dem Enkel dessen, der mein Henker war.

Du bist gerettet; thue gleiches! — —“

Der Geist zerfließt in hellauflammend Licht,
Der Höhle dunkelgrau Gewölbe schwindet.

Des Traums geheime Bande lösen sich,
Die Augenlieder läßt der schwere Schlaf,
Und plötzlichwach schaut sich Djade um.

Schon dämmert dunkelroth der Morgen auf
Und glänzend wogt das Meer am nahen Ufer.

Nur eines Büchschusses weit gewahrt
Er eines Schiffs, das schnell vorübereilt.

Sie hören seinen Ruf — sie nahen schon —
Sie nehmen ihn, den Glücklichen, ins Boot,
Und führen ihn hinweg ins sichere Schiff.

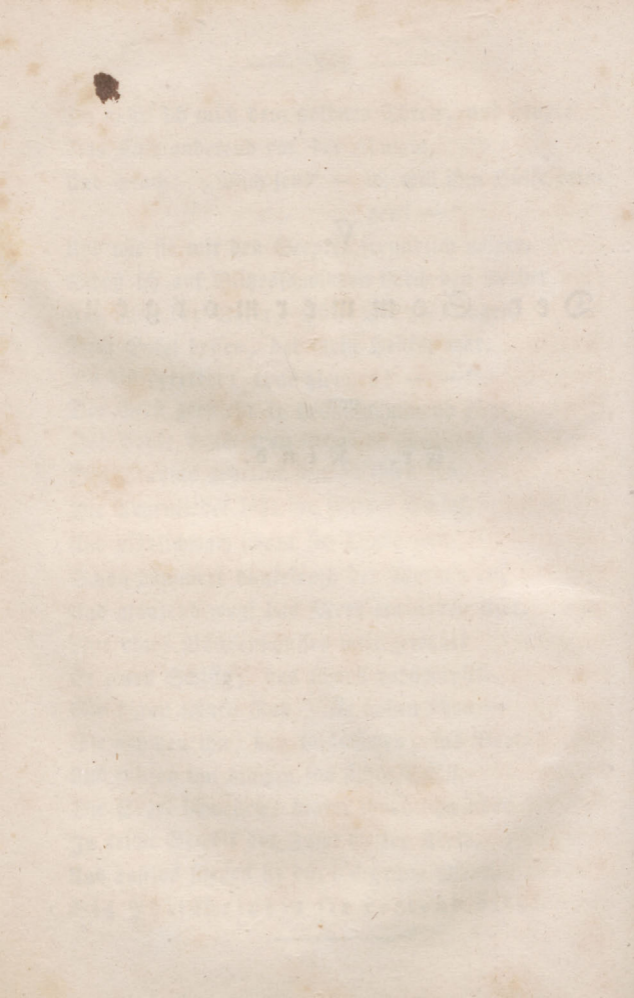
Die Segel schwellen, hinter ihnen schwindet
In leicht Gewölk der Insel weiter Kreis,
Und rastlos fliegen sie durch's grüne Meer,
Bis Philadelphia sie rettend birgt.

V.

Der Sommermorgen

von

Fr. Kind.



Bei der Lätitia, einer Gesellschaft lebenslustiger Menschen, welche mich mit dem Diplom eines Ehrenmitglieds beschenkt hat, wird jeder Jahreszeit ein eignes Fest gefeyert. Abwechselnd und nach gemeinsamer Wahl führt bald ein Mann, bald eine Frau, dabey die Regierung, welchen Vorstehern und Vorsteherinnen denn auch, je nachdem sie ihr Amt besser oder schlechter verwaltet haben, in Gemäßheit der Stiftung, Beyfall oder Uebergehung mit Stillschweigen zu Theil werden soll. Der letzte Fall ist jedoch seit Menschengedenken nicht eingetreten. Uebrigens hat der frohe Kreis längst eingesehen, daß im Voraus berechnete und gleichsam zugemessene Lustbarkeiten selten lustig sind. Weitläufige Zurüstungen werden daher niemals getroffen. Man begnügt sich daran, den Mitgliedern Ort, Tag und Stunde der Zusammenkunft bekannt zu machen. Jedem steht es nun frey, von der Partie zu seyn, oder wegzubleiben. Das Beste wird dem Zufall überlassen, der

auch bis jetzt dieß Zutrauen immer zu vergelten gewußt hat.

Am dießjährigen Sommerfeste war Madame S. die Königin unsers blumensuchenden Bienenschwarms. Da sie diese Blätter lesen wird, so begnüge ich mich, hier zu erwähnen, daß ihr die Gesellschaft, in welcher jedes Mitglied so gut seinen Zunamen erhält, als in der weiland fruchtbringenden, von ihrer berühmten Kunstgenossin den Namen Angelica lieh.

Ich weiß nicht, wer zuerst behauptete, die Einwohner der Stadt D. könnten die Schönheit ihrer Gegend mit Gründen beweisen; aber gewiß hat dieser Beurtheiler auch den Grund bey B. gekannt, der idyllische Lieblichkeit und romantische Wildheit in sich vereint. Den höchsten, und wahrscheinlich schönsten Punct desselben, von welchem das Auge, über die Häupter hochragender Tannen hinweg, auf eine Reihe über einander sanft ansteigender, mit goldnen Garben und saftigem Grün bekleideter Hügel fällt, und sich von da aus in eine unendliche, in blaue Nebel gehüllte Ferne verliert, hatte Angelica zum Platz der Tafelrunde bestimmt; eine im Rücken der reizenden Aussicht an jähem Felsen klappernde Mühle war einige Tage zuvor zur Garküche, insoweit es deren bedurfte, in Beschlag genommen worden.

Ich und Alles, was näher mir angehört, hielt sich zu den Fußgängern. Mehrere von diesen, besonders die Jüngern, waren schon vorausgeeilt; so oft der frohe Wallerzug neuen Zuwachs erhielt, wurden die Ankömmlinge noch aus der Ferne mit freudigem Zurufe begrüßt.

Schon während des Marsches hatte sich allmählig, ohne Absicht und Willen, das Gleiche zu Gleichem gesellt. Die Knaben schwärmten, gleich schnurrenden Kaykäfern, auf den Flanken; bald war links ein Ball ins Wasser gefallen, bald wurden Weidenruthen zu Reitgeräten gebraucht, bald sprang ein Eichhörchen von Zweig zu Zweige, das man vergeblich mit Steinwürfen einlad, sich gefälligst herunter zu bemühen. Als Vortrupp gaukelten die jüngern Mädchen voraus, die in der Ferne mit ihren buntfarbigen, vom Zephyr geblähten, Umhängetüchern leichtflatternden Schmetterlingen ähnelten. Das Centrum bestand in Erwachsenen, deren Herzen jedoch heute eben so unbefangen der Freude entgegenschlugen, als die offene Brust der blühenden Jugend.

Schon waren wir fast zwey Stündchen gewandert, indem wir stets nicht den kürzesten, sondern den anmuthigsten Weg suchten, und befanden uns, von den Glocken einiger im hohen Gras weidenden Rühe be-

willkommt, im Eingange des Thales, dessen sanft plätschernde Quelle uns wie die freundliche Tochter des Hauses einladend entgegen kam; schon hatte Angelica's Herrscherwort, hier solle gefrühstückt werden, das leichte Mädchen-Corps beflügelt, einen Lagerplatz aufzusuchen; da prallte die Avantgarde schnell zurück und hielt an, als erwartete sie von uns Verstärkung.

Neugierig, was es gebe, verdoppelten wir unsre Schritte. Das Unglück war aber bey weitem nicht so groß, als aus der übereilten Flucht des Vortrabs zu vermuthen gewesen wäre.

Die Tochter des Hauses, das plauderhafte Wiesenwässerchen, schien nämlich gegen jeden Vorübergehenden gleiches Gastrecht auszuüben, und hatte noch früher, als uns, einen recht hübschen müden Wanderer zu sich eingeladen. Wie lange, und was sie mit ihm geschwaht, ob sie ihm ein recht langweiliges Geschichtchen vorerzählt, oder ein recht kurzweiliges Liedchen vorgesungen, ließ sich nicht errathen; so viel aber lehrte der Augenschein, daß er neben dem Quellchen, gerade wo sie sich nymphenhaft-schlank durch Steine und Baumwurzeln wand, lang ausgestreckt lag und recht sanft schlummerte.

Es ist kaum glaublich, daß ein rothwangigter,

braungelockter, noch dazu schlafender Jüngling einen Trupp Mädchen, worunter sich nicht bloß Kinder befanden, nothwendig so gar gewaltig erschrecken müsse; fast steht daher zu vermuthen, daß das Schnurrbärtchen über des Fremdlings Oberlippe, oder der über seinem Haupte an einem abgebrochenen Baumast aufgehängene Degen, der freylich mit einem tüchtigen Stichblatt versehen war, den guten Kindern irgend einen der, in der Regel doch nur Männern furchtbaren Rinaldini's in ihm erblicken ließ. Den gewaltigen Hieber abgerechnet, wäre man eher versucht worden, in dem Schlummernden einen arcadischen Schäfer zu erblicken. Sein Reisebündel, worauf der Kopf ruhte, war weit zierlicher, als der Dachszanzen des vormals rüstigen Spaziergängers nach Syrakus; sein Anzug, ganz von Nanking, sein runder, mit einem Strauß wilder Rosen gezielter Hut, seine offen daliegende Schreibtasel, endlich vor allem Andern die seitwärts herabgerutschte Guitarre, auf der noch seine Finger ruhten, gaben ein Bild, das, von dem modischen Zuschnitt abgesehen, recht gut auf die Fächer unsrer Mütter und Großmütter gepaßt hätte.

„Ein junger Milton!“ — flüsterte Angelica, und winkte mit der Hand, des Waldes heilige Ruhe nicht zu stören. „Sie sind heute unsre Fürstin; Sie

wissen, was Sie zu thun haben *)!“ — fiel einer der Männer voreilig ein, und erröthete, da das Wort seinen Lippen entschlüpft war. — „Wir wollen ihn mit Rosen fesseln, wie den Amor!“ — kispelte der Gesellschafts-Anakreon. — „Wir wollen ihn mit Weiden an den Baumstamm binden, wie den jungen Faun“ — fielen die Jünglinge ein — „und er soll uns für seine Loslassung ein Lied singen, oder ein Märchen erzählen!“

Unsere Vorsteherin fand Anakreons Vorschlag zu zierlich, den Vorschlag der Jüngern nicht manierlich; da aber gleichwohl die Meisten von dem Lied oder Märchen nicht abgehen wollten, so wurde, wie unter allen guten Regierungen, ein Mittelweg eingeschlagen. Eine ganz in der Nähe stehende Eiche, mit Ephen umspinnen, bot poetische Ranken, und so wurden denn in aller Geschwindigkeit für den Schläfer, der, die Wahrheit zu sagen, vom Amor und jungem Faun auch ein Mittelding war, leicht zerreibbare Bande geflochten. Irre ich nicht ganz, so schließen auch hier nicht Alle, die die Augen zudrückten; der Schlaf mochte wohl erwacht seyn und unter seinem

*) Das Geschichtchen vom schlummernden Milton ist ja wohl allen Lesern bekannt.

Zweige hervor das Spiel bemerken; er fand aber keinen Grund, den Spaß zu verderben.

Wir lagerten uns nun, die lustigste Zigeunerbande, die man sehen kann, etwa dreyßig Schritte von dem Schläfer ganz leise hinter Bäume, als wüßten wir gar nichts von ihm. Er schlief noch eine Weile, oder schien zu schlafen, und öffnete erst bey dem Freudenruf und Gläsergeklirr, womit auf Verabredung eine Gesundheit ausgebracht wurde, die geschlossenen Wimpern. Wir schwiegen, neugierig, was er beginnen werde. Vermuthlich war er hierüber, während er die Rolle des Schlafenden fortgespielt hatte, schon mit sich selbst zu Rathe gegangen. Er schien über seine Fesseln zu stuzen, machte sie lächelnd von sich los, schielte lauschend nach uns hin, hing das Gewinde an einige Aeste, stimmte dann seine Guitarre, und sang einige leicht gereimte Strophen, worin er der Nymphe des Quells für die ihm geschenkte Erquickung, den Hirtinnen des Thals für die immer grünenden Kränze dankte. Dann warf er den Degen über die Achsel, griff nach dem Hute, und rüstete sich, dem Anscheine nach, zur weitem Wallfahrt.

Allerdings war nun die Reihe an uns, den fröhlichen Musesohn als Gast einzuladen, was denn auch Herr S. im Namen der Gesellschaft sogleich that.

Der junge Fremdling folgte ihm ohne Weigerung, begrüßte uns mit vielem Anstand, und schien nur die Frage nach Woher? und Wohin? zu erwarten, um uns lächelnd zu vertrauen, er sey der semperfreye Reichsritter von Heisa, und pflege in jedem Sommer eine Entdeckungsbreise zu unternehmen. „Schon längst“ — sagte er ganz unschuldig zu Herrn S. — „würde ich das Serail des Großsultans als Augenzeuge beschrieben haben, gehörte dazu nicht eine noch größere Entschlossenheit, als vor kurzem Röntgen bewies.“ Dann wandte er sich zu den Damen und fuhr fort: „Ich sammle bey Sonnenschein, wie die Bienen, um im Winter nicht zu darben. Sie müssen dieß übrigens nur geistiger Weise nehmen; denn, was das Leibliche anlangt, so hat mir, den Unsterblichen sey Dank! mein Vater, wie Schillers Recruten, eine kleine Mühsenfabrik hinterlassen.“

Die Bahn zur Unterhaltung war nun gebrochen, und man konnte es dem semperfreyen Herrn von Heisa billigerweise nicht verdenken, daß er sich nun auch gelegentlich nach den Hirtinnen des Thals erkundigte, welchen er vorhin singend seinen Dank gezollt habe. Von diesen Hirtinnen, die den Fremdling zwar nicht gefesselt, aber doch zu seinen Banden zugetragen hatten, meldete sich nun freylich keine; vielmehr nah-

men die Männer, um jene nicht in Verlegenheit zu setzen, die ganze Schuld auf sich; jedoch wollten die erstern mit reiner Hand die Frucht des Frevels brechen, und spielten daher von fern auf das schon vorher besprochene Lied oder Märchen an.

„Necht gern!“ — erwiderte Heisa — „wenn Sie statt dessen mit einer Anekdote aus dem geheimen Archiv meines Herzens, mit einem Abenteuer des vorigen Sommers vorlieb nehmen, womit ich vorhin dort, wo sich das Bächelchen freundlich um bemooste Steine und alte Baumwurzeln schlängelt, ehe ich einschliefe, völlig ins Reine kam. Ist schon das Geschichtchen eine so wahre Begebenheit, als irgend eine; so klingt sie doch, ich läugne es nicht, besonders im Anfange fast märchenhaft, und ein Liedchen findet sich vielleicht in den Kauf!“

Alle waren über dieß Versprechen erfreut. Angelica versicherte, daß man bis zum Mittagmahl noch wenigstens vier Stunden Zeit habe. Man lagerte sich um den Erzähler in einen Kreis. — „Hören Sie denn das Märchen von dem Drachen und der Heuschrecke!“ — sagte dieser, und setzte sich in die Mitte auf den Stumpf eines gefällten Stammes.

„Die jungen Schneeglöckchen hatten kaum auf den Wiesen den alten Herrn Schnee abgelöst, und Kro:

fuß, gelb, blau und weiß, hob eben im Garten das Köpfchen, um zu sehen, ob's Zeit sey? da konnte ich's in den dumpfen Mauern der Stadt nicht länger aushalten. Mein Freund, den ich, ob er schon gleich mir von gutem Adel ist, beliebter Kürze halber bey seinem Vornamen Ernst neune, hatte sich ganz hypochondrisch studirt, und ließ sich endlich durch mein Bitten, noch mehr aber durch die Vorstellung seines Arztes bewegen, mich zu begleiten. Wir sind nicht immer ganz eines Sinnes; er hat mich schon oft einen Schmetterling, ich ihn einen Käfer an der Nadel genannt; dieß hindert aber nicht, daß wir uns im Ganzen herrlich vertragen. Auf der Akademie bewohnten wir stets eine Stube."

"Ich kaufte bey dem ehrlichsten aller Roßtäuscher zwey herrliche Kastanienbraune für die Kleinigkeit von dreyhundert Louisdor; einen recht schönen Englischen Wagen hatte ich einige Tage vorher durch eine Wette gewonnen; und so gelangten wir denn ziemlich bequem, durch mancherley Umwege, nach dem Rittergute Weißenstein im schönen ***** Lande gelegen; das ist die kleine Mützenfabrik, deren ich oben gedachte!"

"Wenn ich Sie insgesamt in diesem Augenblick auf Fausts Mantel dorthin versetzen könnte; ich bin gewiß,

gewiß,

gewiß, Sie würden mir eingestehen, es sey einer der liebsten Winkel auf Erden. Dort gibt's noch Eichenwälder, wo nie eine Art gehört wurde; aber Sie müssen sich darum keine nordische Wildniß denken! Nein, die Rosen wachsen dort im Freyen, wie hier; die Goldorangen glühn, wie hier zu Lande, des Sommers im Garten. Von Gesangvögeln, Fischen und Wildpret, so wie von der prächtigen Einrichtung des Schlosses und dem reichlichen Ertrage der Wirthschaft will ich gar nichts erwähnen; Sie glaubten sonst wahrhaftig, ich erzählte Ihnen ein Märchen!"

„Wir mochten uns etwa einen Monat lang auf meinem Gute herumgetrieben haben, und hörten, so oft wir bey dem Glashause vorübergingen, wie die Blumen, gleich gefangenen Prinzessinnen, dem Gärtner flehentlich anlagen; wie sie immer wiederholten: 's ist schön Wetter draußen, laß uns raus! — da hörten wir auch von der Jungfer Salome des Schlosses, es sey in der benachbarten Herrschaft während des vorigen Herbsts und Winters das Oberste zu Unterst gekehrt worden, und nun im Herrenhause eine sehr reiche, fremde Dame eingezogen, die den Sommer dort zubringen wolle. Die Dame, — so lautete weiter der Bericht der Ausgeberin — sey von Geburt eine Deutsche, aber an einen Ausländer ver-

heyrathet gewesen und nun Wittwe; sie habe zwey Nichten bey sich, so schön, als man noch nie etwas gesehen; das Wunderbarste an ihnen aber sey ihr Name; denn, wie das Tantzchen überhaupt seltsame Einfälle haben solle, so werde auch das ältere Nichtchen Heimchen, das jüngere Mohnblättchen gerufen.“ —

Herr Heisa erzählte dieß Alles mit so ernsthafter Miene, mit so unbefangenen Tone, daß man, ohne unhöflich zu werden, nicht lachen durfte; selbst die jüngsten Mädchen unterdrückten das Kichern über die lächerlichen Namen so gut sie konnten, und so vernahm man höchstens hie und da ein gedämpftes Husten. Doch der Erzähler ließ sich nicht im mindesten anfechten, nahm vielmehr ganz gesezt seine Guitarre, und sang:

„Knapp saddle mir mein Dänenroß,
Daß ich mir Ruh erreite;
Es wird mir hier zu eng im Schloß;
Ich muß hinaus ins Weite!“

„So, meine Herren und Damen!“ — fuhr er fort, indes er die Guitarre nachlässig sinken ließ — „sang ich meinem Freunde Ernst entgegen, als er am andern Morgen aus seinem Schlaf-Cabinet trat, und er errieth sogleich, daß Heimchen und Mohnblättchen

mir Kopf und Herz eingenommen hatten; denn, unter uns gesagt, — so heilsam ist die Frühlingsluft selbst für einen Hypochondristen! — auch ihm hatten die beyden sonderbaren Namen eine schlaflose Nacht verursacht. Wir ließen, ohne uns lange zu besinnen, die beyden Kastanienbraunen anspannen, und da die feurigen Thiere mehrere Tage lang im Stalle gerastet hatten, so rollten wir, so viel Ernst auch bat und warnte, wie in einem Sprunge nach der, wenigstens drey starke Meilen entfernten, jetzt wahrhaft romantischen Burg!“ —

„Seyn Sie willkommen!“ — unterbrach Angelica, die im Stillen eingeschenkt hatte, den Erzähler“ —

„Ist Ihnen Mandelmilch, oder Malaga gefällig?“ —

„Zu früh, zu früh, meine Gütige!“ — erwiderte Herr von Heisa — „Verzeihen Sie, daß ich Sie durch unbestimmten Ausdruck zu einem Irrthum verleitete. Zwar hörten wir schon die Hofhunde, welche die Ankunft der irrenden Ritter vermuthlich witterten, sehr vernehmlich bellen, zwar sahen wir schon die chinesische Drachenfahne auf dem neuerbauten Thürmchen des Schlosses sich hin- und herdrehen; allein, noch waren wir lange nicht am Burgthor, als — wer hätte das erwarten sollen? — ein ganz anderer Drache sich unserm Einzuge entgegenstellte!“

„Erschrecken Sie nicht im Voraus, damit Sie etwas für die Zukunft übrig behalten; der beste Schreck kommt noch nach! Der Drache, welcher jetzt unsere Augen an sich fesselte, gehörte keineswegs zu den gift- und feuerspeyenden, von welchen in der Regel die Gefängnisse und Zauberschlöffer reizender Prinzessinnen bewacht werden, sondern war, obschon mit Feuerfarbe bemalt und mit einem entseßlichen Schwanze verziert, für dießmal nur ein papierner. Von der Morgensonne glühend durchschienen, schwebte er an einem bunten Bande hinter einer jähen Felsklippe zu der Götter Wolkenstizen empor. Wir sehen ihn, und staunen. Wir hören über uns Geschrey, und rufen: Burr! Die Pferde, statt anzuhalten, reißen aus. Ich, von einer wunderbaren Ahnung befallen, springe aus dem dahin rasenden Wagen. Ich springe so glücklich, wie Tell am Fuße des großen Axen *), und stehe gerade unter der überhängenden furchtbaren Klippe. Ich höre über mir einen Angstschrey, breite mechanisch die Arme aus, und kaum ist das geschehen, als von der entseßlichen Höhe, gleich der natürlichen Tochter, doch

*) S. Schillers Tell 4. Aufz. I. Sc.

ohne Pferd, herabstürzend, das zarteste Fräulein mir auf und um den Hals fällt!“ —

Herr Heisa war bey den letzten Puncten, vom Feuer seiner Erzählung hingerissen, aufgestanden, und stellte seinen Sprung, seinen Schreck, das Auffangen der Herabgestürzten, durch Miene und Stellung so natürlich dar, daß eine Bewegung unter den Zuhörern entstand. Dann schöpfte er auf einige Secunden Athem, und fuhr pathetisch fort:

„Ich ehre das Gefühl der Theilnahme, meine Herren und Damen, das in Ihrem Gesicht sich ausdrückt; ich sehe mit Entzücken, wie die Größe der Gefahr ihre Herzen zittern macht, ihre Augen mit Thränen füllt! Ich selbst kann an den entsetzlichen Augenblick nicht zurückdenken, ohne von neuem zu beben. Da stand ich, sah die unermessliche Höhe hinauf, sah oben einige händeringende Sofen, wie jene, die einst der berühmten Prinzessin Europa vom Meeresstrande nachjammerten, sah wieder herab auf die reizende Last, die ohne Bewußtseyn in meinen Armen lag.“

„Daß die junge Dame noch lebe, sagte mir das Klopfen ihres Busens an dem meinigen; daß sie sich an keiner Felsenecke verwundet, nicht einmal an einem Strauche gerührt habe, konnte ich auch hoffen;

daß man in dergleichen Fällen die Schöne mit möglichster Decenz auf den Rasen legen und nach einer Quelle sich umsehen muß, konnte mir bey der Fülle meiner Lectüre gleichergestalt nicht unbekannt seyn. Allein Fräulein Mohnblättchen — denn ich will Ihnen nicht verschweigen, daß diese selbst die Gerettete war — hatte sich mit ihren runden Lilienarmen auch gar zu fest an mich angeklammert, und erwachte zu gutem Glück noch weit eher von selbst, als irgend eine verwünschte Quelle mir entgegen rauschen wollte.“

„Sie sah sich mit großen Augen um, sah in die Höhe und drückte die Augen zu, sah dann auf mich und lächelte. „Der verwünschte Drache!“ — hub sie dann beklommen an, indem sie das schwarze Lofenköpfchen erhob und sich sanft von mir loswand — „Das war ein tüchtiger Sprung! Meinen Sie nicht auch, ich hätte ein Bein brechen können?“

„Ich war immer noch ungewiß, ob sie natürlich, oder in Fieberwahn spreche. Aber Mohnblättchen benahm mir bald allen Zweifel, da sie meine Hand faßte und im naivsten Tone von der Welt fortfuhr: „Was stehen wir hier? Geschwind kommen Sie mit zu meiner Tante; die wird sich recht freuen, daß Sie gleich bey der Hand waren! O, da nun alles so glücklich abgelaufen ist, nahm ich nicht die halbe

Welt dafür, den Sturz nicht gethan zu haben. Vielleicht heißt dieser Berg nach mir noch in tausend Jahren der Mädchensprung!“ —

„Ich bot ihr den Arm, dachte nun erst, da mir ein Wagen ganz an seiner Stelle zu seyn schien, an den meinigen, und — ein neuer Schrecken befiel mich — an meinen Freund Ernst, der zu bedächtig, gleich mir, einen Sprung zu wagen, vielleicht schon ein Opfer des Todes war!“

„Sie werden mir sämtlich zugeben, daß meine Lage unter die verwickeltsten gehörte, daß zwey Pflichten sich höchst feindselig in meinem Gemüth kreuzen mußten! Eine eben erst vom Tode Gerettete, deren schneller Erholung ich noch immer nicht ganz traute, die ich durch Mittheilung meiner Angst um den Freund nicht aufs neue erschrecken durfte, an meinem Arme, die Furcht, daß Ernst und mein Kutscher vielleicht in einen Abgrund gestürzt oder sonst verunglückt seyn könnten, in meinem Herzen — ich stand einen Augenblick schweigend, und überlegte, was zu thun sey. Schon war ich entschieden, Fräulein Mohnblättchen zum Sitzen zu nöthigen und dem Wagen nachzurrennen, als ich, gerade im rechten Moment, von einer Seite des vor uns liegenden Wäldchens den Kutscher, den brausenden Pferden nach-

setzend, von der andern meinen ganz unversehrten Freund an der Hand eines schlanken, weißgekleideten Frauenzimmers gewahr ward.“

„Mohnblättchen und Heimchen, — denn das weißgekleidete Mädchen war die ältere Schwester — Ernst und ich, eilten nun so schnell, als es die noch nicht ganz vorübergegangene Betäubung erlaubte, einander entgegen, und es dauerte eine feine Weile, ehe wir uns über die gegenseitige Gefahr und glückliche Rettung verständigten. Fräulein Heimchen hatte nach ihrer Gewohnheit lesend im Birkenwäldchen gesessen; die wilden Brauen hatten endlich Deichsel und Schloßnagel getrümmert, und so war Ernst aus dem Wagen und der reizenden Leserin gleichsam vor die Füße geflogen.“

„Unsere Freude über den glücklichen Ausgang dieser unglücksschwangern Zufälle kannte keine Gränzen, brach vielmehr zuletzt in Umarmungen aus; wenn ich mich recht besinne, so sügte es sich sogar im Taumel des Entzückens, daß die beyden Schwestern und die beyden Freunde sich manchnal versahen. Wenigstens wollte ich darauf schwören, von Mohnblättchens Rosenlippen einen Kuß, der ohne Zweifel Heimchen zugegacht war, auf meiner Wange gefühlt zu haben.“

„Da der frohe Mausch des Wiedersehens sich in

etwas abgekühlt hatte, wurde einmüthig beschlossen, sich unverzüglich nach dem Herrenhause zu begeben. Erlassen Sie meiner Bescheidenheit die Lobsprüche und Danksagungen, womit mich die angstvoll entgegeneilende Tante, eine noch recht hübsche, etwas sentimentale Vierzigerin, und die ganze weibliche Dienerschaft überhäufte. Nur so viel gehört zur Sache, daß das holde Mohnblättchen, so sehr es sich dagegen sträubte, der erlittenen Anstrengung halber endlich doch zu Bette gebracht werden mußte; daß sich Heimchen, unter welcher Sie sich die sanfteste Blondine in der sittigsten, einfachsten Tracht denken müssen, mit der Sorge für die Schwester ununterbrochen beschäftigte; daß wir es bald schieklich fanden, für heute uns zu entfernen; daß endlich die Tante uns auf das verbindlichste einlud, die in der That auf höchst interessante Art angeknüpfte Bekanntschaft als getreue Nachbarn und dergleichen gefälligst fortzusetzen.“

„Mein Kutscher und Bedienter hatten indessen längst die verwünschten Tollköpfe eingefangen, und, da statt des zertrümmerten Wagens in den Remisen der Tante wenigstens ein Duzend bereit stand, so gelangten wir noch zum Mittagessen in die väterlichen Hallen des Weissensteins.“

„Schon die Höflichkeit erforderte es nun, sich von Tage zu Tage nach Mohnblättchens Befinden erkundigen zu lassen, und so war denn mein Reitknecht täglich unter Weges. Da die Bülletins bald die allererfreulichsten von der Welt wurden; so gebot es abermals die Höflichkeit, statt des außerordentlichen Gesandten nun in Person zu erscheinen, eine Schuldigkeit, die sowohl ich, als Ernst, ohnedieß längst auf das sehnsuchtsvollste herbey wünschte.“

„Mohnblättchen hatte, da wir ankamen, weil sie früher, als der Arzt und Heimchen es gestatten wollten, davongelaufen war, doch wieder eine unruhige Nacht gehabt, und sollte nun durchaus nicht einmal das Bette verlassen. Da sie jedoch darauf bestand, uns zu sehen, so erhielten wir die Erlaubniß, das Krankenzimmer zu besuchen. Wir erwarteten nach der Stille, womit uns das gute Heimchen empfing, eine schwache, langsam Genesende, und fanden eine ungeduldige Muthwillige.“

„Beliebt Ihnen?“ — rief sie, da wir eintraten, uns munter zu, und hielt uns einen künstlich geschälten, auf die Spitze des Obstmessers gespiessenen Apfel entgegen — „Die ehrliche Doctorperücke nennt mich krank, und ich bin doch eben so frisch, als damals, da ich den verwünschten Drachen steigen ließ!“

„In diesem Tone ging es diesen und die folgenden Tage über unaufhörlich fort. Bald mußte Heimchen, die als Meisterin auf dem Fortepiano galt, etwas vorspielen; bald verlangte Mohnblättchen ihren Canarienvogel ausß Bette, um ihm mit dem Purpurmunde Bisquit zu reichen; bald verlangte sie Blumen, und wand Kränze, die sie in kurzem wieder zerriß.“

„In einigen Wochen war Mohnblättchen völlig genesen, und wir durften uns von nun an, da man mir auf dem Schlosse große Verbindlichkeit schuldig zu seyn glaubte, da übrigens mein und Ernsts Herkommen und Vermögen dem der schönen Mädchen völlig gleich kam, ganz als Hausfreunde betrachten. Heimchens stiller Sinn fing nach und nach an, sie meinem Freunde unendlich theuer zu machen; Mohnblättchens Lebhaftigkeit hatte mich schon längst entzückt; es kam bald dahin, daß man mich für Mohnblättchens, meinen Freund für Heimchens erklärten Liebhaber hielt, und wir hatten alle Vier nichts Erhebliches dagegen einzuwenden.“

„Doch der Juniusmond war noch nicht ganz verflossen, und ich hatte bis zu meiner, für voriges Jahr beschlossenen Fußreise wohl noch einen Monat Zeit übrig, als ich und Ernst, wenn wir des Abends

nach Hause führen, uns weit schläfriger, wenigstens wortkarger benahmen, als vorher. Sprachen wir ja mit einander, so war der Inhalt des Gesprächs schon kein anderer, als wie trefflich wir uns mit den geliebten Schönen unterhalten hätten, bey welcher Versicherung wir aber von Herzen gähnten. Nach einigen Tagen fügte es sich wie von selbst, daß wir nicht mehr, wie vorher, ich mit Mohnblättchen, Ernst mit Heimchen allein, sondern in gevierter Zahl lustwandelten, und nach aber einigen Tagen trat gar der Fall ein, daß ich mich, ohne es zu wissen, mit Heimchen in das Birkenwäldchen verloren hatte, von wo aus wir, ordentlich mit Erschrecken, Ernst und Mohnblättchen auf dem Mädchensprunge erblickten. Heimchen gab mir bey dieser unerwarteten Entdeckung, zur Erde blickend und erröthend, die schneeweisse Hand, und ich küßte sie so zärtlich und feurig, als ich sonst kaum Mohnblättchens Blütenmund geküßt hatte."

„Ich konnte es dießmal bey dem Heimfahren meinem Freunde nicht verbergen, daß ich Heimchen weit geistreicher und lebendiger fände, als ich je nur von ferne geahnet, und mein Freund, von Mohnblättchens überströmendem Feuer wie angesteckt, erhob mir ihre Verständigkeit, wovon ich nie etwas bemerkt hatte, bis in den Himmel. Ich sprach dann von Mohn-

blättchens oft doch gar zu ausgelassener Laune; er tadelte Heimchens zuweilen sehr beschwerlich fallende Grillen. Mir schien Heimchens Gesicht einer Madonna entwandt; er fand bey Mohnblättchen die zauberischen Züge einer jungen Cythere."

„So dauerte es wieder eine Woche, als mein Freund eines Morgens mit abgemessenem Schritt zu mir trat und meine Hand nahm. „Laß uns mit einander reden, wie Männer;“ — hub er an — „was soll unter Freunden das Geheimthun? Man sollte freylich denken, gleiche Seelenstimmung müsse eine gute Ehe erzeugen; allein, daß Mischung des Ungleichartigen nicht eben etwas verderbe, beweist unsre Freundschaft, beweisen, wenn Du noch ein irdisches Beyspiel verlangst, fast alle Bischofs-Lieder. Aufrichtig also! Du fühlst Dich jetzt unwillkührlich zu Heimchen gezogen; ich kann Mohnblättchen nicht mehr aus dem Sinne bringen. Der ältern Schwester klarer, ruhiger Sinn würde das Ausschweifende Deiner Denkungsart mildern; die Heiterkeit der jüngern würde meinen Tiefsinn zerstreuen, und so könnten wir alle glücklich seyn!“

„Ich umarmte Ernten stillschweigend, und hieß dieß vernünftig gesprochen. Mein Herz schlug ungestüm, wenn ich an das sanfte, still wohlthätige Heim-

hen nur dachte! Wir beschloffen unter uns, vor allen Dingen auch unsre Mädchen zu prüfen, und dann erst uns näher über etwas zu bestimmen, was wenigstens von mir schon so gut als beschloffen war."

„Die Gelegenheit zu dieser Prüfung bot sich bald wie von selbst an die Hand. Heimchen spielte am folgenden Tage wieder am Flügel, und Mohnblättchen verlangte gebieterisch, ich solle singen. Ich blättertete unter den Noten, und fand zu gutem Glück ein Liedchen, ganz, wie ichs wünschte. Ich kann Ihnen den Anfang um so eher vorsingen, weil das ganze Liedchen just auf Ihr heutiges Fest paßt."

„Es ist ein Gesellschaftsliedchen, besserer Rath überschrieben" — fuhr Heisa fort, nachdem er die Guitarre genommen hatte, und sang:

„Mit des Apfels Rosenblüte
Schmückt die Hüte — —
Ey, ich dachte gar!
Sollten wir die Früchte rauben?
Weilchen und Narzissen lauben
Sich nicht minder schön ins Haar! —"

„Das ist ein recht einfältiges, altkluges Ding von einem Liede!" — unterbrach mich Mohnblättchen launisch — „ich mag's nicht aushören! Kommen Sie, lieber Ernst, begleiten Sie mich auf die Wiese; ich sehe den Leuten bey der Arbeit gar zu gern zu!"

„Mit diesen Worten war sie schon zum Zimmer hinaus, und Ernst, dem ich einen Wink gab, folgte ihr mit ungewöhnlicher Eile.“

„Vergeben Sie ihr die Unart!“ — sagte Heimchen, sanft entschuldigend, sobald wir allein waren — „gewiß, sie meint es nicht böß — und singen Sie jetzt weiter! Mir scheint das Lied gar nicht uneben.“

„Vielleicht gefiel Ihnen das Ende weniger“ — erwiderte ich lächelnd, und ergriff die niedlichen Finger der Spielerin — „die Dichter sind Schälke, denen man nicht immer trauen darf!“

„Sie wurde verlegen, ließ mir aber die niedliche Hand. Wir traten ans Fenster, und standen einige Augenblicke stumm. — „Wir müssen doch wohl nach dem kleinen Wildfange sehen, daß er nicht wieder zu Schaden kommt!“ — sagte Heimchen dann einleuchtend.“

„So gingen wir denn Hand in Hand, unter sanftem Gespräch, nach der Wiese, die mit Mähdern und Mähderinnen und hohen Heuhaufen bedeckt war. Mohnblättchen saß mit meinem Freund Ernst auf der Anhöhe im Baumschatten, und winkte uns zu sich.“

„Sind Sie noch böß?“ — fragte ich noch von Weitem.

„Weder böß noch gut!“ antwortete Mohnblättchen drollig, und drehte das Köpfschen.

Ich trat näher. „Seyn Sie aufrichtig, liebes Kind!“ — redete ich sie mit scheinbarer Eifersucht und komischem Ernst an — „es ist nicht alles unter uns, wie es war. Sollten Sie in diesem Augenblick eine kategorische Antwort geben, wem von uns beyden, mir oder meinem Freunde, der größte Theil dieses kleinen launenvollen Herzens angehöre —“

„Nach dem die Heuschrecke springt!“ — erwiderte sie lustig, setzte einen gefangenen Grashüpfer auf die flache Hand, und gab dem grünen, langgebeinten Ungeheuer mit fast unmerklichem Druck eine Richtung, daß es mit seinen zangenförmigen Hufen sich unmittelbar an Ernstens Busenstreif anhäkelte — „Sie sehen, es ist nicht meine Schuld“ — fuhr sie fort — „das Ordal hat entschieden! —“

„Sehr bald, meine Herren und Damen, gebiehen diese Präliminarien zu einem förmlichen, so Gott will, ewigen Frieden; es wurde aus Scherz Ernst gemacht, und die gutmüthige Tante, die den lieben Nichtchen überhaupt in Allem den Willen läßt, fand den zu treffenden Tausch sehr vernünftig. Hiermit ist denn mein Geschichtchen aus, und ich muß mich
Ihnen

Ihnen empfehlen, um desto eher wieder zu Heimchen zurückzukommen! — "

Dies gesagt, machte sich der fröhliche Fremdling, aller Nöthigungen zum Dableiben ungeachtet, reisefertig, und nur mit Mühe konnte Angelica ihm noch einen Ehrenbecher aufzwingen. Er trank auf das Wohl der Lätitia, nahm, da unser ganzer Kreis dies erwiderte, noch einmal die Guitarre, und sang, rückwärts abgehend, nach der vorigen Melodie:

„Seht nur, wie die Mädchen trinken,
 Zipp, wie Finken;
 Ey, ich dachte gar!
 Jede, die das Glas nicht leeret,
 Und des Nachbars Küßsen wehret,
 Wird kein Bräutchen übers Jahr! — "

Das Band der Guitarre kreuzte sich mit dem De-
 gengehänge; die Saiten erklangen auf seiner Schul-
 ter und — fort war der junge Apoll! Die Umsichti-
 geren der Gesellschaft wollten in seiner Erzählung et-
 was von Allegorie und moralischer Tendenz, etwa,
 daß Ernst mit Phantasie, Scherz mit Vernunft ge-
 paart, ein gutes Eheband gebe, oder was dem Aehn-
 liches, finden; andere waren genügsamer und zufried-
 en, daß ein Stündchen nicht ganz übel verfloßen
 war. Alle aber hätten gern näher gewußt, wer der
 räthselhafte Fußwanderer eigentlich sey?

Unsere Neugier ward jedoch erst ein halbes Jahr
später befriedigt, da man den semperfreyen Ritter
von Heisa in einem neuangekommenen Sänger der
****ischen Gesellschaft, dem geist- und kunstvollen
***** , wieder erkannte.

VI.

Nachtfeyer der Schwermuth

von

C. A. Liedge.

1 8 0 3.

Der Geist der Stille schreitet,
 Und leise tritt die Zeit,
 Die seinen Gang begleitet,
 Durchs Reich der Dunkelheit.
 Ein ruhig Seyn, umgeben
 Von Friedenslüften, goß
 Sich über jedes Streben;
 Und Waffenstillstand schloß
 Nun mit sich selbst das Leben.
 Nur daß zum düstern Gram,
 Zur dunkeln Schattenhöhle
 Der tiefverhüllten Seele
 Noch keine Ruhe kam.

Du mit der Friedenskrone,
 Vernimm mich, die du flohst,
 Und send', o Ruh, dem Sohne
 Der Schwermuth deinen Trost!
 Nie hab' ich dich empfunden!
 Die heil'gen, großen Stunden

Der Weihe dank ich dir.
 Wie nahtest du dich mir!
 Du hauchtest mit dem Schauer,
 Den die Begeisterung schafft,
 In die erhabne Trauer
 Der Seele deine Kraft;
 Und drückte mich ein Knoten
 Des Schicksals, das mich band:
 Dann eilt' ich in das Land
 Der edlen großen Todten,
 Wo ich dich, Holde, fand.
 Und wenn du, mich befrevend
 Vom Drucke, mir erschienst:
 Dann wars um mich so weihend,
 Wie stiller Gottesdienst.

Sieh, meine Augen feuchtet
 Die Sehnsucht, du bist fern,
 Du Liebliche, wo leuchtet
 Dein friedevoller Stern?
 Durch meine Zelle schauert
 Die stumme Mitternacht,
 Wo meine Sorge wacht
 Und meine Schwermuth trauert.

Des kleinen Lampenscheins
 Vertrautes, leises Flimmern

Sieht nur der Wächter schimmern
 Und ruft sein dumpfes Eins.
 Wie oft schon rief er Eins!
 Die Tag' und Stunden rinnen,
 Und immer kein Beginnen
 Des bessern Erdenseyns.
 Vom hohen Sterngewölbe
 Schaut Gottes Blick und fällt
 Noch immer auf dieselbe
 Verworrne Menschenwelt;
 Und ihre Bilder wanken
 Um meinen düstern Raum,
 Wie nächtliche Gedanken
 Aus einem schweren Traum.
 Und draußen schläft das grelle,
 Das ewig alte Lied
 Der Zeit, die gleich der Welle
 Empor rauscht und entflieht,
 Wovon in meiner Zelle,
 Dahin der Sturm sie trieb,
 Ein dumpfer Nachhall blieb.

Stumm alle Lebensräume;
 In zweifelhafter Nacht,
 Von Seyn und Tod, erwacht
 Die Zwischenwelt der Träume;

Das Leben spielt sich dort
 Im Widerschein des Lebens,
 Getäuscht und täuschend, fort.
 Phantastisch irrt auch dort
 Der wilde Gang des Strebens
 Durch Leidenschaft und List;
 Die stumme Traumwelt ist
 Ein Mondscheinbild des Lebens:
 Die Hofnung folgt dem Reiz;
 Die Furcht sieht Todesschlünde;
 Nach Schätzen schleicht der Geiz,
 Die Heuchelei zur Sünde;
 Der Unschuld führest du
 Vom seligsten Gefilde
 Der stillern Welt, o Ruh,
 In ihrem eignen Bilde
 Den Geist des Friedens zu.
 Und Irrthum und Erfahrung,
 Was sanft und hart uns traf,
 Das nimmt indeß der Schlaf
 In heilige Verwahrung,
 Und zahlet treulich Glück
 Und Mißgeschick und Sorgen,
 An jedem neuen Morgen,
 An jedes Herz zurück.

Wohl über mancher Zähre
 Ziel manches Auge zu;
 Ich Wachender entbehre
 Dein stilles Heil, o Ruh,
 Und blicke, durch den Schleyer
 Der Thränen Dunkelheit,
 In eine Welt voll Streit,
 Voll siegender Entweih'er
 Der edlern Menschlichkeit.
 O diese Welt lag weit
 Von meinen Frühlingsbäumen;
 Ich ging in hellen Träumen
 Von einer stillern Zeit,
 Als noch den Argwohnlosen
 Die eigne Welt umfing,
 Und voll Gesang und Rosen
 Sein Jugendmorgen hing:
 Da war um mich noch Friede,
 Der Friede der Natur;
 Ich schweifte mit dem Liede
 Der Lerche durch die Flur.
 Kein Ton der Klage! nur
 Der Liebe Klagen starben
 In einem treuen Arm;
 Und alles war so warm

Von frischen Morgenfarben
 Des Lebens angeglänzt;
 Besungen und bekränzt
 Entflog auf leichten Flügeln
 Der Tag durchs Lerchenfeld,
 Und hinter fernen Hügeln
 Lag eine fremde Welt.
 Da tönt' es nun herüber,
 Wie lockender Gesang,
 Der weckte Lieb' und Drang;
 Ich horchte leis hinüber,
 Ich schaute hoch empor,
 Ob ich den Zauber sähe,
 Daß ich darob die Nähe,
 Die mich umgab, verlor.

Ich fühlte nichts vom Drängen
 Der Bosheit und der List,
 Die eine Welt verengen,
 Die so geräumig ist.
 Schon wähnt' ich tief versunken
 Die Nacht der Barbarey,
 Das Geisterreich war frey;
 Ich schaute freudetrunken
 Durchs junge Leben hin;
 Es zuckte, wehte Funken

Um meinen offenen Sinn
 Vom hellern Himmel nieder;
 Schon weicht ich einen Raum
 Zum Feste meiner Lieder:
 Da fiel es, wie ein Traum,
 Von meinen Augen nieder.

Vor welches Dämons Grimme
 Zerstoß die fremde Stimme,
 Die ich so hell vernahm,
 Die von entfernten Hügeln
 Zu mir herüber kam,
 Mit Kraft mich zu beflügeln?
 Nun ist vor meinem Gram
 Der schöne Traum verschwunden.
 Ich hab es tief empfunden
 Des Lebens falsches Glück,
 Man kommt nicht ohne Wunden
 Aus einer Welt zurück,
 Wo, was wir, in Vertrauen
 Und Hoffnung, liebend bauen,
 Wenns kaum beginnt, zerfällt;
 Wo Trug den Lohn erhält,
 Den Wahrheitsinn erstritten.
 Was ist die halbe Welt?
 Ein Nein! auf unsre Bitten. —

Woher nun das Getön,
 Das meinen Geist bethörte,
 Daß ichs von fernen Höh'n,
 Wie helles Rufen, hörte?
 Wohl glückt' es dem Getön,
 Mich täuschend wegzusingen
 Vom Lärm des Weltgewühls:
 Bey Gott! das war das Klingen
 Des innersten Gefühls,
 Das, wenns, im höchsten Triebe
 Der Sehnsucht, treibt und ringt,
 Mit einer Welt der Liebe
 Geheim zusammen klingt,
 Und darum in die Ferne
 Hinaus so rastlos klagt,
 Und fremde liebe Sterne
 Nach seiner Heimath fragt.

Fällt nun mit wildem Grimme
 Ein Sturm in meine Ruh',
 Dahn rufe mir die Stimme
 Des tiefern Lebens zu:
 „Erhebe vom Getümmel
 Der Erde deinen Blick!
 Ich tön' aus einem Himmel,
 Und rufe dich zurück. —“

So steh ich vor dem Grimme
 Des Schicksals kühn und fest.
 O Heil der leisen Stimme,
 Die mich nicht irren läßt!
 Der Wunsch, den meine Schwächen,
 Zu traurig, scheitern sahn,
 Auch er ist ein Versprechen,
 Das mir ein Gott gethan,
 Und das sich, Trotz dem Scheine
 Des Zufalls, der mich irrt,
 In irgend einem Haine
 Der Lieb' erfüllen wird.

O dieß ist der Gedanke,
 Der, was um mich auch fällt,
 Mich, wie der Ulm die Ranke
 Des Epheu's, kräftig hält;
 Aus ihm entquillt der Glaube,
 Der ernste, stille Geist
 Der Schwermuth, der dem Staube
 Der Trümmer entreißt,
 Und fern von dem Kothurne,
 Auf dem die Freude tanzt,
 Um eine theure Urne
 Sein frommes Denkmal pflanzt.

Gesunknes Herz, o hebe
 Dich frey und frisch empor!
 Tritt aus der Nacht hervor,
 Die dich umgibt, und lebe!
 Wenn in der Wechselwelt
 Vergänglich's nicht hält;
 Wenn der, doch nur aus Trümmern
 Geschaffne, Bau nicht hält,
 Darf das zu sehr dich kümmern?
 Was auf der Flucht ist, flieht;
 Wer aber in Ruinen
 Nichts als Ruinen sieht,
 Dem ist kein Gott erschienen!

Was klagst du einsam hier
 Im Staub gesunkner Hallen?
 Der Tempel konnte fallen,
 Die Götter bleiben dir!
 Troß allem Widerstreben,
 Wie hoch es immer thront:
 Wo eine Gottheit wohnt,
 Wird sich ein Tempel heben!

VII.

Zwey Erzählungen

von

A. F. C. Langbein.

III

George Washington

1789

Melodisch fliegt dein Lied empor,
 Und staunend starret der Sangerchor;
 Verewigt ruht in deinem Arm
 Der alten grauen Helden Schwarm!
 Nimm hier des heißen Dankes Gold,
 Den dir mein junger Busen zollt;
 Du Heldensanger, sieh dein Bild
 Ist wie dein Lied so gut und mild.

Die Bärte.

Sonst hielt man Wort nach deutscher Art,
 Und schwur bey seinem Bart;
 Allein seit langen Zeiten her,
 Da trägt man keine Bärte mehr.

Vermuthlich war dieß eine frühere Antwort auf
 die späterhin häufig gethane Frage, warum S. in
 Friedenskleidern seinen kriegerischen Schnurbart wie-
 der wachsen ließ.

XI.

Der Mädchen Morgengespräch.

I d y l l e

von

Carl Streckfuß.

Golden entsprühete Gluth des Gebirgs blau däm-
 mernden Gipfeln,
 Eos Gluth, und verschmolz in der Höh mit der
 himmlischen Bläue,
 Und aus reinem Gewölb sank Thau auf die Matten
 herunter.
 Nebel verschleyerten noch den Silberstreifen des
 Stromes,
 Und durchwogten die Krümme des Thals, in welchem
 er hinsloß: 5
 Aber in heitere Luft ausstreckend vom Hügel die
 Gipfel,
 Glänzet' im Morgenrothe der Wald, auflebend in
 Liedern.

Und es wallte dahin die herrlich ragende Jungfrau
 Chloe durch die Flur — des Morgens himmlische
 Zauber

Schwellten mit Wonne das Herz ihr an, und roßiger
 Ahnung. 10

Und sie bog sich herab zu des Quells hold kosendem
 Silber,

Laucht' in die Bogen die Hand, und erfrischte die
 klaren Augen,

Die aus reinem Krystall schwarz glühend blickten und
 sinnig.

So erfrischte sie auch der Wangen blühende Rosen,
 Und die schneeige Brust, die hoch und kräftig sich
 wölbte. 15

Blickte dann hell hinaus in die Welt, und mächtig
 gebietend,

Sprach sie: Leben, so bin ich bereit, will deiner ge-
 nießen,

Wenn du mich freundlich umfängst; doch willst du
 feindlich mich drängen,

Dann besiegt dich mein Muth, und zwinget dich wie-
 der zum Lächeln.

Und, wie sie vom Morgen gelockt, herwallte die
 Freundin 20

Daphne, die zarte Gestalt, blauäugig, goldengelockt,
 Hatte gewahret von fern am Quelle die sinnige Chloe,

Schlich sich schältsch ihr nach, und schnell dem Ge-
büsch' enthüpfend,
Sprang sie zum Hals empor der hochaufragenden
Freundin.

Und aus dem Sinnen auf fuhr Jen', und freudig
erschrocken, 25
Mild anlächelnd umschlang sie die Scherzende, bog
sich zum Kusse
Ihr an die Stirn herab, und heiter strafend begann
sie:
Mädchen, vom Frühroth an nur List und Tücken
verübst du.
Über die Strafe folge der That — mit der finsternen
Freundin
Sollst du fröhliches Kind hinwandeln ein Stündchen
und plaudern. 30

Jene verbeugte sich tief, Ehrfurcht erheuchelnd,
die Arme
Ueber den Busen gekreuzt, und sprach: Ich ehre den
Nichtspruch,
Welcher mich strafend belohnt, und neu mich reizt
zum Verbrechen.

So nun wandelten Beyde dahin durch die Düste
 des Morgens,
 Traulich kosend von dem, was der Mädchen Herzen
 erregt, 35
 Was zum Ernste so oft die Flüchtigste stimmt und
 zur Trauer,
 Und die Ernste versöhnt mit zwecklos heiterem Spiele.
 Also, von Daphnen geüect, begann die sinnige Chloë.

Chloë.

Ja, ich läugne dir's nicht, es hat geschlagen das
 Stündlein,
 Das ich fürchtend ersehnt. Hinschmolz in dem Her-
 zen der Nachtfrost, 40
 Vor der leuchtenden Sonne, die hehr und himmlisch
 mir aufging.
 Und wie der Morgen strahlet um uns bey dem Klan-
 ge der Lieder,
 Also strahlet und tönt in fröhlicher Brust mir die
 Liebe.
 Aber kennst du ihn auch, ihn, der mich fesselnd be-
 glücket,
 Ihn den Schönsten und Besten der Jünglinge? Kennst
 du Myrtille auch? 45

Daphne.

Wohl ich kenn' ihn, o Liebe, und, traun, ein Herr-
licher ist er,

Gut und schön, auch würd' ich den Schönsten und
Besten ihn preisen,

Wär mir nicht Einer bekannt, der schöner und besser
mir scheint.

Kennst du Cleanten wohl, ihn, der mich fesselnd be-
glücket?

Hoch aus den Jünglingen ragt er hervor, wie die
Lann' aus den Bäumen. 50

Und der Größe gleichet die Kraft und die Schöne der
Glieder.

Wenn er so leicht hinschreitet und stark, aus dem
dunklen Aug' ihm

Muth blickt, hassend und liebend zu überwinden das
Weltall,

Dann ein geborener König erscheinet er, keinem ver-
gleichbar.

Chloe.

Groß und schön erscheinet Cleant, und herrlich vor
Allen, 55

Ihm nur stehet zuvor Myrtill, der Schönste, der
Beste.

Denn was ist ihm vergleichbar an Ebenmaße der
Glieder?

Und wie zauberisch spielt Anmuth um jede Bewegung?
Minder hoch zwar schreitet er her, gemäßigtes
Schrittes,

Aber es fühlt das Herz, nicht des harten Streites
bedarf er, 60

Kampflos siegt er gewiß, durch des Geistes Macht,
und der Schönheit.

Daphne.

Anmuth ward Myrtilen zu Theil und leuchtende
Schönheit,

Mehr, wie das Weib sie schmückt, als wie dem
Manne sie wohlsteht —

Schöneres sah ich noch nie, als jüngst Cleanten.
Des Feindes

Horden tobten heran, die kühnsten Herzen erbeb-
ten. 65

Er nur riß sich empor, es entschallten strafende
Worte

Mächtig tönend der Brust, und Muth entflammte
die Hörer.

Nicht bedurft' es der Wahl, er stellte sich selber zum
Führer,

Und ihm folgte jubelnd die Schaar, erkennend den
 Fürsten,
 Welcher sich selbst einsetzt, Er selbst, durch den Gott
 in dem Busen — 70
 Wie er in Kraft dastand, ernstblickend über die
 Schaar hin,
 Ordnennd Alles zum Zug, und Alles willig sich schickte,
 Dann er, ein Sturm, hinslog, der Erste zu seyn auf
 dem Kampfplatz,
 Da erschien mir, was je ich von Schönheit des Man-
 nes geträumet.

Chloe.

Blieb Myrtill wohl zurück? Bescheiden unter der
 Menge 75
 Barg er den festen Muth, der, wie alles Herrliche,
 ruhig
 In dem heitern Busen ihm wohnt. Was wäre
 Cleant auch,
 Wenn ihm der Ruhige nicht beystand mit weiser Be-
 sinnung.
 Jenen entflammte wüthender Zorn, als der feindli-
 chen Menge
 Wich die kleinere Schaar — er stürzt' in die starren-
 den Speere 80

Blind hinein, schon war er umringt, es verzagten
die Freunde.

Aber Myrtill, er raffte zusammen ein tapferes Häuf-
lein,

Und befreyte den Führer, und ordnete Alles zum
Besten.

Daphne.

Ja, wahr ist's, es reißt zum Ungeheuren der Zorn
oft

Meinen Freund, doch dann enthüllt sich die Fülle der
Kraft erst. 85

Wie im Donner Besuv Gluthström' ausprüht, daß
die Meerfluth

Weithin strahlet den Glanz, und erschütteret das ferne
Gebirg dröhnt,

Also zeigt ihn heiliger Zorn in schrecklicher Ehre.

Chloe.

O, ich fürchte den Zorn, der oft mich selber ent-
zündet,

Darum ehr' ich den Freund, der jeglichem rohen
Triebe 90

Seinen Busen verschließt, und herrscht durch Maß
und Gesinnung.

Wenn mir nun lobernde Gluth aufsteigt im innersten
 Herzen,
 Und sich zeigt am Bogen der Brust und hast'ger Be-
 wegung,
 Dann mit ernstem, ruhigen Blick beschaut er mich
 fragend,
 Ob noch in Worten und That der verhaltene Zorn sich
 gelüftet. 95
 Nicht des belehrenden Wortes bedarfs, ich verstehe
 sein Schweigen,
 Und mir erhellen den Geist Lichtstrahlen des feinen,
 es kehret
 Ordnung und Maß zurück in des Innern dumpfe
 Verwirrung.

D a p h n e.

Achten mag ich es wohl, daß der Mann sich selber
 gebiete —
 Aber das schwächere Reich ist leichter beherrscht, denn
 das starke, 100
 Welchem ein glühendes Volk innwohnet, mit hefti-
 gem Kraftdrang —
 Und des Freundes Zorn, er bereitet das herrlichste
 Glück mir.

Wenn ihn die lodernde Gluth anreizt zu wilder Zer-
störung,

Heiter tändelnd nah' ich mich ihm, und necke den
Wilden.

Weist er mich auch zurück, ich lasse michs nimmer er-
schrecken, 105

Hüpf' empor zu dem Mund, dem drohenden, küß'
ihn im Fluge

Mit muthwilligem Wort, doch liebevoll und ergeben,
Streichl' ihm von hoher Stirn die Unheil deutenden
Furchen —

Und wie des Zephyrs Hauch wegweht vom Himmel
die Wolken,

Also tändl' ich lustig hinweg aus der Brust ihm das
Zürnen, 110

Daß er öfters belacht, was zu wüthendem Grimm
ihn erregte.

Ha, dann fühl' ich mich groß — dem unbesieget kein
Feind blieb,

Ihn besiegete leicht das schwache, liebende Mädchen.

Chloe.

Aber sprich, wie magst du ihm traun? Es verlehret
der Zorn oft

In bethöreteter Wuth das Geliebteste. Möchtest die
Hütte. 115

Du wohl baun an den Berg, dem die Lava zerstörend
entströmet?

Sicherer ist mein Freund, der Herrliche. Heiterer
Himmel,

Wie er den May anlächelt, und nie getrübt vom
Gewitter,

So erscheint sein treues Gemüth in ruhiger Wärme,
Nie sich entzündend in Gluth, und nie erstarrend in
Kälte. 120

D a p h n e.

Lieben magst du ihn wohl, den ewig heiteren Himmel,
Und den ruhigen Sinn, ihm ähnlich an lieblichem
Gleichmaß,

Du, die Fülle der Kraft anreizt zu wechselnder Stim-
mung,

Oft Frohsinn, doch öfter die düstere Trauer erzen-
gend.

Mich gleichmüthige, die ich bedarf zu des Lebens
Bewegung 125

Treibender äußerer Kraft, mich reizt der wolkenbe-
deckte

Himmel, welchem entzucket der Blick, entrasselt der
Donner,

Bis sich das Blut der Natur bewegt im freyeren
Kreislauf.

Scheint jemals die Sonn' uns herrlicher, als wenn
aus Wolken

Sie ins Blau vorschwimmt, und doppelt freundlich
hinausschaut, 130

Und den Berg und das Thal mit Purpurglanze ver-
goldet? —

Darum lieb' ich den Freund, weil ein schönes, be-
deutendes Leben

Er mir gewährt voll Freuden und Leid, voll Fürchten
und Hoffen,

Sinnig und herrlich stets, in kräftiger neuer Gestal-
tung.

Also rühmten die Mädchen im Wechselgespräch die
Geliebten, 135

Chloe, die hohe Gestalt, die düster glühende Jung-
frau,

Rühmte den schönen Myrtill, den Jüngling, heiter
und mäßig;

Daphne,

Daphne, das leichte fröhliche Kind, stets gleiches
 Gemüthes,
 Rühmte den wilden Cleant, den Jüngling mächtiges
 Strebens.
 Ernster wurden mit jeglichem Wort die kofenden
 Mädchen, 140
 Keine verzieh es gern, daß die andre die Palme des
 Sieges,
 Die sie dem eigenen Freunde bestimmt, festhielt für
 den andern,
 Und schon schlich in die Herzen sich leis ein flüchtiges
 Zürnen.

Aber im Morgenglanz herschritten die Jünglinge
 Beide,
 Fröhlich, innig vereint von fester männlicher Freund-
 schaft, 145
 Welche Natur, die weise, geknüpft, die dem Einen
 gegeben,
 Was sie dem Andern versagt, doch Beide reichlich
 beschenkt.

Und von fern erblickten die streitenden Mädchen
 die Freunde,

Und vereinten sich schnell, sich bergend hinter den
Büschchen,
An dem Weg, den die Jünglinge wandelten. Wie sie
nun nahten, 150
Hüpften die Mädchen hervor, mit unversehner Um-
armung
Erst erschreckend das Paar, und dann es herzlich er-
freuend,
Und an die Theuren geschmiegt, vergaßen plötzlich
den Streit sie,
Aber Jeglicher war ihr Freund der Schönste, der
Beste.

XII.

Ueber die schrecklichen Wirkungen,

welche

einstens unser Erdball durch das Zusammenstoßen mit
einem Kometen leiden wird

von

D. A. H. C. Gelpke.

Gehe ich diese schrecklichen und schaudervollen Wirkungen, welche unser Wohnort einstens sowohl in seinem innern Bau, als auch auf seiner Oberfläche zu befürchten hat, darstelle, muß ich zuvor eine allgemeine Uebersicht von der Entstehungsart desselben, und seiner allmählichen Ausbildung zu geben suchen, um danach jene furchtbaren Wirkungen des Kometen, der einstens an unsern Wohnort stoßen, seinen innern Bau zertrümmern, und seine organische Schöpfung zerstören und vernichten wird, richtig beurtheilen zu können.

Die beyden großen Hauptgesetze, wodurch unser Erdball und überhaupt die großen Weltkörper, welche mit ihrem funkelnden Lichte das nächtliche Gewölbe des Himmels so prachtvoll schmücken, und die Millionenmal größer, als unser, uns schon groß scheinender Erdkörper sind, und wodurch das Samenorn in dem Schoße der Erde zu seiner Entstehung und

Ausbildung gelangt, sind die Anziehungs- und Abstoßungsgesetze.

Alles, was wir in der großen Gotteswelt um uns her und in den Tiefen der Erdschichten erblicken, ist auf dem flüssigen Wege entstanden, das heißt: ihr erster Zustand ist ein flüssiger gewesen. Wer verkennet dieses, wenn er an die Entstehung des erhabenen Menschen aus einem kleinen, einem Senfkorne an Größe gleichenden Eye denkt? Und wer vermöchte es zu glauben, wenn es die Erfahrung nicht bestätigte, daß aus demselben der große, erhabene Mensch entspre, der Völkern und ganzen Welt- oder Erdtheilen durch einen Wink zu gebieten, und mit einer Messruthe in der Hand die ungeheuren Weiten der Welten, wohin der Lichtstrahl, welcher in einer Sekunde 41 tausend Meilen zurücklegt, von unserer Erde angerechnet, nicht in Jahrzehenden, sondern erst nach Jahrtausenden, und nach dem von Herschel jüngst entdeckten Weltgebiete erst nach $1\frac{1}{2}$ Millionen Jahren kommt, auszumessen, und die Gesetze, wodurch sie in dem großen Weltenraume schwebend erhalten und umhergeführt werden, auszuforschen vermag? Ist aber der erste Zustand des Menschen in diesem Eye nicht ein flüssiger? Und wie wird derselbe darin entwickelt? Geschiehet es nicht dadurch, daß dem klei-

nen Eye Nahrungssäfte zugeführt werden, die dasselbe, vermöge des großen Anziehungsgesetzes der Natur, an sich zieht, und verarbeitet nach diesem und jenem Theile seines Wesens hinführt oder hin-
stößt?

Ist aber der erste Zustand des Samenkornes in der Hülle der noch unausgebildeten Frucht anders? Und wird die Ausbildung desselben nicht durch gleiche Gesetze vollzogen?

Und sind die ungeheuren Felsenwände, die mächtigen Erd- und Steinschichten der Erde auf eine andere Art entstanden? Sind sie nicht alle aus einem flüssigen Zustande zum Daseyn gekommen? Wer vermag dieses zu läugnen, wenn er die Lagen der Erdschichten und die Krystallisationen in denselben, welche deutlich genug den Weg ihrer Entstehungsart bezeichnen, mit Aufmerksamkeit betrachtet? Und muß daher unser Wohnort, der aus diesen mächtigen Felsenmassen zusammengesetzt ist, nicht auf eine gleiche Art entstanden seyn?

Aus allen diesen erhellet also, daß unser Wohnort einstens, als er dem Chaos des unendlichgroßen Schöpfungsraumes entschlüpfte, nichts weiter, als eine und zuerst wahrscheinlich unbedeutende Art von

Wasserball gewesen sey, der sich hierauf durch die Vereinigung mehrerer solcher Bälle an Masse vergrößert hat und hinangewachsen ist.

Die Annahme einer solchen Entstehungsart unseres Wohnortes setzt aber voraus, daß einstens der ungeheure Schöpfungsraum, der eben so unendlich ist, wie das Wesen, welches ihn einstens werden hieß, mit einem feinen Weltstoffe angefüllt und übersättigt gewesen seyn muß, welcher sich hierauf hier und da durch irgend einen Wink der höheren Natur, oder durch irgend einen uns unbekanntem Erzeugungsprozeß von der Weltmasse getrennt und vereinigt, und gleichsam zu Wasserbällen, vermöge der in allen Stoffen wohnenden allgemeinen Schwere, gebildet habe.

Da aber die Menge der kleinen Weltmassen, die dem Schoße des großen Schöpfungsraumes entschlüpft waren, im Anfange unzählig groß muß gewesen seyn, und sie deswegen beynahe dicht an einander schwebend müssen gestanden haben, wobey auch die anfängliche Richtung ihres Laufes, welche ihnen von dem sie bildenden Stoffe mitgetheilt worden war, noch nicht gehörig geordnet seyn konnte, so war es wohl natürlich, daß sie an einander stoßen, dadurch zusammenfließen und sich an Masse vergrößern mußten.

Als nun hiedurch ihre Menge geringer wurde, so konnte auch das Zusammenfließen derselben nicht mehr so häufig erfolgen, wodurch sie daher Ruhe in ihrem Innern erhielten und vermögend gemacht wurden, die ihnen beygemischten Theile fallen zu lassen, und Kerne und Schichten zu bilden.

Diese Bildungsart mußte aber nach ebendenselben Gesetzen der Schwere erfolgen, nach welchen Wasser in einem Glase die hineingeschütteten Erdtheile fallen läßt, wo die schwereren Theile zuerst, und hierauf die leichtern niederfallen, und wodurch dasselbe alsdann verschiedene Schichten über seinem Boden bildet und anhäuft. So mußten auch die kleinen Weltmassen die ihnen beygemischten Stoffe niederfallen lassen, und dadurch kugelförmig gebildete Schichten, und zwar nach ihrer Schwere gereihet, um ihre Mittelpuncte bilden.

Hieraus würde also folgen, wenn nicht eine mächtige Revolution dieses verändert hätte, daß wir in den Tiefen der Erde die schwerern Stein- und Erdschichten, als die Granitmassen, jederzeit tiefer liegend, als die leichtern Kalk- und Thonschichten erblicken müßten, welches aber nicht der Fall ist. Sondern, wenn wir den Schoß unseres Erdballes aufschließen, so finden wir hier und da 1) die Granit-

massen über Kalkmassen gelagert *), 2) die Schichten derselben nicht überall kugelförmig oder wagerecht geordnet, sondern in allen nur möglichen Lagen und Richtungen liegend, wie dahin geworfen, und 3) die Klüfte zwischen denselben ebenfalls nicht immer wagerecht oder horizontal, sondern oft stehend, wie wenn Felsenmassen an Felsenmassen geschoben an einander gedrängt worden wären; daher sieht es in dem Innern der Erde eben so aus, wie man die Trümmern eines zusammengefallenen Gebäudes über einander liegend erblickt.

Was folgt hieraus? Doch wohl nichts Anderes, als daß unser Wohnort durch mächtige Revolutionen in seinem Innern zerstört und zertrümmert worden sey. Und da eine solche Revolution nicht durch innere Gährungen oder unterirdische Feuer, die wohl einzelne Gegenden der Erdoberfläche zu verwüsten und Felsenmassen empor zu heben, aber nicht Felsenmassen über Felsenmassen zu schleudern, und sie so hin zu werfen und zu zertrümmern vermögen, wie sie zertrümmert und hingeworfen sind, hervorgebracht wer-

*) Untersuchungen über den Ursprung und die Ausbildung der gegenwärtigen Anordnung des Weltgebäudes von dem Marschalle von Bieberstein. Und meine allgemeine Darstellung der Oberfläche unseres Sonnengebietes.

den kann, so folgt hieraus, daß dieses nur durch das Zusammenstoßen fester Weltkörper an unsere Erde bewirkt worden sey.

Von der Wahrheit der Behauptung dieses Satzes wird man demnach überzeugt 1) durch den ganzen innern zertrümmerten Bau der Erde. 2) Dadurch, daß der Lauf der kleinen Weltmassen im Anfange des großen Weltenprozesses, wo sie den ersten flüssigen Zustand verloren hatten, und durch die Bildung der Schichten in ihrem Innern zu festen Massen übergegangen waren, und wo jeder neue Zuwachs an Größe auch die Richtung ihres Laufes veränderte, noch nicht gehörig angeordnet und geleitet seyn konnte, weswegen sie daher häufig auf einander stoßen mußten. 3) Durch die Erscheinung so vieler kleiner unausgebildeter Weltkörper, indem sich noch immer aus der Weltmasse, wie es scheint, Stoff zu Weltkörpern absondert und niederschlägt, die man Feuerkugeln nennt, und die so lange in dem Weltenraume umher zu laufen scheinen, bis ihre Schwungkraft durch das Nahekommen an irgend einen größern Weltkörper geschwächt oder wohl ganz vernichtet wird, wo alsdann eine Vereinigung des kleinern Weltkörpers mit dem größern erfolgt.

Hiervon überzeugen uns folgende Beispiele:

Im Jahre 1676 den 21. März erschien eine solche Kugel, die etwa $\frac{1}{4}$ deutsche Meile im Durchmesser hatte, und mit einer Geschwindigkeit von 160 geogr. Meilen in einer Sekunde über Dalmatien, das Adriatische Meer und Italien dahineilte, südwärts von Livorno zersprang und zertrümmert ins Meer fiel.

Im Jahre 1719 wurde eine solche Kugel in England beobachtet, die in einer Sekunde 300 geogr. Meilen zurücklegte, also weit die Geschwindigkeit der Erde in ihrem Laufe, welche in einer Minute nur 240 Meilen macht, übertraf, 3560 Fuß im Durchmesser besaß, und in einer Höhe von 64 deutschen Meilen erblickt wurde.

Im Jahre 1758 wurde hier ebenfalls eine solche Kugel erblickt, welche in einer Sekunde 6 deutsche Meilen zurücklegte, 4340 Fuß im Durchmesser groß war, und zuerst in einer Höhe von 20 und nachher von 5 bis 7 deutschen Meilen gesehen wurde.

Und die letzte Erscheinung in dieser Art ist die Feuerkugel von 1783 gewesen, welche in einer Höhe von 12 bis 13 deutschen Meilen über England und Frankreich dahin lief, und auch in Rom soll beobachtet worden seyn. Mehreres hierüber findet man vom D. Chladni „Ueber den Ursprung der von Pallas

gefundenen, und anderer ihr ähnlichen, Eisenmassen.
Leipzig 1794. 4 gr." gesammelt.

Zu diesen Erscheinungen, welche nicht in unserer Atmosphäre, indem diese nur 9 bis 10 Meilen hoch ist, können erzeugt, auch nicht von ihr getragen und umhergeführt werden, gehören höchst wahrscheinlich auch die sogenannten Mondsteine, die an Größe den Feuerkugeln wenig nachstehen. Die merkwürdigste, durch gerichtlich abgehörte Zeugen und mit Dokumenten bestätigte Erscheinung in dieser Art ist diejenige, welche sich den 26. May 1751 in der Gespannschaft Ugram *) im obern Slavonien ereignete. An diesem Tage bemerkte man nämlich des Abends um 6 Uhr gegen Osten am Himmel eine Art feuriger Kugel, welche, nachdem sie in zwey Theile mit sehr großem, einen Kanonenschuß übertreffenden Knalle zersprungen, in Gestalt zweyer in einander verwickelter Ketten mit solchem Getöse, als wenn eine große Menge Wagen durch die Luft gewälzet worden wäre, auf die Erde gefallen, wovon das eine Stück, 71 Pfund schwer, in einen acht Tage zuvor gepflügten Acker drey Klafter tief in den Boden hineingedrungen

*) Siehe Bergbaukunde vom Abbé Stüz, Adjunkt am Kaiserl. Naturalienkabinet in Wien.

ist. Das andere Stück, 16 Pfund schwer, ist auf eine Wiese, 2000 Schritte von jenem entfernt, gefallen, und hat ebenfalls eine Spalte von fast zwey Ellen weit zurückgelassen. Von diesen beyden Stücken ist das größere nebst der Urkunde von dem Bischöflichen Konsistorium zu Agram an das Kaiserl. Naturalienkabinet in Wien geschickt worden, wo es aufbewahrt liegt.

Beyspiele dieser Art könnte ich noch weit mehrere anführen, wenn ich nicht diese zum Beweise meiner Behauptung für hinreichend hielte, und wovon man über 30 in der vortrefflichen Abhandlung „über Massen und Steine, welche auf die Erde gefallen sind“ von dem Herrn Freyherrn von Ende gesammelt und ausführlich beschrieben findet.

Indessen darf ich hiebey die Erscheinung einiger Kometen, welche noch in einem unausgebildeten, mehr flüssigen als festen Zustande zu seyn scheinen, indem einige gar keinen Kern in ihrer Mitte, andere einen sehr unbedeutenden zeigen, und deren Lauf so unbestimmt und von dem Einflusse größerer Weltkörper so abhängig noch zu seyn scheint, daß der tiefste Kalkul sich dabey verirrt, nicht unberührt lassen.

Aus allen diesen erhellet also, daß es nicht allein Weltkörper in einem flüssigen und noch unausgebilde-

ten Zustände in dem großen Weltraume gibt, welche mit einem unangeordneten, von andern Weltkörpern sehr abhängigen Laufe durch denselben dahin eilen, bis sie von diesem oder jenem angezogen werden, sondern daß auch kleinere Weltmassen durch ihr Zunaherkommen an die Erde, wodurch ihre sie leitende Schwungkraft von der stärkern Anziehungskraft unseres Wohnortes geschwächt, auf dieselbe gestürzt sind.

Wenn sich nun solche Vereinigungen fremder Körpermassen mit der unseres Wohnortes in neueren Zeiten zugetragen haben, ist es dann wohl nicht sehr wahrscheinlich, daß in noch früheren Zeiten, besonders zu der, wo die Menge der kleinen Weltmassen weit größer war, als jetzt, und viele von ihnen, wo nicht alle, in einem noch unangeordneten Laufe dahin schwebten, weit mehrere solcher Zusammenstürze erfolgen mußten — und daß auch Massen von bedeutender Größe auf unsern Wohnort müssen gestürzt seyn, welche nicht allein seinen innern Bau erschüttert und zerstört, sondern auch Felsenmassen, wie Berge auf ihn müssen aufgesetzt haben?

Vielleicht ist auf diese Art einstens Amerika, welches weit höher, als die übrigen Erdtheile über der Meeresfläche erhaben liegt, aufgesetzt, wodurch das Wasser daselbst weggedrängt, zu großen Wasserbergen

auf der andern Seite der Erdoberfläche angehäuft, und wodurch vielleicht die Noahische Fluth, oder eine andere des grauen Alterthumes hervorgebracht worden ist!

Daß nun aber unser Wohnort mehrere solcher Zusammenstürze von bedeutenden Weltmassen wirklich erlitten habe, zeigt deutlich nicht allein, wie schon angeführt ist, sein innerer Bau, sondern auch die große Menge von organischen Wesen, welche unter den Felsenmassen verschüttet liegen, und die ihr Grab nicht durch Fluthen, sondern nur durch gewaltsame Verschüttungen und Zusammenstürzungen von Felsenmassen auf Felsenmassen hier können gefunden haben. Denn wenn jene Menge von Ueberresten der organischen Schöpfung durch Fluthen hierher geführt worden wäre, so würde man die Knochen derselben nicht so gut erhalten, sondern vom Wasserstoffe zerstört und in Steinmasse umgeschaffen, oder in Abdrücke dargestellt angetroffen haben und noch antreffen. Hieraus erhellet also, daß ein großer Theil jener Wesen, wo nicht alle, durch einen Aufsturz eines fremden Weltkörpers auf unsere Erde verschüttet worden ist.

Aber wie furchtbar, wie grausenvoll müssen solche große, mächtige Naturscenen, die nicht allein das
Innere

Innere der Erde erschüttern und hier und da zerstören, sondern auch die lebende Schöpfung in einem Nu in ein Nichts verwandeln, seyn! Denn schon wenn ein Weltkörper von einer Größe, wie unser Mond ist, der das Meerwasser unter der Linie zu einer Höhe von 2 bis 3 Fuß, in einer Breite von 30 bis 50 Grad aber zu einer Höhe von 50 Fuß, wie es bey der Insel St. Malo der Fall ist, erhebt, sich unserem Wohnorte nähern, und näher, als jener uns ist, kommen würde, würde nicht allein das Meer aus seinen Ufern treten, und die ebenen, von Menschenhänden jüngst bearbeiteten, lachenden Fluren der schönen Natur überschwemmen, sondern bey seinem immer Näherkommen würde das Wasser sich immer mehr zu Wasserbergen anhäufen, hier und da seinen Boden gänzlich verlassen, und endlich mit allen seinen Bewohnern über Felsenmassen hinüberfluthen, und die schöne, grünende Natur in ein todtes Chaos und die lebende Schöpfung in ein Nichts verwandeln. Und wenn endlich jene Weltmasse auf unsern Weltkörper stürzen würde, so würde nicht allein das Wasser unter ihr weggedrängt und zu den Seiten mit Gewalt über Berge und Thäler, über Fluren und Wälder zu strömen gezwungen werden, wodurch das,

was jüngst noch Land war, zum Meere, und was jüngst noch Meer war, zum festen Lande umgeschaffen werden würde, sondern es würde auch der Mittelpunkt der Erde, nebst ihrem Schwerpunkte, und die Umwälzung derselben um ihre Achse, sowohl in Ansehung der Geschwindigkeit, wie auch der Richtung verändert werden, wodurch das, was jüngst Nord- und Südpol war, vielleicht zum Aequator gemacht werden würde — auch würde dieselbe in der Gestalt und Lage ihrer Bahn, wie auch in ihrem Abstände vom Sonnenkörper, und in ihrem Umlaufe um denselben eine große Veränderung zu leiden haben. Solche große und mächtige Veränderungen möchten sich also mit unserem Erdkörper zutragen, wenn ein Weltkörper von Bedeutung auf ihn stürzen würde.

Und daß derselbe schon solche große Veränderungen mehr als ein Mal erlitten habe, leuchtet aus dem schon oben Angeführten, wie auch daraus hervor, daß man Bewohner des tiefen Meeres auf den Gipfeln der höchsten Felsenmassen, wohin sie nur eine mächtige, grausenvolle Fluth kann geführt haben, begraben liegend gefunden hat — aber auch noch daraus, daß man in unseren Gegenden und in denen, welche mit denselben in gleichem Abstände

vom Aequator liegen, Ueberreste von Thieren, die nur in heißen Gegenden haufen können, in Menge unter der Erdmasse verschüttet liegend findet, welches daher voraussetzt, daß diese Gegenden einstens warme müssen gewesen seyn. Und eben so findet man in unseren Gegenden unter der Erde Spuren von Meerbewohnern, und darüber von Landthieren liegend, welche hinlänglich einen Beweis für mehrere Revolutionen, welche unsere Gegend einstens erlitten hat, darreichen.

Jetzt fragt es sich nun, wird unser Erdkörper eine solche Revolution ein Mal wieder zu leiden haben? Und wenn er solche zu leiden hat, wann wird sie denn eintreten?

In der ganzen Natur finden wir, wo wir unsere Blicke nur hinwerfen, Vergehen und Entstehen zur Verjüngung und Verschönerung des Ganzen. Denn wenn der Wurm und der Baum ihre Bestimmungen, jener als Wurm, dieser als Baum erreicht haben, so sterben sie dahin, lösen sich in ihre Bestandtheile auf, und dienen dadurch der schönen Natur zur Verjüngung. So ist auch der mächtige Felsen dem Zahne der Zeit unterworfen, welches die Spitzen der Pyrenäen durch ihr Vergehen bestätigen.

So wie nun Alles auf unserem Erdballe vergehet, wodurch sich die Natur hier verjüngt, so ist auch dieses das Hauptgesetz des großen Schöpfungsgebietes; daher sind schon Weltkörper vergangen und haben sich in kleinere Massen aufgelöst, und so werden auch einstens die übrigen Weltkörper vergehen oder umgeschaffen werden, wenn sie in der großen Reihe der Dinge das nicht mehr nach dem großen Weltplane seyn können, was sie darin seyn sollten, nämlich einer bestmöglichst großen Menge von Geschöpfen zum frohen Wohnplaz zu dienen. Daher wird auch unser Wohnort einstens das nicht mehr seyn, was er jetzt ist, sondern wird sich entweder in kleinere Massen auflösen, oder durch den Aufsturz eines andern auf ihn an Masse vergrößert werden.

Aber wann wird diese Zeit anheben? Die Zeit, wo unser Wohnort nicht mehr die Fülle von Nahrungstoff seinen auf ihm lebenden Geschöpfen wird darreichen, und wo daher nicht mehr die Menge von Geschöpfen auf ihm sich wird freuen können, wird alsdann Statt finden, wenn die Erdbachse eine senkrechte Stellung gegen den Sonnenkörper wird erhalten haben, wo alsdann ein beständiger Frühling in den gemäßigten und kalten Gegenden der Erde herr-

schen — wo daher alles grünen und wohl blühen, aber nichts reifen wird.

Nimmt man nach Vega's Tafeln die Abnahme der schiefen Stellung der Erdachse gegen den Sonnenkörper, welche in diesem Jahre $23^{\circ} 27' 47'' 5$ ist, in 100 Jahren zu 50 Sekunden an, so würde jene senkrechte Stellung erst nach 171,294 Jahren erfolgen. Also welche geraumvolle Zeit! — die der Menschheit zur Entwicklung ihrer erhabensten Seelenkräfte noch vergönnt ist. Welche große Fortschritte wird sie daher in den Künsten und Wissenschaften, besonders in der Erd- und Himmelskunde, und in den mit dieser verwandten, nicht noch machen, besonders wenn sie so fortschreitet, wie sie in den letzten Jahrzehenden fortgeschritten ist! Und auf welcher hohen Stufe der Ausbildung wird sie dann nicht in den letzten Jahrhunderten dieser geraumvollen Zeitperiode stehen!

Doch fragt es sich jetzt: haben wir nicht von einem andern Weltkörper früh oder spät eine Zerstörung unseres Wohnortes und eine Vernichtung der ganzen organischen Schöpfung zu erwarten? Und von welcher Art von Weltkörpern haben wir solches zu besorgen?

Wenn ein Mal eine solche Zerstörung unseres Wohnortes sich ereignen sollte, so kann diese nur von einem Kometen bewirkt werden, indem die 11 Planeten mit ihren 20 Nebenplaneten, welche mit der Erde fast in gleicher Ebene ihren Lauf von Abend nach Morgen um den prachtvollen Sonnenkörper beginnen, in solcher genauen Verbindung zusammen stehen, daß der eine von dem andern nichts zu befürchten hat. Denn bey ihnen herrscht das genaueste Verhältnißmaß in Ansehung der Entfernung von einander, auch stimmen ihre Massen und Größen mit ihren Entfernungen überein, und ihre Entfernungen stehen wieder in einem gewissen Verhältnisse mit ihren Umlaufzeiten.

So ist alles hier verkettet und nach der höchsten Weisheit angeordnet, worüber der nachdenkende Mensch, wenn er dieß Alles überblickt, in tiefes Staunen und stille Bewunderung über die Größe seines Gottes versetzt wird.

Aber so ist es nicht mit den Kometen, weil diese das ganze Sonnenreich durchkreuzen, und deswegen bald von dieser, bald von jener Gegend des Himmels hergeeilt kommen. Sie sind daher bald nahe, bald sehr weit von dem alles belebenden Sonnenkörper

entfernt, durchschneiden deswegen bald hier, bald dort die Bahn eines Planeten, und kommen bald diesem, bald jenem sehr nahe. So durchwandern allein acht Kometen den Raum zwischen Erde und Venus, von welchen der im Jahre 1680 nur 96 tausend geogr. Meilen, der von 1684 an 185 tausend geogr. Meilen und der von 1770 an 300 tausend geogr. Meilen von uns entfernt war, und der von 1743 durchschnitt sogar unsere Erdbahn.

Da nun die Anzahl dieser Weltkörper, nach der Berechnung von Lambert, an 4000 ist, die bald hier, bald dort bey ihrer Sonnennähe in die Bahn eines Planeten treffen, so ist es schon deswegen nicht sehr unwahrscheinlich, daß einmal einer von diesen dem Erdkörper sehr nahe kommen, und auf ihm eine große Revolution bewirken kann. Aber wir wissen dieses weit gewisser aus der zuverlässigen Berechnung des großen Astronom, des Herrn D. Olbers in Bremen *), die derselbe darüber angestellt und dadurch ausgemittelt hat, daß in einem Zeitraume von 88000 Jahren nur ein Mal ein Komet der Erde so

*) S. Monatl. Correspondenz vom Freyherrn von Zach, 22. Band. S. 429.

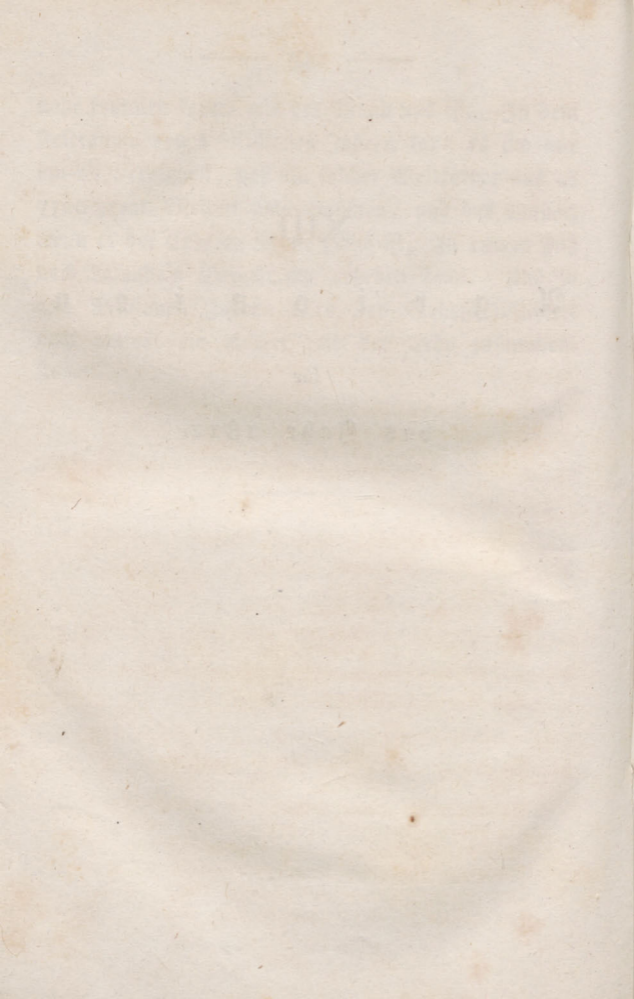
nahe kommen kann, wie der Mond uns ist. In dem Zeitraume von 4 Millionen Jahren kann es sich nur ein Mal ereignen, daß ein solcher Weltkörper uns an 7700 geogr. Meilen nahe kommen, und das Wasser, wenn er der Erde an Masse gleich ist, zu 18000 Fuß nach Lalande's Berechnung erheben kann. Und in 220 Millionen Jahren wird der Wahrscheinlichkeit nach einmal ein Komet mit der Erde zusammenstoßen.

XIII.

A g r i o n i e n

für

das Jahr 1812.



B r a u t f r a n z .

Ich sah ein Bräutchen lieb und hold
 Jüngst vor dem Spiegel schmücken;
 Es wallten Locken, hell wie Gold,
 Frey über Hals und Rücken;
 Des Frühlings Horn lag ausgestreut
 Im Zimmer auf dem Tische;
 Was Ost und West und Süden beut,
 Stand hier in Wunderfrische.

Zum Gärtchen stahl ich mich hinab
 Von süßem Neid durchdrungen,
 Und sah ein Blümchen, das den Stab
 Mit zartem Arm umschlungen;
 Gar nett und zierlich war sein Bau,
 Ein Trinkhorn für die Bienen;
 Der Grund war weiß, der Rand war blau,
 Mit Violet durchschienen.

Es sprach: „Was ficht dich Unmuth' an,
 Daß mit des Auslands Gaben
 Es Andre dir zuvorgethan;
 Du kannst wohl näher haben.
 Gilt höher nicht ein zarter Sinn,
 Als Duft und eitles Prangen?
 Zum Dichter drängt sich Niedres hin,
 Um Weihe zu empfangen!“

„Wo gäbs ein schöner Bild, als mich,
Für treue, deutsche Mädchen?
Wer schlingt sich fester an, als ich,
Mit tausend Liebesfädchen?
Noch eins! wird klügelnder Verstand
Dein Kränzchen wenig preisen;
So sprich: daß ich es dennoch wand,
Hat diese mir geheissen.“

„Auch mich“ — rief sanft die Nachbarin —
„Kannst du nicht wohl entbehren;
Nicht bloß, weil mich als Königin
Die Töchter Florens ehren;
Nicht bloß, weil ich die zärtste Haut,
Wie Dichter wissen, ziere;
Nein! mehr noch, weil ich von der Braut
Des Namens Hälfte führe.“

Doch wo nehm' ich die andre her? . . .
Da rief's aus dichten Zweigen:
„Wohl hätt'st du recht, wenn ich nicht wär!
Mußt schon ein wenig steigen!
Verschmähe meine Blätter nicht
Und diese zarten Blüten,
Die dir mit Duft und Silberlicht
Die zweyte Hälfte bieten!“

„Auch mich nimm auf in deinen Kranz!“ —
Scholl's dann vom Beet aufs neue —
„Zwar schmückt mich weder Duft, noch Glanz,
Nur matte Himmelbläue;
Doch gab Natur mir Mädchenzier,
Als sah man Locken wehen;
Mein Name leiht die Schildrung dir,
Wie du die Braut gesehen.“

„Mag jene schmachten“ — rief sodann —
 „Ich zeige meine Flammen
 Mit Kleid und Wort . . . und niemand kam
 Ein feurig Herz verdammen!
 Wie möchte wohl ein junges Blut
 Das, was ich nenne, missen?
 Zwey Fackeln gleich sey Amors Blut
 Vereint mit Hymens Küssen!“

„Komm“ — rief mit Neckerey und Spott
 Ein gelbes Kind der Wiesen —
 „Mein Name eint den Hirtengott
 Süß schmeichelnd einem Riesen,
 Den frommer Glaube heilig nennt;
 Auch dient die leichte Sohle
 Der Schönheit mächt'gem Regiment
 Zum freundlichen Symbole.“

„Freund! willst du nicht ein bittend Wort“ —
 Klangß wundersüß daneben —
 „Bald zieht die schöne Braut ja fort . . .
 Mit in dein Kränzchen weben?
 Du weißt es ja, ich blühe gern
 Auf treuer Freundschaft Pfaden;
 Mein zartes Blau, mein goldner Stern,
 Prangt schon in gnug Charaden.“

„Und einen Wunsch für dauernd Glück?“ —
 Beschloß es an der Laube;
 Auf schlanke Kelchlein traf mein Blick,
 Gepaart zu mancher Traube —
 „Drey Worte, einfach, treu gemeint
 Kann ich dem Kranze geben;
 Das holde Paar soll schön vereint
 Nach meinem Namen leben!“

*

*

*

So geh denn hin, du kleiner Kranz
 Zuerst von blauer Binde
 Und blühe bis zum Abendtanz
 Der theuern Rosa-Linde;
 Noch grünt das sanfte Myrtenreis
 Der holden Braut in Haaren;
 Doch bald wird Liebe brennend heiß
 Dem Myrtenzweig sich paaren.

Dann sinkt der Myrtenkranz herab,
 Und Liebe wird regieren,
 Pan-Löffelchen den Feenstab
 Von nun an huldreich führen;
 Mir blühe ein Vergißmeinnicht
 Von fernem Strand herüber;
 Es dauere, wie mein Leytes spricht,
 Ihr Glück je länger lieber!

F. Kind.

I.

C h a r a d e.

Die Erste strebt, den Zweck des Daseyns fühlend,
 Von ihrer Wiege himmelan;
 Mit dem Orkan im Kampf, mit leisen Lüften spielend,
 Verläßt sie der Gewürme Bahn.
 Des Hauptes Kraft treibt sie nach allen Seiten,
 Dem Schwächern Schutz und Labung zu bereiten,
 Und, echter Freundschaft gleich, behält sie ihren Werth,
 Hat längst ihr Sturm und Zeit der Schönheit Reiz zer-
 stört.

Die Zweyte streut bald Gift, bald hoher Tugend Samen
 In junge Herzen aus; ist unter tausend Namen
 Hier Zeitvertreib und lehrendes Gedicht,
 Dort in des Wissens Nacht dem Forschenden ein Licht.
 Das Ganze dienet dir, in Worten und in Bildern
 Der künftigen Erinnerung zu schildern,
 Wie gut es der und jener Freund
 Mit deinem Glück und seinem Wunsch gemeint.

E. Albrecht.

2.

P a l i n d r o m.

Einsylbig.

Es scheinert und lügt,
 Es necket und trägt,
 Und wollt Ihr's entkleiden;
 So sucht es zu meiden.

Umgekehrt.

Es bindet und engt,
 Es drückt und drängt,
 Wohl mächtet Ihr's lösen,
 Wahr's liebliche Blößen.

Bachmann.

3.

„Die Letzten mußt Du mir nicht bieten,
 „Wenn ich die Summe geben soll:
 „Stellt mich Dein Erstes nicht zufrieden?
 „Du mir die Letzten? bist Du toll?“ —
 So ließ jüngst A sich gegen B vernehmen:
 Und keiner wollte sich bequemen,
 Von seinem Sinne abzugehen, —
 Drum sah man noch das Ganze drauß entsiehn;
 Doch ohne weitere Folgen ging's zu Ende,
 Und freundlich gab man sich zuletzt die Hände.

Bachmann.

4. Cha:

4.

C h a r a d e.

Mein Ganzes prangt mit Vögeln, Fischen
 Und andern Dingen auf den Tischen.
 Veränderst Du der Sylben Stand,
 So isß als Charte Dir bekannt.

Jh. Körner.

5.

C h a r a d e.

Die Erste düstert,
 Die Zweyte knistert,
 Das Ganze lullt mit sanftem Schein
 Dich in des Schlummers Träume ein.

Jh. Körner.

6.

C h a r a d e.

Als die erste Sylbe noch
 War zu finden hie und da,
 Lebte sich gar lustig doch,
 Oft war schnelle Hülfe nah,
 Wenn man noch in Noth sich dachte;
 Gaben sonderbar und reich
 In das Haus der Storch oft brachte,
 Klein ward groß und hart ward weich.
 Mit der zweyten Sylbe auch
 War es dort ein eigener Brauch,
 Jetzt muß mühsam man's erringen,
 Will darauf man etwas bringen,
 Damals ohne Sorg und Noth
 Es wohl oft von selbst sich bot,
 Mit Genüssen aller Art,
 Die die karge Zeit jetzt spart.
 Wohl gelehrt ein wenig ist
 Was das Ganze Dir benennet,
 Doch da klug Du, Leser! bist,
 Und Dein Geist nach Osten brennet,
 Wie es jetzt die neuste Mode,
 Wirst mit sinniger Methode
 Du in alter Götterlehre
 Schon den Namen auch ergründen,
 Den geschmückt mit großer Ehre
 Wir im alten Cultus finden.

 Th. Heil.

7.

L o g o g r a p h .

Setzt meinem Kopfe einen noch voran,
 So wird man ein Geschöpf erblicken,
 Geschaffen, um dem Ehemann
 Den Kopf nach Willkühr zu verrücken.
 Von vorn' und hinten lautet's gleich,
 Es ist an List und Ränken reich,
 Mich selbst, aus dem es doch gemacht,
 Hatz, wie Ihr wißt, uns höchste Gut gebracht.

Bachmann.

8.

K a r l a n A m a l i e n .

Charade.

Die erste Sylbe trennt uns beyde
 Im Aug' der Welt, doch unsre Herzen fühlten,
 Daß sie nur stolze Thoren scheide,
 Und nie wird drob die Gluth in uns verfühlen.
 Gern nahm' ich mit Gewalt Dich an die Brust,
 Die mir die strengen Leitern vorenthaltten,
 Dich, meines Lebens einz'ge, höchste Lust,
 Doch ach! sie unterliegt den Staats-Gewaltten,
 Und aufgebracht durch das, was ich gethan,
 Ließ mich wohl mit der zweyten Sylbe fesseln
 Der Vater, dem verrückt ich seinen Plan,
 Und statt der Rosen lag' ich dann auf Messeln.

Drum sey das Ganze! Ich auch will es seyn,
 Dadurch wird treue Liebe dennoch siegen,
 Und bist Du dann nun endlich, endlich mein,
 Will ich, ein Gott, in Deinen Armen liegen.

Lh. Hell.

9.

C h a r a d e.

Liebtlich zwitschern zwey und drey
 Auf den Bäumen frank und frey,
 Bis von ihnen Eins sich zeigt,
 Zwar ein kleiner Buchstab nur,
 Doch so fest in der Natur,
 Daß er nimmer von ihr weicht.
 Dann wird plötzlich etwas drauß,
 Das sich mühsam baut sein Haus
 In der Erde, eng und klein,
 Doch im freundlichen Verein,
 Das umher sich fleißig treibt
 Und für Dich ein Muster bleibt.

Lh. Hell.

10.

S o m o n y m e.

Wenn Dein Finger auf der Ersten meistert,
 Schwelgt in Harmonie der trunkne Sinn,
 Und der Seele Zweyte trägt begeistert
 Mich zu bessern Welten hin.

Lh. Kbrner.

II.

S o m o n y m e.

Die Erste ist der Frauen zarte Lust,
 Ein stiller Schmuck zum festlich schönen Kleide.
 Fühst Du den Gott in Deiner stolzen Brust,
 So biete kühn der ganzen Welt die Zweyte.
 Die Dritte findet man im deutschen Kartenspiel,
 Doch gilt sie nur bey'm Solo viel.

Th. Körner.

12.

C h a r a d e.

An sich gilt meine erste nie,
 Und doch bestimmt sie Mann und Frau
 Und einen oder mehr genau,
 Und spricht das Urtheil über sie,
 Aus mancherley die zweyt' entsieht,
 Oft schmücket sie das Zimmer euch,
 Oft aus gelehrter Hand sie geht,
 Oft schützet sie der Ceres Reich.
 Das Ganze nennt den frommen Mann,
 Der wandernd sich casieht und plagt,
 Ihr treffet ihn am besten an,
 Wenn ihr Schehezeraden fragt.

Th. Hell.

13.

Charade.

Ich ging zu meines Gartens bunten Beeten,
 Der Hauch der letzten Sylbe hatte eben
 Den Blumen neuen Schmelz gegeben,
 Und schon begann die Rose sich zu röthen.
 Da zitterte auf einmal in den Lüften
 Die erste Sylbe sanft und wunderbar,
 Es ward der Himmel noch einmal so klar,
 Und lieblicher fühl' ich die Blumen düften.
 Ich eilte nach dem ersten Ursprungs-Orte,
 Da saß, daß er das Echo rings erwecke,
 Von Schafen rings umtanzt an meines Gartens Hecke,
 Ein Schäfer mit dem ganzen Worte.

Th. Hell.

14.

Palindrom.

Lies mich von vorn, lies mich von hinten,
 Ich bleibe stets mir selbstien gleich,
 Im Steinreich wirst Du mich nicht finden,
 Auch nicht im weiten Pflanzenreich.
 Die Hand hab ich wohl oft geboten
 Dem Aberglauben unbewußt,
 Und bin, sing ich auch nicht nach Noten,
 Der kleinen Kinder Ohrentlust.

Th. Hell.

15.

C h a r a d e .

Die erste Sylbe.

In mir zeigt sich der Held, doch auch der Ackerzmann,
Aus mir sproßt Leben auf, doch Tod auch dann und wann.

Die zweyte und dritte Sylbe.

Ich theile meistens was vorher vereint gewesen,
Ihr könnt im A b c die Warnung vor mir lesen.

Das Ganze.

Ein kluger Mann bin ich, der Gränzen euch bestimmt,
Und Höhen deutlich kennt, die er doch nicht erklimmt.

Lh. Hell,

16.

C h a r a d e .

Die erste findet nie sich auf dem Lande,
Auch niemals wohl in Luft und Meere,
Sie hauset Reichthum, Glück und Ehre,
Oft aber Armuth auch und Schande.
Die beyden letzten Sylben spricht
Berlin und Hamburg wahrlich nicht,

Doch wo beym Nepomuk sie schwören,
 Kömmt ihr sie mehr als billig hören.
 Das Ganze zeigt den Mann euch an,
 Der etwas ist, und doch nicht recht,
 Ost König scheint, und bleibt doch Knecht,
 Kurz, nur für andre handeln kann.

Lh. Hell.

17.

Erste Sylbe.

Am meisten liebt man mich, wenn frisches Grün entspricht,
 Wohl Manchem dien' ich dann als Mittel, zu gesunden,
 In vielen Speisen pfleg' ich Euch zu munden,
 Und eine liebre ich, die man sehr oft genießt.

Das letzte Sylbenpaar.

Viel Geld bedurfte es und Zeit, eh' ich entstanden,
 Ich werde schwerlich je von Reisenden entbehrt,
 Und ward an mir des Meisters Kunst zu Schanden;
 So werd' ich gleichwohl noch mit Schmähungen beehrt.

Das Ganze.

Bey wolkenleerer Nacht nur kann ich Euch erscheinen,
 Dem Thal der Niedrigkeit wird Euer Herz entrickt,
 Wenn sinnend Ihr nach meinen Höhen blickt;
 Die Größ' und Vielheit find's, die sich in mir vereinen.

Bachmann.

18.

S o m o n y m e.

Ich soll mich auf die Erste mit Euch schlagen? —
 Das können meine Nerven nicht vertragen;
 Viel lieber zahl ich zum Vergleich
 Zweyhundert von der Zweyten Euch.

J. h. Körner.

19.

Wer meinen letzten Vieren sich ergeben,
 Der liebt die Ruh' im Thun und Leben,
 Ihn kummert zwar und schreckt es nicht,
 Wenn seine Freuden ihm das Erste unterbricht,
 Er weiß des Schmerzes Ungesüm zu zügeln;
 Doch wird auch nie das Ganze ihn besflügeln,
 Mit diesem wird er nie ans Herz die Freude drücken,
 Und schwer den trägen Sinn der Alltagswelt entrücken.

Bachmann.

C h a r a d e.

Die Erste drückt die Brust des Feigen und des Bösen;
 Wohl ihm, wenn er die lastende noch fühlt!
 Er kann mit Muth die schwebde Kette lösen,
 Die an den Staub ihn angeschmiedet hielt;
 Wo nicht, so wird der Schmerzenslaut der Zweyten
 Vergebens einst dem Busen ihm entgleiten.
 Und ob in anderm Sinn sie mit des Frühlings Gaben
 Den Lebensfrohen hoch entzückt,
 Ihn, welchen unbekämpft die Erste drückt,
 Wird nimmermehr die Zweyte laben.

Doch welcher Zufall, welcher seltne Rath
 Vereinigte zum Ganzen diese beyden?
 Vermischte zu der Missethat
 Die Reize der Natur, den Farbenschmuck der Zweyten?
 Wer konnte so den stillen Ort benennen,
 Zu dem sich gern der Schritt des Wandrers zieht!
 Aus seinem Namen wirst Du nie erkennen,
 Welch Paradies um seine Mauern blüht.
 O laß dich, holdes Thal, von keinem Namen kränken;
 Der Freund der lieblichen Natur,
 Der Freund, der einmal dich genoß, wird nur
 Dich in der letzten Sylbe denken.

E. Albrecht.

21.

C h a r a d e .

Was auf der ersten Sylbe steht,
 Ist schön und häßlich, wie sichs schickt,
 Bald flug gleich einer Universität,
 Bald wie ein Bedlam auch verrückt,
 Die Sylbe selbst thut nichts dabey,
 So unentbehrlich auch sie sey.
 Zwey neue Sylben schließen sich
 An jene von ganz andrer Art,
 Sie dienen zwar zu Hieb und Stich
 Doch wird man auch durch sie bewahrt,
 Sie kommen aus der Erde Schoos
 Und dringen wieder auch hinein,
 Es ist des jezgen Säfels Loos,
 Durch sie gar streng regiert zu seyn.
 Das Ganze ziert den Ehrenmann,
 Der sein Organ nicht bänd'gen kann,
 Und wenn sichs hinterm Ohr erhebt
 Nach fremder Leute Gütern strebt.

 Th. Hell.

22.

C h a r a d e a n M i n n a .

Leure! wenn die erste Sylbe mir
 Das Verhältniß Deines Weileus nennet,
 O! voll schmerzenvoller Schnsucht brennet
 Meine ganze Seele dann nach Dir.

Denn so leicht beweglich wie die zweyte
 Ist nicht meiner Liebe fester, treuer Sinn,
 Immer strebt er, gestern so wie heute,
 Gleiches Strebens zu Dir hin.
 Durch das Ganze such' ich Dich zu finden,
 Hab ich Hoffnung, daß Dein Fuß sich naht,
 Und mit ihm verfolg ich, mußt Du schwinden,
 Lang noch den von Dir betreten Pfad.

Lh. Heil.

23.

Schimpf: Charade an

als er die Gesellschaft zu zeitig verließ.

Das Gute nennt man nie mit meinen ersten beyden,
 Oft ist's der Teufel selbst, mein Liebchen auch zu Zeiten,
 Die dritte Sylbe scheint an Geist und Körper schwach,
 Doch wird gewichtig sie folgt einem S sie nach.
 Das Ganze zeigt den Mann, der nie sein Wort gehalten,
 Bey dem Verrath und Trug im finstern Herzen walteten.
 Drum schimpf ich auch damit den sonst so lieben Mann,
 Der unsern Witzverein so schnödd verlassen kann.

Lh. Heil.

24.

S o m o n y m e.

Die Erste sich in bunten Reihen wiegt,
 Die Zweyte lustig durch die Lüfte fliegt,
 Doch kommen sie wohl darin überein,
 Sie können beyde ledern seyn.

J. H. Kärner.

25.

C h a r a d e.

Man mordet die Erste, die kaum geboren,
 Und zieht ihr die Zweyte über die Ohren,
 Dann klingt das Ganze vom mächtigen Schlag,
 Und viele Tausende folgen nach.

J. H. Kärner.

28.

Ich seh's nicht gern, daß in der Freunde Kreise
 Das Glas nach meiner ersten Sylbe heiße;
 Doch, hab' ich ihm die Eigenschaft geraubt,
 So sey, sie zu erneuern, Euch erlaubt.
 Ihr rathet's schon, wenn ich es auch nicht sage:
 Von keinem schlechten Glas ist hier die Frage.
 Und wäre mir dazu das Letzte nur verlieh'n,
 So wollt' ich schon die hohe Königin,
 Die dich befruchtet, allgeliebte Rebe,
 Vermögen, daß sie keinen Kräuter gäbe.
 Es würde dann das Ganze, hätt' ich Geld,
 Des Weines bestem Kenner ausgestellt,
 Für mich zu wählen aus der besten Pflege,
 Daß lästern dann der Neid von meinem Keller spräche.

Bachmann.

29.

S o m m e r e.

Das Lied hör ich aus vollem Herzen gerne,
 Doch kalt sieht's mich auf meiner Ersten an.
 Die Zweyte schleudert in die Ferne
 Der Todes-Waffe scharfen Bahn.
 In lichten Farben über Sterne
 Geht meine Dritte ihre Bahn.

Lh. Körner.

30.

R ä t h s e l.

Mit dem A ist erquickend,
 Mit dem E häufig drückend,
 Mit dem IE herzentzückend,
 Mit dem O sinnbetrückend.

 Th. Körner.

31.

Das Erste ist am längsten man gewesen,
 Fällt man dem Paar der Letzten in die Hand.
 Von voriger Verblendung nun genesen,
 Klagt Zeit: „hätt' ich es nie gekannt!
 „Marien hatt' ich mir erkoren,
 „Durchs Ganze ward mir der Bericht,
 „Der schmerzliche: „sie will dich nicht!“
 „D hätt' ich da den Gleichmuth nicht verloren!
 „Ich hätte eine Andre wohl gefunden,
 „Wie sollt' es jetzt am heimischen Herd mir munden!

 Bachmann.

32.

S o m o n y m e.

Ey, sie darf Dich nicht betrüben,
 Diese Laune des Geschicks,
 Ist die Erste ausgeblieben,
 Kommt die Zweyte Deines Glücks.

 Th. Körner.

33.

Deine Ersten, Lina, lehrten
 Mich Gefühl der Liebe,
 Und nach höhern Leben lehrten
 Sich des Herzens Triebe.
 Und die Hoffnung flocht das Letzte
 In des Lebens Schatten,
 Das noch nie so schön die Götter
 Mir beleuchtet hatten.

Doch als jüngst ich Dich belauschet
 In der Laube Bogen,
 Hat's mir furchtbar drauß gerauschet:
 Ach! ich sey betrogen.
 Müßten diese schönen Ersten
 Spielen nur und lügen?
 Oder irrt' ich? — nein! das Ganze
 Kann mich nicht betrügen.

 Bachmann.

34.

R ä t h s e l.

Mit dem E ist's silbergleich,
 Mit dem I das Himmetreich,
 Mit dem O gar mild und weich.

 Lh. Körner.

35.

R ä t h s e l.

Mit dem A ist's reich an Wolle,
 Mit dem I der sternenvolle,
 Mit dem U machts Pferde tolle.

 Lh. Körner.

- | | |
|------------------|----------------------|
| 1. Stammbuch. | 19. Ausgelassenheit. |
| 2. Trug. | 20. Schandau. |
| 3. Wortwechsel. | 21. Halseisen. |
| 4. Aspik. | 22. Fernrohr. |
| 5. Nachtlcht. | 23. Böfewicht. |
| 6. Fetisch. | 24. Ball. |
| 7. Adam. | 25. Kalbfell. |
| 8. Standhaft. | 26. Grasmücke. |
| 9. Ameise. | 27. Trauermantel. |
| 10. Flügel. | 28. Vollmacht. |
| 11. Spitze. | 29. Bogen. |
| 12. Derwisch. | 30. Laben. |
| 13. Schallmey. | 31. Freywerber. |
| 14. Kuckuk. | 32. Wechsel. |
| 15. Feldmesser. | 33. Augenschein. |
| 16. Stadthalter. | 34. Welle. |
| 17. Milchstraße. | 35. Hammel. |
| 18. Pistolen. | |



Leipzig, gedruckt bey J. G. Neubert.

Literarische Anzeigen.

Erste in Folge

1811

Verlag des Verlegers

Die Anzeigen sind in drei Theile eingetheilt: 1. Die neuesten Bücher, 2. Die neuesten Journale, 3. Die neuesten Zeitschriften.

Herabgesetzter Preis bis Ende December 1811 von
15 Thlr. auf 8 Thlr.

der

malerischen und historischen
Reise in Spanien,

von

Al. de Laborde.

Aus dem Französischen übersetzt. 3 Bände mit sehr vielen
herrlichen Kupfern. 12mo. Leipzig, bey Gerhard
Fleischer dem Jüngern, 1809—1811.

Um den Wünschen so Vielen die möglichste Will-
fährigkeit zu beweisen, setzt der Verleger dieses so all-
gemein geschätzte und mit den schönsten Kupfern so
reich ausgestattete Werk von dem bisherigen Ladenpreis
von 15 Thlr. auf Acht Thaler Sächsl. bis Ende De-
cember 1811 herab, wofür es in jeder Buchhandlung
zu erhalten und zu finden ist.

Zu den vorzüglichsten Erscheinungen im Fache der schönen Literatur und Reisen gehören unstreitig folgende neue Werke, die allgemein empfohlen und gelesen zu werden verdienen.

Die Grafen von Hohenberg. Ein Roman von Caroline Pichler. 2 Theile. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1811. 3 Thlr. 8 Gr.

Julie von Lindau, oder Wille, Natur und Verhängniß, von Carl Streckfuß. 2 Theile mit 1 Kupfer. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1810. 3 Thlr.

Clementine Wallner, ein Roman von Carl Streckfuß. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1811. 1 Thlr. 8. Gr.

Gedichte, von Carl Streckfuß. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1811. 1 Thlr. 8 Gr.

Bemerkungen über Holland, aus dem Reise-Journal einer deutschen Frau, von Therese H***. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1811. 2 Thlr.

Watthann, Graf von, Reise nach Constantinopel. Mit 1 Kupf. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1810. 1 Thlr. 8 Gr.

Pränumerations-Anzeige

der nun völlig beendigten neuen und sehr wohlfeilen Ausgabe

der

O e u v r e s c o m p l è t e s

de

M. de Florian.

13 Volumes. Mit 13 Kupfern. 3.

à Leipsic 1810.

(246 Bogen stark.)

Zu einer Zeit, wo die Fertigkeit in der französischen Sprache ein großes Bedürfnis jedes Gebildeten ist, verdiente dieser so allgemein beliebte Schriftsteller wohl eine neue Auflage, da der Inhalt seiner Werke so anziehend ist, seine Darstellungen so lieblich, und seine Sprache in so leichter und reiner Klarheit dahin fließt. Wem, der auf gebildeten Geschmack Anspruch macht, wären Florians sinnreiche Novellen, sein Ritterroman, der Gonzalvo von Cordova, die idyllische Estelle, seine netten Fabeln, seine Schäfererzählung Galatée, seine beliebten Schauspiele, so wie so vieles andere Schöne — unbekannt?? und wen hätten nicht die reinen, schuldlosen und einfachen Sitten in allen seinen Schriften angezogen? Für unsere Jugend zumal wird es kaum eine Schrift geben, aus welcher sie leichter und lieber ein reines Französisch erlernen möchte. Der Inhalt sämtlicher 13 Bände ist folgender: Tom. 1. Nouvelles et Nouvelles Nouvelles. Tom. 2. Numra Pompilius. Tom. 3 et 4. Théâtre. Tom. 5. Estelle, et Eliezer et Nephtaly. Tom. 6 et 7. Gonzalve de Cordoue. Tom. 8. Fables et Guillaume Tell. Tom. 9. 10. 11. Don Quichotte de la Manche. Tom. 12 et 13. Galatée, et petites Pièces.

Der unterzeichnete Verleger, welcher seinerseits an Druck und Papier nichts gespart hat, die Gefälligkeit dieses Werks zu erhöhen, hofft es dadurch gemeinnütziger zu machen, daß er die Pränumeration zu dem höchst billigen Preis für alle 13 Theile 5 Thlr. 8 Gr. Sächs. setzt, und den Liebhabern, die Pränumeranten sammeln wollen, noch auf 5 Exemplare das 6te gratis gibt, welches Frey-Exemplar aber einzig und allein nur von ihm selbst und keiner andern Buchhandlung zu fordern und zu erhalten ist.

Die sämtlichen 13 Bände, welche alle Werke Florians enthalten, sind bereits fertig gedruckt, und für übersandte Pränumeration von 5 Thlr. 8 Gr. erhält man das complete Werk sogleich. Der Pränumerations-Termin dauert bis Ende März 1812, und nach ihm tritt der Ladenpreis mit 8 Thlr. wieder ein.

Gerhard Fleischer der Jüngere.

Herabgesetzter Preis von II Bänden neuer französischer Romane, unter dem Titel:

NOUVEAUX ROMANS FRANÇAIS.

VOLUME I—II.

Diese Sammlung vorzüglicher neuer französischer Romane bedarf keiner besondern Empfehlung, da sie bereits hinlänglich bekannt sind, und die Namen der Verfasser für ihren Werth bürgen. — Denjenigen, welche neben einer anziehenden und angenehmen Unterhaltung mit der französischen Sprache selbst vertrauter zu werden wünschen, kann diese Sammlung in beider Hinsicht mit vollem Recht empfohlen werden. Sie enthält: Vol. I et 2. Le siège de la Rochelle ou le malheur et la conscience par Mad. de Genlis. Vol. 3 et 4. Eugène de Rothelin par l'Auteur d'Adèle de Senange. Vol. 5. 6 et 7. Les martyrs ou le

triomphe de la religion chrétienne par F. A. de Chateaubriand. Vol. 8. Alphonse ou le fils naturel par Mad. de Genlis. Vol. 10 et 11. Madame de Maintenon par Madame de Genlis. Von diesen 11 Bänden, deren Ladenpreis bisher 10 Thlr. gewesen, ist eine kleine Anzahl zu dem sehr wohlfeilen Preis von Fünf Thaler für das Exemplar zu haben und durch jede Buchhandlung zu bekommen.

Anzeige von zwey neuen interessanten Büchern, welche in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Moderne Biographien, oder kurze Nachrichten von dem Leben und den Thaten der berühmtesten Menschen, welche sich, seit dem Anfange der französischen Revolution bis zu dem Wiener Frieden, als Regenten, Feldherren, Staatsmänner, Gelehrte und Künstler ausgezeichnet haben. Alphabetisch geordnet. Aus dem Französischen frey übersetzt und mit vielen neuen Biographien vermehrt von Karl Reichard. 6 Theile. gr. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1811. Preis 5 Thlr.

Biographische Darstellungen der größten und ausgezeichnetsten Männer aller Zeiten und Völker der Weltgeschichte. 5 Bände. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1811. 3 Thlr.

Herabgesetzter Preis bis zu Ende Decembers 1811

von

E. A. W. von Zimmermann's

Taschenbuch der Reisen

oder

unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des achtzehnten Jahrhunderts in Rücksicht der Länder-, Menschen- und Produktenkunde.

Für jede Classe von Lesern, IV bis 7r Jahrg., oder 1802 bis 1808. Mit 85 Kupfern und Karten. 12. Leipzig.

Aufgefordert durch so viele, mir achtungswürdige Stimmen, und um ein schätzbares Werk gemeinnützig zu machen, will ich den bisherigen Preis dieser 7 Jahrgänge bis zu Ende Decembers 1811 von dem zeitherigen Ladenpreise von 14 Thlr. auf 8 Thlr. Sächsisch herabsetzen, und bin erbötig, denjenigen, welche für Liebhaber fünf Exemplare sammeln, das sechste gratis zu geben. Dieses Frey-Exemplar ist jedoch von mir nur direct zu erhalten, und Liebhaber, welche sich wegen Besorgung der Exemplare an eine andere Buchhandlung als an die Meinige wenden, können auf dieses Frey-Exemplar keinen Anspruch machen.

Der Verleger ist genöthigt, dem Publikum den Werth eines Werks anzurühmen, über welches unsere geachtetsten kritischen Blätter einstimmig mit Enthusiasmus gesprochen haben, und das den allgemeinen Beyfall aller Kenner und Liebhaber dieses Faches erhalten hat. Auch kann wohl der Gehalt eines Werks nicht zweifelhaft seyn, welches in so schöner lebendiger Darstellung uns die Länder, Völker und Naturprodukte Afrikas, Westindiens und des großen Americas von den nördlichsten Gegenden bis zu den südlichsten, gleich anziehend für den aufstellt, der bloß unterhalten seyn

wiß, als für den, der gründliche Belehrung sucht, den heranwachsenden Jüngling, dem es mit Recht ein vorzügliches Geschenk werden kann, in eine Welt voll Wunder und Merkwürdigkeiten einführt, und in 85 trefflich gearbeiteten Kupfern die Porträts berühmter Reisender, viele fremde Völker, Gegenden und merkwürdige Naturerzeugnisse abbildet. Der letzte Band, welcher Brasilien, Chili und Paragonien enthält, beschreibt das erstere große Land so genau, als hätte der Verfasser mit einem Weissagergeiste seine durch die neuesten Weltereignisse verdoppelte Wichtigkeit vorausgesehen.

Gerhard Fleischer der Jüngere,
in Leipzig, als Verleger.

